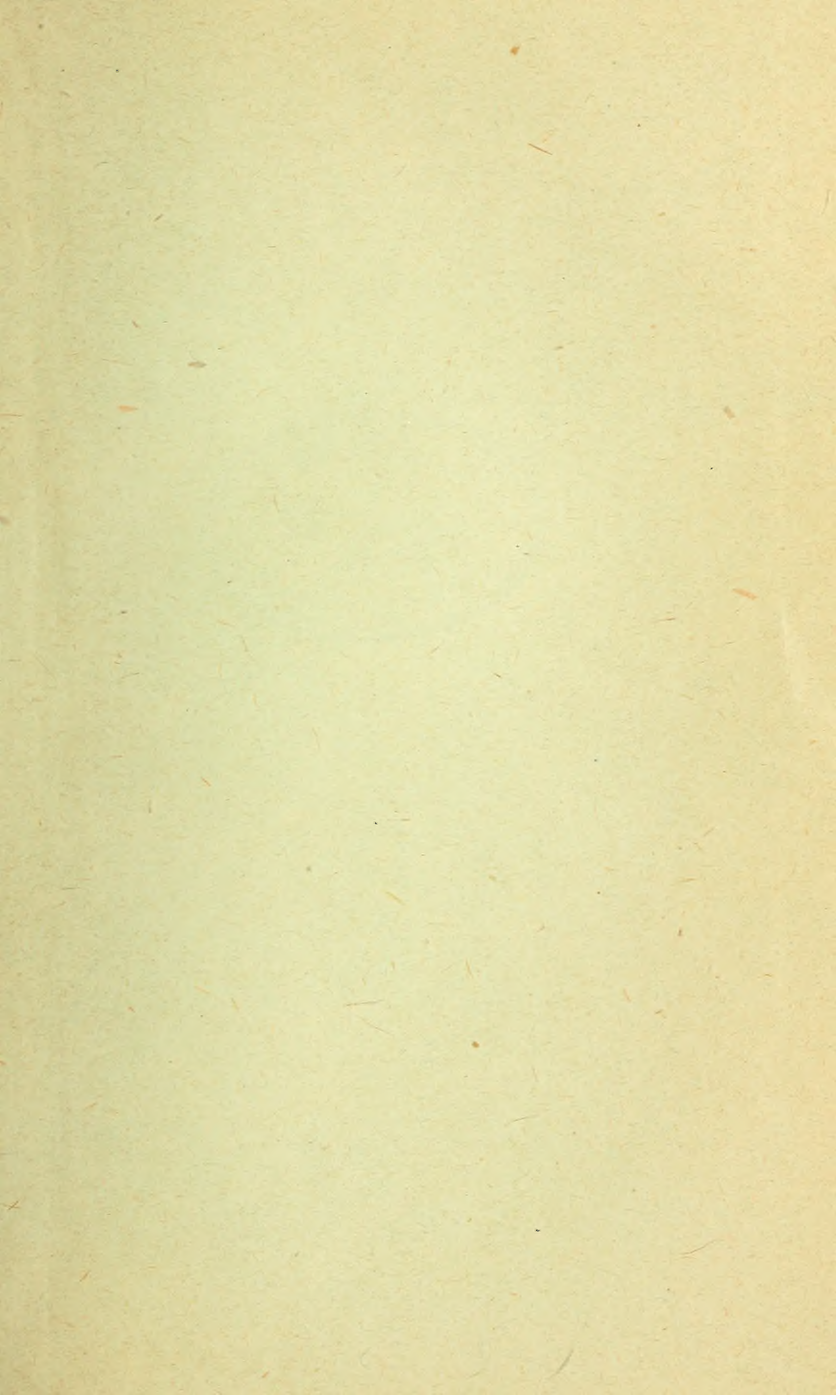
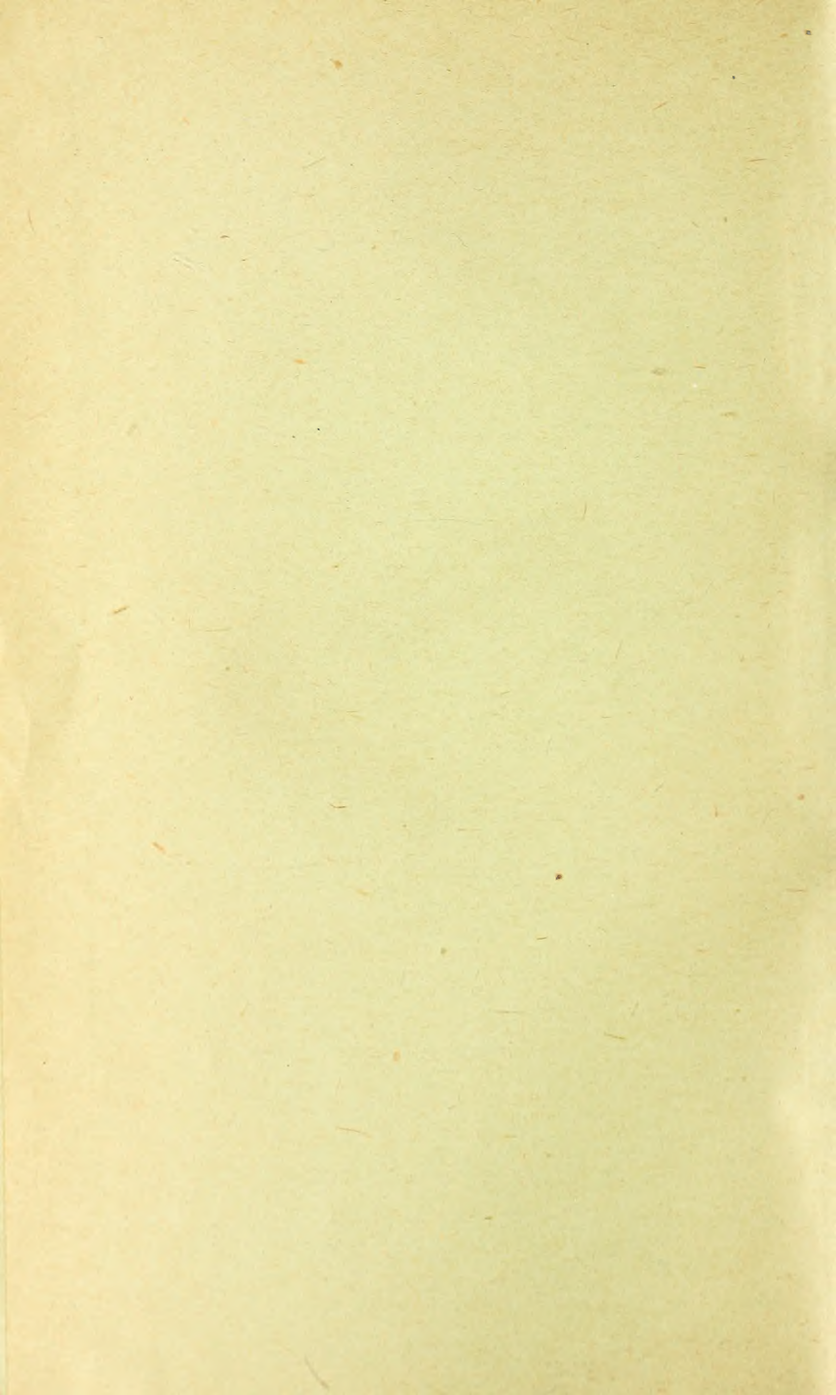
Eduard von Bauernfelds
Gesammelte Aufsätze.









# Schriften

des

# Literarischen Vereins in Wien.

---

IV.

## Eduard von Bauernfelds

## Gesammelte Aufsätze.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.

Wien 1905.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

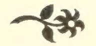
# Eduard von Bauernfelds

# Gesammelte Aufsätze.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.



Wien 1905.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-
Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

# Einleitung.

Die Wiener Gesellschaft hat ihren alten Bauernfeld geliebt. Denn er hat ihr Wesen erfaßt wie wenige, er hat sie geschildert, gepriesen, wohl auch verspottet wie niemand sonst. In seinen Lustspielen hat er sie abkonterfeit mit ihren gröbsten und ihren feinsten Konturen, mit ihren ewigen Vorzügen und Schwächen und mit den kleinsten Eigenheiten der jeweiligen Verhältnisse und Moden. Er hat sie belauscht im Salon und zu Hause, im politischen und im literarischen Getriebe. Und er ist ihr Sprachrohr gewesen in bewegter Zeit, ihr Wecker und Warner, wenn sie schlief. Was er auf der Bühne laut verkündete, das zischelte er in feinen Satiren und Epigrammen, in graziösen und ironischen Versen, das flüsterte er bei festlichem Gelage der Nachbarin ins Ohr, das warf er als kühnes Witzwort in das Behagen des intimen Plauderabends, das klagte er raunzend und schimpfend seinen Freunden. Wahre Triumphe feiert da überall seine Begabung, soziale, politische, literarische Zustände sicher zu erfassen, ge-

schickt zu schildern, boshaft zu bekritteln. Scharfblick und rascher Verstand, Leichtigkeit der Produktion und liebenswürdige Anmut der Sprache zeichnen ihn aus. Im Lustspiel wie in seiner Lyrik ist er Feuilletonist. Und so drängte es ihn bald, sein Talent journalistisch zu verwerten.

Von früher Jugend bis ins hohe Alter geht Bauernfelds publizistische Wirksamkeit neben der poetischen einher. Eine große Zahl von Zeitungen, Revuen, Almanachen hat ihn unter die gelegentlichen Mitarbeiter gezählt; ständig hat er keinem Journal gedient. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit hat er es verstanden, sich stets dem Milieu der Zeitschrift einzuordnen, für die er eben schrieb. In Schickhs Modezeitschrift und in der Theaterzeitung Bäuerles plaudert er anmutig von Schubert, erzählt von Johann Schenk, dem Komponisten des „Dorfbarbier“, von Michael Vogl, dem berühmten Sänger der „Schubertiaden“. Ganz anders tritt er vor das literarische und gelehrte Publikum des Hormayr-Kaltenbaeckischen Archivs; da steht er ernst und kampfbereit an Grillparzers Seite gegen die Pietznigg und Saphir, da betätigt er eifrig seine literarhistorische Begabung. Je näher zu 1848, um so schärfer wird die Tonart der Journale, und wieder bequemt sich Bauernfelds Feder der neuen Umgebung; in L. A. Frankls „Sonntagsblättern“ und in den letzten Jahrgängen der Schickhischen Zeitschrift tritt er nun mit beißenden

Satiren — meist in dramatischer Form — hervor. Das Jahr 1849 findet ihn als geistreichen und unnachsichtigen Beurteiler im Feuilleton der „Ostdeutschen Post“ Kurandas. Von da an ändert sich der Charakter seiner publizistischen Arbeiten. Der Fünfzigjährige ist nicht mehr elastisch genug, jeden Wechsel der Stimmung und Schreibart mitzumachen, in der vordersten Linie der Kämpfer zu stehen; er legt sich seine eigene Weise zurecht und beschränkt sich darauf, seine Erlebnisse im vormärzlichen Österreich, kulturelle und politische Zustände immer von neuem darzustellen, in den gangbaren Tagesblättern, Rundschauen, Jahrbüchern seine Erinnerungen zu publizieren, tote Freunde durch anschauliche Schilderung ihres Wesens, oft auch durch Mitteilung von Briefen den jüngeren Zeitgenossen näher zu bringen.

Neben dieser journalistischen Tätigkeit ist Bauernfeld einige Male selbständig mit Streit- und Bittschriften an die Öffentlichkeit getreten. In den vierziger Jahren hat er mit Broschüren und Memoranden sich lebhaft an dem Kampf der österreichischen Schriftsteller gegen den Mißbrauch der Zensur beteiligt, mit Petitionen und Flugschriften die Bewegung, die schließlich in der März-Revolution kulminiert, begleitet und geführt. Die berechtigten Anforderungen des Publikums an ein zeitgemäßes Theater hat er in nachdrücklicher Weise vertreten; in einer satirischen Zeitschrift, die freilich nach

dem ersten Heft einging, ist er den großen und kleinen Sünden des Staates und der Gesellschaft an den Leib gegangen.

Eine Gruppe für sich bilden die Vorreden, die er einzelnen seiner Stücke beigegeben hat, und die wertvolle Einleitung zu seiner Übersetzung der Romane von Dickens. —

Auf den ersten Blick zerfallen alle diese Broschüren, Artikel, Feuilletons, Skizzen stofflich in zwei große Reihen. Die eine beschäftigt sich mit den kulturellen Zuständen Österreichs im allgemeinen und legt ein Hauptgewicht einerseits auf die Politik, anderseits auf die gemütliche Schilderung von Selbsterlebtem. Die andere berücksichtigt ein einziges Gebiet der allgemeinen Kultur, die Literatur, und hier beschränkt sich Bauernfeld nicht auf die Heimat und die Gegenwart, die freilich im Vordergrund seines Interesses stehen, sondern schweift gelegentlich weiter zurück und breiter umher. — In der ersten Gruppe stehen den historischen Aufsätzen andere gegenüber, in denen der Schriftsteller, statt das Vergangene beschaulich zu betrachten, an der lebendigen Gegenwart teilnimmt. Der Chronist macht hier dem Politiker Platz.

Im Jahre 1842 tritt Bauernfeld zum erstenmal als politischer Schriftsteller auf den Plan, und zwar in einem Gebiete, das der Literatur zunächst liegt. Die „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“

wenden sich gegen die engherzige, Autor und Buchhändler schädigende Anwendung, oder vielmehr Nichtanwendung der liberalen Zensurgesetze von 1810. Bauernfeld entwirft in raschen Zügen ein Bild des zeitgenössischen Deutschland, der erfreulichen Gärung, die das Reifen köstlicher Früchte verspreche. Er zeigt, daß auch Österreich von dem neuen Geiste erfüllt, daß es materiell und intellektuell im Aufschwunge begriffen sei. In dieser allgemeinen Bewegung sei die Poesie ein wenig zu Schaden gekommen, die „neue praktisch-humane Richtung“ benachteilige das große Individuum zugunsten der mittelmäßig veranlagten Menge, „das Goldstück setzt sich in Scheidemünze um“. Da sei es nun doppelt wünschenswert, daß das heimische Talent gefördert werde. Statt dessen setze die gegen inländische Erzeugnisse so überaus strenge Zensur eben durch diese Strenge geradezu Prämien für die ausländischen Geistesprodukte aus. Bauernfeld verlangt von dem gebildeten Deutschland, daß es den redlichen Bestrebungen der Österreicher entgegenkomme und sie unterstütze, von dem landsmännischen Schriftsteller, daß er sich ermanne, seine Zeit erkenne und seine besten Kräfte und Talente der einzig echten, der nationellen Bildung zuwende, von der Zensur, daß sie nach den vorhandenen guten Gesetzen — die der neuen Zeit entsprechend zu modifizieren seien — gehandhabt werde. Und schließlich fordert er, „daß etwas geschehe, um ein wissenschaftlich-kritisches

Blatt in Österreich zu gründen, welches den Ausdruck unseres neuen geistigen Lebens rein und treu widerspiegle".

Diese in überaus maßvollem Tone — Hammer-Purgstall wollte sie dem Offiziosus Zedlitz zuschreiben — gehaltene Broschüre, die selbst behauptet, sie sei der Ausdruck der Gesinnung der österreichischen Mittelklassen, bot im wesentlichen die Grundzüge für die berühmte Petition der Wiener Schriftsteller vom Jahre 1845, deren Hauptverfasser Bauernfeld war. So bescheiden die hier aufgestellten Forderungen waren, so gering war ihr Erfolg. Ein „oberstes Zensurkollegium", das als unparteiische Instanz das Verbot des Zensors revidieren sollte, wurde versprochen, auch „errichtet", ohne je ins Leben zu treten. Ein journalistischer Vertrauensmann Metternichs, Hofrat Klemens Freiherr von Hügel, setzte die Diskussion in einer Broschüre fort, die sich gegen die Preßherrschaft wendet und die Schriftsteller geradezu als Privilegierte bezeichnet. Als das Büchlein unliebsames Aufsehen machte, wurde der Heißsporn von seinen Auftraggebern desavouiert. Bauernfeld hatte sich beeilt, sein Geisteskind, die Schriftstellerpetition, gegen den reaktionären Eiferer in einem witzigen „Schreiben eines Privilegierten in Österreich" zu verteidigen.

In dieser kleinen Reihe von Streitschriften ist Bauernfeld vor allem der Vertreter der österreichischen

Schriftsteller und erst in zweiter Linie der österreichischen Intelligenz überhaupt. Im Jahre 1848 ändert sich das. Die Schriftsteller gehen hinaus ins Volk und werden seine Führer. Bauernfeld ist als Gast Doblhoffs in dessen Wohnung im Landhause aus unmittelbarster Nähe Zeuge der schwerwiegenden Beratungen im März und mit Begeisterung erfaßt er die Idee Kleyles, durch eine Adresse an den Landtag die Stellung der liberalen Opposition zu stärken. Mit Alexander Bach entwirft er eine kurze, aber energische Petition um Konstitution und Preßfreiheit und wirbt in den Kreisen der Kaufleute und Fabrikanten um Unterschriften. Am 11. März wird sie den Ständen überreicht; zwei Tage später sieht Bauernfeld, Seite an Seite mit Doblhoff und Anastasius Grün, von seinem Fenster hinab auf die erregte Menge im Hof des Landhauses und wieder zwei Tage später eilt er kühn entschlossen mit Anastasius Grün in die Hofburg und erreicht hier die sofortige Bewilligung der Konstitution. In der furchtbaren Aufregung dieser Tage, die am 18. März zu einer Gehirnhautentzündung führt, entwirft er ein Straßenplakat, in dem er die Entfernung aller Männer des alten Systems fordert, mit dem aufreizenden Titel „Provisorische Regierung“. Es bildet den Höhepunkt und zugleich den Abschluß dieser fieberhaft erregten Periode seiner Schriftstellerei, den Abschluß auch seiner politischen Wirksamkeit, die ihm

für einige Zeit ungeheuere Popularität verschafft und seine Wahl ins Frankfurter Vorparlament zur Folge hat. Er muß aus Gesundheitsrücksichten ablehnen und zieht sich wieder in sein bescheidenes Poetenleben zurück.

In den ersten Jahren der Reaktion versucht er es noch einmal, sich mit den politischen Zuständen seiner Zeit auseinanderzusetzen, diesmal nicht als Mitstreiter oder gar als Führer, sondern als stiller, aber überlegener Beobachter. Und wenn seine vormärzlichen Publikationen ein wenig breit und doktrinär erscheinen, wenn in den Sturmpetitionen des Revolutionsmonats die Erregung des ganzen Volkes durch Bauernfelds Worte zittert, so findet er in diesen knappen und aktuellen „Studien“ seinen eigenen, feinen Stil, so erhebt er sich hier zur Höhe eines Weisen. Mit einem wahrhaft großen Humor betrachtet er die Folgen der Ernüchterung in allen Kreisen der Bevölkerung, mit beißendem Witz schildert er die verwandlungsreiche Lebensgeschichte der „Gutgesinnten“, den dornenvollen Leidensweg des „Altliberalen“. Wenn nicht als politischer Führer, so will er als Erzieher wirken; er feuert die Gesinnungsgenossen an, er appelliert an die Machthaber, Österreich zu retten, es aus der Barbarei herauszuführen, der Jugend, dem Volke die Quellen der Bildung zu öffnen. Wenige Jahre vor der grundlegenden Reform der Mittelschule läßt er diese Mahnung ertönen und

nimmt so sein bescheiden Teil an dem großen Werke Leo Thuns.

All diesen politischen Aufsätzen gemeinsam ist neben einem tatkräftigen Enthusiasmus der scharfe Blick für die Übelstände und Bedürfnisse der Zeit und die richtige Abschätzung dessen, was gefordert werden muß und was man erwarten kann. Nirgends — das halbverrückte Straßenplakat ausgenommen — versteigt sich Bauernfeld zu utopischen Phantasien, wie sie eben in jenen aufgeregten Tagen auch ernste Männer hegten und äußerten, stets bleibt dieser Lustspieldichter Verfechter einer gesunden Realpolitik. Dabei hält er aber durch alle äußeren Wandlungen hindurch fest an seinen Anschauungen und Überzeugungen. Mit einem gewissen Stolz nennt er sich einen „Altliberalen", als die Bezeichnung in Verruf kommt, mit gerechter Verachtung blickt er auf die Schar der Charakterlosen herab, die, gierig nach Brot, ihr Mäntelchen nach dem Wind hängen, der Ehrgeizigen, die sich nicht abnützen wollen, damit sie die Männer der Zukunft bleiben. Er selbst ist nicht von dieser Art. Er wirkt mit an dem großen Werk der Erneuerung Österreichs, solang er kann. Und als ihm erst die Anarchie, dann die Reaktion die Hände gebunden, ruft er die andern zur Tat und hört in einer Zeit allgemeiner Desperation nicht auf zu hoffen. Auch für sich selbst. In der letzten „Studie" wendet er sich an sein liebes, altes, sein junges Publikum; er fühlt sich

selbst wieder jung und schaffensfroh und er will der neuen Zeit neue Dichtungen darbringen. Zu einer großen Übersicht über sein bisheriges Poetenleben gestaltet sich dieses Feuilleton, das aus dem Rahmen der „Studien“ in die Gruppe der autobiographischen Publikationen hinüberstrebt.

Von jugendlichen Aufsätzen bis zu Erinnerungen des Greises läuft die nur durch die Revolutionsmonate unterbrochene Reihe der lebensgeschichtlichen Skizzen, in denen vor allem Bilder aus dem Kulturleben des Vormärz entworfen werden. Im Gegensatz zu den politischen Schriften sind sie von sehr ungleichem Werte. Neben ausgezeichneten Darstellungen und höchst interessanten Mitteilungen finden wir gehaltlose Anekdoten, langweilig breite Berichte über unbedeutende Menschen und Dinge. Unter den älteren Aufsätzen freilich überwiegen die guten. Besonders fesselnd weiß Bauernfeld jederzeit von seiner Jugend zu erzählen, von der Einrichtung des Unterrichts, von seinen Lehrern und Schulkameraden, vor allem von seinen ungebundenen Bohème-Jahren, von den trauten Genossen dieser Genieperiode Schubert und Schwind, von dem angeregten literarischen Treiben der zwanziger und dreißiger Jahre. Seine Mitteilungen gehören zu den wichtigsten Quellen, die wir für diese Zeit und diesen Kreis besitzen. Die Verhältnisse an den Schulen hatten sich in den zehn Jahren kaum geändert, die

Grillparzers und Bauernfelds Studienzeit trennen, und so können diese Partien aus den Memoiren des Lustspieldichters die entsprechenden Abschnitte in der Selbstbiographie des Tragikers ergänzen. Die Aufsätze über Schubert sind dem Biographen des großen Komponisten von höchstem Nutzen, aus den Berichten über das literarische Zusammenleben, über die politischen und sozialen Verhältnisse im Vormärz zieht der Historiker Gewinn, die Schilderung der geistig angeregten Gesellschaft, die sich um Schubert und Schwind scharte, gewährt jedem Leser reichsten Genuß. Diesen Kreis lieblicher Frauen, wie die Schwestern Hönig und Fröhlich, begeisterter Kunstfreunde, wie Spaun und Schober, die Freiherrn von Schönstein und Mayerhofer, bedeutender Musiker, Maler und Dichter, wie Lachner und Vogl, Kupelwieser und Daffinger, Mayrhofer und Grillparzer, dies wundervoll anmutige Leben voll Schönheit, Heiterkeit und Geist — Schwind hat es gemalt, Schubert in dem Wohllaut seiner Lieder und Tänze festgebannt, niemand aber so liebevoll, so lebendig nacherzählt wie Bauernfeld. Nicht nur die harmlose Fröhlichkeit dieser Blütezeit österreichischer Kunst hat er in seinen Skizzen festgehalten, er hat mit gleicher Treue das Bild der ernsten Zeit entworfen, die mit ihren politischen und finanziellen Katastrophen der Wiener Gemütlichkeit ein böses Ende machte. Für diese Jahre der heimlichen Gärung und der offenen Empörung sind seine Memoiren

mit die wichtigsten und zuverlässigsten historischen Dokumente.

Alle diese schriftstellerischen Arbeiten zeichnet eine außerordentlich angenehme Schreibart aus; besonders in die älteren scheint die ganze Liebenswürdigkeit der Zeit eingegangen zu sein, aus der sie stammen und die sie schildern. Dieser behagliche Plauderton bleibt Bauernfeld auch zu eigen, wenn er etwa zu Beginn der fünfziger Jahre von einer Reise nach Deutschland und Belgien an die „Ostdeutsche Post" wenig bedeutende „Reiseblätter" richtet, die nur dort lebhafteres Interesse erregen, wo sie über das Brüsseler Theater oder über einen Besuch bei Tieck in Berlin berichten. Mit den Jahren freilich läßt sich Bauernfeld immer lässiger gehen und seine Form wird manchmal allzu salopp. Schon seine satirische Revue, „Wiener Ein- und Ausfälle" (1852), die von Zampis geistreich illustriert wurde, leidet an Oberflächlichkeit in Stil und Inhalt. Es ist so recht ein Zeugnis für seinen Wunsch, sich völlig von der Politik zu entfernen, wenn er hier Frauenmoden und Gasthausleben, Theater und Tanzvergnügen aufs Korn nimmt und höchstens mit einem zahmen „phantastisch-industriellen Zeitgemälde" „Die Schutzzollfee" politische Fragen streift. In späteren Jahren weiß er selten Neues zu bringen; die kulturhistorischen Skizzen verlieren sich in endlose Wiederholungen und uninteressante Details, seine „Er-

innerungen“ schweifen ohne Sorgfalt von Wichtigem und Fesselndem zu allerhand anekdotischem Kleinkram. Noch immer aber gelingt es dem alternden Schriftsteller, literarische Physiognomien in rasch hingeworfenen, lebensvollen Porträts wiederzugeben.

Denn die eigentliche Begabung des Historikers Bauernfeld liegt auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Scharfer Verstand, ästhetisches Feingefühl, glückliche Darstellung wirken hier zu trefflichstem Gelingen zusammen. Sein Interessenkreis ist allerdings auch auf diesem Gebiete kein allzuweiter. Von fremden Literaturen hat ihn eigentlich nur die englische dauernd gefesselt. Shakespeare und Dickens hat er übersetzt, die alten englischen Dramatiker, vor allem — auf Grillparzers Rat — Beaumont und Fletcher, studiert. Mit diesen Dichtern beschäftigt er sich nun auch kritisch. Ein Aufsatz über die beiden Lustspieldichter — er erschien mit gutem Grund anonym — ist freilich kaum mehr als ein Auszug aus den alten Kommentaren von Sewart und Sympson. Aber die Übersetzung der „Pickwick papers“ hat er durch eine sehr hübsche Einleitung bereichert, die in raschen Zügen die Entwicklung des Romans bis Dickens skizziert und in eine zutreffende Charakteristik dieses Schriftstellers und seiner ersten Werke ausläuft. Schon hier bewährt Bauernfeld sein Talent, große Perioden in knapper Darstellung zusammenzufassen, die einzelnen Phasen wie die her-

vorstechendsten Persönlichkeiten mit wenigen Worten sicher zu kennzeichnen. Auf anderem Boden bewegt sich ein später Aufsatz über die Shakespeare-Übersetzungen, der in Erinnerung an den selbstdurchlebten Frohndienst bei Trentsensky die von A. W. Schlegel bis in die jüngste Zeit immer wieder aufgeworfene Frage nach der Kunst des Übersetzens zu beantworten sucht.

Die reichste und eindringlichste publizistische Tätigkeit blieb naturgemäß dem Theater gewidmet. Ob er hier als Historiker auftritt, in einem vorzüglichen Aufsatz als erster die Geschichte der Wiener Volksbühne von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart entwirft, Josef Schreyvogel, dem treuen Eckart des Burgtheaters, dem Freund und Führer Grillparzers, aus dankbarem Herzen ein Denkmal setzt — ob er kampfbereit für die Einführung der Tantieme, für die Verbesserung des Repertoires, für die Neugestaltung des Burgtheaters eintritt: immer ist er mit ganzer Seele bei der Sache, überall merkt man mit Wohlgefallen, wie dieser leidenschaftliche Theatermensch für sein Liebstes zeugt und kämpft. Als im Jahre 1849 mit der eingetretenen Ruhe das Interesse für das Theater sich wieder herstellte, da trat Bauernfeld in seinen „Flüchtigen Gedanken über das deutsche Theater" mit langgehegten und -verschwiegenen Wünschen hervor. Den freieren Geist, den die Revolution auf die Bühne gebracht, wollte er bewahrt, von hohen künstlerischen Gesichtspunkten die

Schauspielhäuser, vor allem das geliebte Burgtheater, geleitet sehen. Von seinen Forderungen sind heute manche erfüllt, viele aber nur dringender und unabweislicher geworden. So bleibt diese Broschüre von einer traurigen Aktualität. Und von ebenso trauriger Bedeutung für unsere Zeit ist ein Aufsatz, in dem sich Bauernfelds Haß gegen die vorlaute Kritik heftig ausspricht.

Der eifrige Theaterbesucher und sichere Beurteiler ist nur hie und da als Kritiker vor die Öffentlichkeit getreten. Er scheute und schämte sich, der Schar seichter und unehrlicher Rezensenten beizutreten, die gerade in Wien das Publikum am Gängelbande führten. Er wendet sich gegen die „falsche Kritik“ der Saphir und Genossen und fordert an Stelle der urteilenden und meist verurteilenden eine beschreibende Kritik. In dieser schweren Kunst des Beschreibens ist nun freilich Bauernfeld nicht eben Meister; seine Analysen haben keinen rechten Mittelpunkt, sie zerflattern im Detail. Er hat auch wenig Liebe und Interesse für ein solches Zergliedern, wie ihm überhaupt die Dinge hinter den Menschen zurückstehen. Diese aber in ihrer Eigenart zu erfassen und sie gegeneinander zu kontrastieren, das ist ihm wiederholt ausgezeichnet gelungen. Nicht nur den einzelnen Künstlern ist er derart gerecht geworden, er hat es mit Erfolg versucht, die österreichischen Dichter zu gruppieren, und seine Anordnung gilt in vielen Fällen heute noch für richtig. Das Ähnliche und das Unter-

scheidende bei Castelli und Seidl, Anastasius Grün und Lenau, Raimund und Nestroy hat er deutlich erkannt und in präzisen Formeln bestimmt. Mit den Personen hat ihm die Entwicklung der Poesie in Österreich klar vor Augen gestanden und seine knappe Übersicht über diese Entwicklung von Denis bis Lenau ist der erste und überaus gelungene Versuch, dieselbe darzustellen. —

Fast alle diese Wahrnehmungen und Betrachtungen des scharfsichtigen und klugen Mannes, wichtige Beiträge zur Geschichte des geistigen Lebens in Österreich, sind in verschollenen Zeitschriften und vergriffenen Broschüren zerstreut. Nur einen kleinen Teil seiner Memoiren hat Bauernfeld unter dem Titel „Aus Alt und Neu-Wien" in seine Werke aufgenommen und so für die Nachwelt lebendig erhalten. Den Schatz von historischen und literarischen Dokumenten, den er in Journalen und Almanachen vergraben hat, zu heben, schien dem Ausschuß des Literarischen Vereins eine notwendige und dankenswerte Aufgabe; er hat den Unterzeichneten mit ihrer Lösung betraut. Daß nicht alle, auch nicht alle in „Aus Alt- und Neu-Wien" fehlenden Artikel neugedruckt werden konnten, war von vornherein klar; zu viel Unbedeutendes steht einer Gesamtausgabe entgegen. Aber die Auswahl bot Schwierigkeiten. In den Wust von Broschüren, Skizzen, Kritiken auch nur einigermaßen Ordnung zu bringen, wurde durch eine

Eigentümlichkeit erschwert, die der Essayist Bauernfeld mit dem Dichter gemein hat und die seine Fruchtbarkeit zum Teil erklärt: die skrupellose Wiederverwendung der eigenen Produktion. Der Sammler der Feuilletons muß diesen Umstand tiefer bedauern, als dies seinerzeit der rasch vergessende Zeitungsleser getan hat; denn in dem Rahmen eines Buches wären die steten Wiederholungen unerträglich und manch geistreicher Gedanke, manch interessante Mitteilung mußte ausgeschlossen bleiben, weil sie mit zwei-, dreimal Gesagtem zu einer Einheit verbunden ist. Aber auch ganz äußerliche Motive führten die Zurückweisung zahlreicher Aufsätze herbei. Der Raum war von vornherein so spärlich bemessen, daß auch unter den guten Artikeln eine strenge Auswahl nötig wurde. Bei gleichen Ansprüchen wurde der an entlegenerer Stelle gedruckten Arbeit der Vorzug gewahrt; die Aufnahme von allzu gleichartigen Aufsätzen wurde vermieden, anderseits aber doch der Versuch gemacht, die ausgewählten stofflich zu Gruppen zusammenzuschließen. Eine der wichtigsten Broschüren, die „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“ konnte keine Aufnahme finden, weil sie allein ein Drittel des Bandes gefüllt hätte; aus demselben Grunde mußte auf den Abdruck von Bauernfelds „Erinnerungen“ verzichtet werden. Diese beiden Schriften würden im Verein mit den besseren von den jetzt zurückgehaltenen Arbeiten einen zweiten Band bilden, zu dessen Herausgabe sich

vielleicht einmal Gelegenheit ergibt. Dann erst wird das Erbe des Historikers Bauernfeld wiedergewonnen sein.

Der vorliegende Band zerfällt ohne Zwang in drei Teile. Im ersten erscheint Bauernfeld als politischer Schriftsteller. Mit Berücksichtigung der in den Anmerkungen abgedruckten Broschüre Hügels läßt sich der Kampf um die Zensurfreiheit von 1845 bis 1848 verfolgen; die „Studien" des Jahres 1849 schließen sich an. Die zweite Gruppe beschäftigt sich mit Literatur und Theater. In der dritten sind biographische Skizzen zusammengestellt, je einem Maler, einem Musiker, einem Dichter gewidmet. Die Briefe der George Sand an Dessauer dürften eine um so willkommenere Beigabe bilden, als sie in der „Correspondance" der Dichterin (4.—6. Band. Paris. C. Lévy 1883—1884) ungenau gedruckt sind. Daß die meisten Briefe Schwinds an Bauernfeld von Holland im 6. Band des Grillparzer-Jahrbuches vollständig abgedruckt sind, schien mir kein hinreichender Grund, den hübschen Aufsatz zu unterdrücken.

Für gütige Nachweise bin ich Sr. Exzellenz Josef Alexander Freiherrn von Helfert, Herrn Professor Dr. August Sauer und Herrn Dr. Emil Horner zu Dank verbunden. —

Und nun spreche der alte Österreicher aufs neue zu seinen Landsleuten!

Wien, 11. August 1905.

**Stefan Hock.**

# Inhaltsverzeichnis.



Eduard von Bauernfelds Gesammelte Aufsätze.

---



## I. Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich (1845).

„Kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, soll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben oder seiner möglich nützlichen Wirksamkeit entzogen werden" — heißt es in der „Vorschrift für die Leitung des Censur-Wesens und für das Benehmen der Censoren" vom 10. September 1810, welche zum Eingange einer „zweckmäßig geleiteten Lese- und Schreibe-Freiheit" das Wort führt.

Der § 4 der Vorschrift spricht insbesondere den Grundsatz aus, daß wissenschaftliche Werke mit der größten Nachsicht behandelt, und ohne äußerst wichtige Gründe nicht verboten werden sollen, und der § 8 enthält wörtlich folgende Stelle:

„Werke, in denen die Staatsverwaltung im ganzen oder einzelnen Zweigen gewürdigt, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angedeutet, Mittel und Wege zur Erringung eines Vortheils angezeigt, vergangene Ereignisse aufgehellt werden usw., sollen ohne hinlänglich andern Grund nicht verboten werden,

wären auch die Grundsätze und Ansichten des Autors nicht jene der Staatsverwaltung."

Der § 12 räumt ferner den Schriftstellern, deren Handschriften von der k. k. Polizei- und Zensurhofstelle die Zulassung zum Drucke versagt wurde, das Recht ein, diese Handschriften mit Beifügung der Rechtfertigungsgründe an die „politische Hofstelle ihres Landes" überreichen zu dürfen, welche darüber an Se. Majestät Bericht zu erstatten hat.

Der § 14 endlich macht den Zensoren sowie den Revisionsämtern die möglichste Schnelligkeit bei Abgabe der Bücher und Erledigung der Manuskripte zur Pflicht.

Diese und andere milde und humane Bestimmungen, von denen die des § 8 beinahe wörtlich in die neue preußische Zensurinstruktion vom 24. Dezember 1841 aufgenommen wurde, bilden den Hauptinhalt der Österreichischen Zensurvorschrift vom 10. September 1810, welche jedoch nur als Instruktion für die Zensoren, nicht aber als Gesetz gelten zu sollen scheint, und die daher auch niemals öffentlich kundgemacht wurde, denn der Umstand, daß sie in mehreren Privatwerken (in Graf Barth-Barthenheins System der österreichischen Polizeiadministration, Faullers Polizeigesetzkunde, Kankas Handbuch der Gesetze über schwere Polizeiübertretungen) abgedruckt ist, gestattet noch keineswegs, diese Zensurvorschrift als offiziell

kundgemacht zu betrachten, da sich nach den bestehenden allerhöchsten Normen auf derlei Privatgesetzsammlungen wirksam nicht berufen werden kann. — Im Jahre 1840 soll eine Publikation dieser Vorschrift, und zugleich die Aufhebung sämtlicher, nach dieser Zensurinstruktion vom Jahre 1810 erlassenen polizeilichen Verfügungen allerhöchstenorts angeordnet worden sein. Unter diesen Verfügungen erscheint insbesondere das Hofdekret der k. k Polizei- und Zensurhofstelle vom 14. Juli 1812, worin angeordnet wurde, daß alle Schriften, welche die neuere Kriegsgeschichte betreffen, mit dem Gutachten der Zensoren zur definitiven Entscheidung der sogenannten Hofstelle vorzulegen seien, ferner das Hofdekret derselben Hofstelle vom 2. Oktober 1819, womit die obige Bestimmung auf sämtliche Manuskripte und später auch auf Bilder, Landkarten und Musikalien ausgedehnt wurde.

Die erwähnte Publikation war wohl nur behufs der Zensoren anbefohlen worden, um sie neuerdings auf die beinahe in Vergessenheit geratene Instruktion aufmerksam zu machen, und ihnen die genaue Beachtung der darin enthaltenen Grundsätze einzuschärfen Allein eine Kundmachung, selbst in diesem beschränkten Sinne, ist unsers Wissens bisher noch nicht erfolgt, der Zensor übt sein Amt fortwährend nach Gewohnheit und Herkommen aus, und der Schriftsteller kann sich auf kein Gesetz zum Schutze seiner Rechte berufen.

Diese exzeptionelle Stellung des österreichischen Schriftstellers ist es, welche die Unterzeichneten, nicht aus persönlichen Rücksichten, sondern im Interesse der gesamten vaterländischen Literatur zu der vorliegenden Denkschrift veranlaßte, welche sich insbesondere erlaubt, auf eine schmerzlich gefühlte Lücke unserer Gesetzgebung aufmerksam zu machen und vor dem Standpunkte des Rechtes wie der Billigkeit darzustellen, wie dringend notwendig die Verleihung eines Zensurgesetzes für Österreich erscheint.

Der Zustand der Presse, dem Zensurinstitute gegenüber, ist leider ein vollkommen rechtloser, der Schriftsteller wird gerichtet nach Normen, die er nicht kennt, und verurteilt, ohne gehört zu werden, ohne sich verteidigen zu können.

Der geringste Handwerker, der ärmste Taglöhner, überhaupt jeder Staatsbürger findet im Gesetze Schutz für seine Tätigkeit. Die Grenzen derselben sind ihm vorgezeichnet, aber innerhalb dieser Grenzen kann er sich frei und ungehindert bewegen; niemand darf ihn in der Ausübung seiner durch das Gesetz ihm zuerkannten Rechte stören.

Hielt man diese Vorsicht im Bereiche der materiellen Interessen für unentbehrlich zur Aufrechthaltung eines geordneten Rechtszustandes, so dürfte sie wohl da nicht minder notwendig befunden werden, wo es sich um die geistigen Güter des Menschen, um die

höchsten Interessen der Wissenschaft, um die heiligsten Ansprüche der Wahrheit handelt. Allein wie trostlos ist die Lage des Schriftstellers gerade in dieser Beziehung!

Österreich besitzt kein Zensurgesetz. Wo aber kein Gesetz, sondern nur die individuelle Ansicht des Zensors entscheidet, da kann es leicht dahin kommen, daß selbst das an sich Erlaubte und Unschädliche, ja das Gemeinnützliche verboten wird.

Der Zensor — bei dem besten Willen — kann irren; er kann aus Ängstlichkeit und Sorge für die Beibehaltung seiner Stellung gegen seine bessere Überzeugung so manches verdammen, was vielleicht zur Zierde der Literatur, somit zum besten des Landes gereichen könnte. Bei diesen Verhältnissen arbeitet der österreichische Schriftsteller unter dem stets bestehenden Drucke des Bewußtseins, sich vielleicht der Willkür preisgegeben zu sehen, die nach ihm unbekannten Rechtsnormen über seine Erzeugnisse aburteilen kann; denn kein Gesetz ist vorhanden, unter dessen schirmendem Dache er sich gegen die Übergriffe der Zensoren schützen, auf das er sich zur Begründung seiner Rechtsanspüche berufen könnte. Seine Schrift wird als „zum Drucke nicht zugelassen“ bezeichnet, und er muß verstummen; nicht einmal die Frage um das „Warum“ ist ihm gestattet oder kann — wenn sie auch gestellt würde — auf Beantwortung hoffen. Von allen österreichischen

Staatsbürgern ist es sonach der Schriftsteller ganz allein, welcher ungehört verurteilt wird, während doch selbst dem Angeklagten, dem Verbrecher ein rechtliches Gehör und eine Verteidigung verstattet wird und ihm mit dem Urteile auch die Beweggründe desselben bekanntgegeben werden müssen.

Um diesen Übelständen zu begegnen, hat zwar die Zensurinstruktion vom Jahre 1810 dem Schriftsteller das Recht der Berufung an die „politische Hofstelle seines Landes“ eingeräumt; allein dieses Zugeständnis ist bei der gegenwärtigen Verfassung der Zensuranstalt — wie man sichs nicht verhehlen darf — ein rein illusorisches, teils weil eben diese hohe Rekursbehörde (die politische Hofstelle) nicht selten schon vorläufig ein Informationsvotum über das ihr im Vorberatungswege durch die Zensurstelle vorgelegte Manuskript abgegeben hat und daher der Rekurs eigentlich gegen ihre eigene (mittelbare) Entscheidung an sie selbst gerichtet wird; teils weil dem Schriftsteller die Motive der zensurbehördlichen Abweisung nicht bekanntgegeben werden, er demnach auch seine Beschwerden nicht zu begründen, nicht mit einer Entkräftung der Abweisungsgründe zu begleiten vermag; und weil endlich die Vollziehung der durch die Rekursbehörde gefällten Entscheidung immer wieder nur der Zensurbehörde selbst anheimgestellt, von derselben aber nach allbekannter Erfahrung nur zu häufig zurückbehalten wird. Wahrhaftig, dieser im hu-

mansten Sinne bewilligte Rekurszug müßte ganz anders organisiert sein, wenn er dem Schriftsteller auch nur die geringste Garantie gewähren sollte. -- Nicht besser verhält es sich mit der im § 8 der Instruktion dem Schriftsteller eingeräumten Berechtigung, das Wesen der Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen zu besprechen, und selbst Fehler und Mißgriffe aufzudecken, wenn alles dies nicht aus Gehässigkeit, sondern in der guten Absicht ihrer Abstellung und in einem anständigen und bescheidenen Tone geschieht. Auch diese humane Verfügung scheint gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein. Die meisten Aufsätze, welche irgend einen Zweig der Staatsverwaltung berühren, werden nach abgegebenem Votum des Zensors noch insbesondere jenen Hofstellen, in deren Ressort die behandelten Materien gehören, ja nicht selten auch Privatpersonen, deren Selbstgefälligkeit vielleicht durch eine solche Publikation verletzt werden könnte, oder auch nur als Sach- und Fachkundigen zur Begutachtung mitgeteilt. Abgesehen von der durch dieses Verfahren herbeigeführten Verzögerung, die in mehreren Fällen Jahre betrug, und bei sehr gediegenen, rein wissenschaftlichen Werken nicht selten mit gänzlicher Zurückhaltung des Manuskriptes endete, werden dem Schriftsteller hierdurch nur neue Hindernisse in den Weg gelegt. Hat er in seiner Arbeit irgend eine Regierungsmaßregel — wenngleich mit gebührender Bescheidenheit — einer

würdigen Kritik unterzogen, so wird sich die Verwaltungsbehörde, von der jener Fehlgriff ausgegangen, durch den auch leise ausgesprochenen Tadel gekränkt fühlen; sie urteilt als Partei in eigener Sache, natürlich auf Druckverweigerung, und ihr Antrag wird von der Zensurbehörde, wenn er negativ lautet, jedesmal vollzogen.

Um noch einmal auf die Person des Zensors zurückzukommen, welcher nicht nach einem bestimmten Gesetze, sondern nach Herkommen und Gewohnheit oder vielmehr nach seinem subjektiven Ermessen zensiert, so kann es häufig geschehen und geschieht wohl auch, daß er sich auf den ganz verschiedenen Standpunkt des Kritikers stellt, und einen Vorschlag, eine Bemerkung, eine Erörterung bloß deshalb streicht, weil er über die vorliegende Frage anders denkt, ohne daß die Meinung des Schriftstellers irgend etwas Gemeingefährliches oder sonst durch die Zensurvorschriften Verbotenes enthielte. Mit einem ohne alle Motivierung hingestellten „typum non meretur" wird nicht selten über eine Schrift ein Verdammungsurteil ausgesprochen, das die literarische Kritik vielleicht nicht geteilt hätte und jedenfalls nur dieser zugestanden wäre. Wie drückend ist aber ein solcher Zustand! Er trifft nicht nur jene Erzeugnisse des Geistes, die wirklich unter der Schere des Zensors fallen, sondern auch zahllose Keime, die gar nicht zur Entwicklung gelangen, weil man sich

fürchtet, seine Mühe umsonst auf ihre Pflege zu verwenden. — Auch für die hohe Staatsverwaltung selbst werden durch ein solches System nicht unbedeutende Nachteile herbeigeführt. Sie entbehrt dadurch des wirksamsten Mittels, zu Kenntnis der etwaigen Gebrechen zu gelangen, die eine Verbesserung bedürfen; sie beraubt sich der Unterstützung aller Intelligenzen, die außerhalb ihrer eigenen Verwaltungsorgane verbreitet sind; sie verliert den tüchtigsten Maßstab für die Beurteilung des Einflusses, den irgend eine neue Maßregel auf die Gesinnungen und Ansichten des Volkes äußert; endlich, wo niemals eine Rüge gehört werden darf, findet auch ein wohlverdientes Lob keinen Glauben. Wie sehr durch ein solches Verfahren der konventionellen Lüge, der Gleißnerei und Heuchelei, diesen Ertötern des sozialen wie des Staatslebens, Tür und Tor geöffnet werden, liegt am Tage.

Bei solchem Zustande der Dinge mußte sich der besseren Schriftsteller eine solche Mutlosigkeit bemächtiger, daß sie sich freiwillig zum Schweigen verurteilen, andere, in denen ein mächtiger Geist sich regte, sahen sich genötigt, einen ungesetzlichen Weg einzuschlagen und ihre Werke, von denen einige bereits zur Zierde der neuen deutschen Literatur gereichen, unter angenommenen Namen ohne Bewilligung der österreichischen Zensur zu veröffentlichen. Der weitere Verlauf hat übrigens bewiesen, daß die humane österreichische Re-

gierung der freien Äußerung des wissenschaftlichen oder dichterischen Gedankens keineswegs so abhold ist, wie die ausführenden Organe der Zensur mit allzu großer Ängstlichkeit vorauszusetzen scheinen; denn die Regierung hat das eigenmächtige Verfahren jener Autoren dadurch stillschweigend gut geheißen und gewissermaßen gerechtfertigt, daß sie nachträglich dem Debit ihrer Werke kein Hindernis in den Weg legte. Der Schriftsteller liebt es jedoch nicht, sich in die Literatur nur einzuschwärzen; er zieht es vor, den Weg des Gesetzes zu gehen, und jeden Österreicher von Herz und Gesinnung hätte der Ruhm, welcher dem Talente seiner Landsleute gezollt ward, mit gedoppelter Freude erfüllt, wenn der Äußerung dieses Talentes gleich von vorne herein die Zustimmung der österreichischen Zensur zuteil geworden wäre, was nach Wort und Geist der Zensurinstruktion vom Jahre 1810 unzweifelhaft geschehen konnte.

Der wunderlichste Zwiespalt zwischen der Instruktion und ihrer Handhabung, sowie der längst schmerzlich gefühlte Mangel eines Gesetzes tritt aber insbesondere dann hervor, wenn wir beobachten, was in Österreich, und zwar mit Bewilligung der Regierung, gelesen wird, welche Masse von Ideen nur allein durch die in allen Schenken aufliegenden literarischen und politischen Zeitungen auch in den niederen Klassen der Gesellschaft sich verbreiten. Wissen-

schaftliche und belletristische Werke der neuen deutschen Presse, wenn deren Tendenz nicht geradezu verwerflich ist, werden selten verboten und im Falle ihrer Zulassung in den inländischen Journalen angezeigt, von den inländischen Buchhandlungen an jedermann ohne Unterschied verkauft. Dasselbe Werk aber eines Preußen oder Sachsen oder auch eines Österreichers, der es im sogenannten „Ausland“ mit dem „admittitur fürs Ausland“ hat drucken lassen dürfen, — dasselbe Werk, welches dann später im Inland ungehindert verkauft und gelesen werden darf, darf — im Inland nicht gedruckt werden. Dieser Druckverbot für das Inland eines sonst erlaubten Werkes ist für den vaterländischen Schriftsteller als Verfasser schon an sich äußerst kränkend und schmerzlich; er bringt aber auch noch andere geistige und materielle Nachteile mit sich. Insbesondere wird dem österreichischen Buchhändler dadurch die Ehre entzogen, ein mehr oder minder geistreiches Werk eines In- oder Ausländers verlegt zu haben, überdies aber auch der materielle Gewinn entrissen; denn die Verweigerung des „imprimatur für das Inland“ hat geradezu die Wirkung einer Prämie, die man dem nord- oder süddeutschen Buchhändler zum Nachteil des österreichischen bezahlt, und zwar für dieselbe Ware, die der Inländer gleichfalls produzieren kann; — beiläufig, als verböte man die inländische Glas- und Lederfabrikation und nötigte uns, Glas und Leder, die wir zu Hause

in derselben Güte erzeugen können, von Ausländern um teures Geld zu kaufen. Dadurch, daß Bücher, welche im Inlande zu lesen erlaubt ist, im Inlande nicht gedruckt werden dürfen, wird dem buchhändlerischen Verkehr jährlich wenigstens eine Million Gulden entzogen, während die wichtigern geistigen Nachteile: die Versumpfung der Literatur, die Verachtung von Seite unserer Landsleute, die gänzliche Ertötung des nationalen Sinnes, das Zurückbleiben des lesenden Publikums unter dem Niveau der gewöhnlichen Bildung, unberechenbar bleiben. Dieser Unmöglichkeit, das Volk durch seine ihm angebornen Lehrer, durch seine guten vaterländischen Schriftsteller zu bilden, ist es vorzugsweise zuzuschreiben, daß der österreichische Leser ohne eigenes Urteil und ohne geläuterten Geschmack, begierig und mit Vorliebe nach den verpönten Büchern und Broschüren des Auslands greift, und zwar besonders nach denen von verwerflichen und unsittlichen Tendenzen und nach den über die öffentlichen Zustände unseres Vaterlandes maßlos schmähenden Pamphleten, die eben, weil sie ihm verboten sind, einem gebildeten Geiste aber durch ihren Mangel an Gehalt sich von selbst verbieten würden, den österreichischen Leser zum Genusse der verderblichen und faulen Frucht zumeist anzureizen scheinen.

Allein die mehr erwähnten Zensurbeschränkungen, welche zunächst gegen die Erzeugnisse der ephemeren

oder leichteren Literatur gerichtet scheinen, sie lasten, noch mehr als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein mag, auch auf allen ernsten Produktionen der Wissenschaft mit der ganzen Schwere ihres Gewichtes und die traurige Folge eines so beklagenswerten Zustandes ist es, daß sich auch der eigentliche Fachgelehrte ängstlich die Grenzen seiner Aufgabe abstecken muß und auf jede Wirksamkeit in weitern Kreisen, wie sie gerade von ihm die Richtung und das Bedürfnis der Zeit fordern, zu verzichten sich genötigt sieht. So bleibt er in dem Verkehre mit dem Auslande und in dem Bezuge seiner Hilfsmittel vielfach gehemmt und immer abhängig, von kleinen, aber beständig wiederholten Plackereien ermüdet und durch das entwürdigende Mißtrauen, mit dem er überwacht und seine Arbeit inquiriert wird, entmutigt als ein vielfach geängstigter und peinlicher Stubengelehrter hinter den Forderungen der Gegenwart zurück oder er wendet sich im Mißbehagen über das ungerechte, aber erklärbare Vorurteil, mit welchem das einer freieren Bewegung gewohnte und seiner geistigen Rührigkeit sich bewußte Ausland die besten Erzeugnisse vaterländischer Wissenschaft zu ignorieren oder zu beseitigen gewohnt ist, zuletzt dem Leben und seinen Forderungen entfremdet, ganz unpraktischen Richtungen zu, wenn er überhaupt noch Selbstverleugnung und aufopfernde Hingebung genug besitzt, um nicht lieber den dornen-

vollen Pfad einer zensurmäßigen schriftstellerischen Tätigkeit ganz zu verlassen und den heiteren Weg des Schlendrians und des materiellen Erwerbes zu betreten.

Wie sehr aber auch bei den obwaltenden Zensurverhältnissen die gänzliche Erlahmung des kommerziellen Hebels der Literater, des Buchhandels nämlich, und vor allem des so sehr gehemmten, ja in einer ersprießlichen Ausdehnung ganz unmöglichen Verlaggeschäftes auf die Wissenschaft zurückwirken muß, braucht bei einiger Kenntnis der Kräfte, welche in dem Getriebe menschlicher Dinge wirksam sind, gar nicht erwähnt zu werden. Und doch scheint gerade dieses Verhältnis die Rücksicht einer einsichtigen und sonst den Interessen der Wissenschaft wohlwollenden Staatsverwaltung um so mehr zu fordern, da sie nicht wie anderwärts durch freien Ausfluß ihrer Munifizenz das zu ersetzen gewohnt ist, was wir durch den Mangel reich gewordener und eine großartige Industrie entwickelnder Verleger oder dotierter wissenschaftlicher Korporationen entbehren. —

Betrachtet man diesen ganz betrübten Zustand unserer literarischen Verhältnisse, so wird gewiß jeder billig Gesinnte den lebhaften Wunsch der österreichischen Schriftsteller, ja sämtlicher in materieller oder geistiger Richtung tätigen Volksklassen unseres Landes begreiflich finden, diesen Übelständen endlich Schranken

gesetzt zu sehen, was einzig und allein auf dem Wege des Gesetzes geschehen kann.

Nach dieser Darstellung würden sonach die Unterzeichneten folgende unvorgreifliche Maßregeln vorschlagen, welche sie nach ihrem besten Wissen zur Abhilfe der gerügten Übelstände, sowie zur Belebung der österreichischen Literatur für ebenso zweckdienlich als in der Hauptsache für unerläßlich erachten.

Diese Maßregeln sind:

1. Erlassung eines Zensurgesetzes auf Grundlage der Instruktion vom Jahre 1810 und öffentliche Kundmachung dieses Gesetzes.

2. Verleihung einer unabhängigen Stellung für die Zensoren.

3. Gründung eines wirksamen Rekurszuges in Zensurangelegenheiten.

### 1. Erlassung eines Zensurgesetzes.

Die Instruktion vom 10. September 1810 zum Gesetz zu erheben, ohne vorläufige Revision sowohl der Form als der Materie nach, dürfte um so minder genügen, als ihr Ausdruck nicht immer korrekt und präzis, auch teilweise veraltet ist und überdies verschiedene Bestimmungen, wie z. B. die über den Nachdruck, darin enthalten sind, welche für die inzwischen gesetzlich geregelten Verhältnisse der Literatur und des Buchhandels längst nicht mehr passen. Als Grundlage

einer legislativen Arbeit könnte jedoch diese Instruktion immerhin dienen, wobei wir im allgemeinen nur bemerken zu müssen glauben, daß der milde Geist der Instruktion vom Jahre 1810 (insbesondere des mehr erwähnten § 8) nicht beschränkt werden dürfte, sondern ihm im Jahre 1845 vielmehr ein noch humanerer Ausdruck zu verleihen wäre, was auch bei den gegenwärtigen auf tiefe und ernste Bildung und wahrhafte Verbesserung der Zustände gerichteten Zeitverhältnissen ohne alle Gefahr geschehen kann und zum wahren Nutzen und Frommen des Landes gereichen wird.

Im ganzen dürften die Zensurverbote, welche gegenwärtig Regel sind, nur ausnahmsweise eintreten, und dasjenige, was eigentlich dem Druckverbote unterliegt, scharf und genau umgrenzt ausgesprochen und nicht mit allgemeinen Ausdrücken angedeutet werden, durch deren Hilfe sich jedes beliebige Verbot rechtfertigen ließe. Das Gesetz dürfte insbesondere so abgefaßt sein, daß es dem Zensor nicht mehr frei stünde, die Drucklegung eines Werkes zu verbieten, welches, wenn es im Auslande gedruckt würde, im Inlande später zu verkaufen und zu lesen erlaubt wäre.

Eines Mißverhältnisses darf hier noch erwähnt werden, daß nämlich den übrigen deutschen Journalen, insbesondere der Augsburger allgemeinen Zeitung, manche Nachrichten über vaterländische Zustände zu bringen gestattet scheint, deren Drucklegung einem öster-

reichischen Journale verweigert werden würde, welches doch das natürlichste Depot für einheimische Interessen abgäbe. Falls der § 8 der Instruktion zur Gesetzkraft erwüchse, würde wohl auch dieser Übelstand von selbst wegfallen, daß der Österreicher über literarische, soziale und andere Angelegenheiten, die sein eigenes Vaterland betreffen, zuerst durch auswärtige Zeitungsorgane unterrichtet wird.

Eine bedeutende Erleichterung würde für den österreichischen Schriftsteller dadurch entstehen, wenn ihm gestattet würde, seine Schriften in denjenigen deutschen Bundesstaaten, in welchen ohnehin Zensur besteht, drucken zu lassen, ohne sie vorher der österreichischen Zensur vorlegen zu müssen. Diese Maßregel würde dem freundschaftlichen Verhältnisse entsprechen, welches die österreichische Regierung mit den übrigen deutschen Bundesstaaten verknüpft, von denen sich dagegen wohl nicht erwarten läßt, daß ihre Zensur die Drucklegung eines Buches bewilligen würde, welches etwas Feindseliges oder Gehässiges gegen die österreichische Regierung enthielte. Durch eine solche Konzession würden zugleich diejenigen zum Schweigen gebracht, welche der österreichischen Regierung mit Unrecht vorwerfen, sie wolle einem freien Gedankenverkehr zwischen den einheimischen und den übrigen deutschen Schriftstellern schlechterdings hemmend entgegen treten, zugleich würde aber auch bei dem deutschen Lese-

publikum größeres Vertrauen für die Leistungen unserer gegenwärtig häufig unbillig behandelten Literatoren erweckt und selbst an den im Inlande erscheinenden Werken ein wärmerer Anteil gewonnen werden. Der österreichische Schriftsteller, dessen Buch in einem deutschen Bundesstaat ohne österreichische Zensur erscheint, müßte übrigens, wenn er sich dieser Begünstigung erfreuen will, verpflichtet werden, seinen Namen als Autor auf dem Buche zu nennen.

Die öffentliche Kundmachung des gehörig redigierten Zensurgesetzes, welches Rechte und Verbindlichkeiten der Schriftsteller enthält, ist eine Folge, die sich wie bei jedem anderen Gesetze von selbst ergibt.

Nachstehendes glauben die Unterfertigten, die sich auf den Standpunkt der Wissenschaft stellen, übrigens noch bemerken zu müssen: Das Recht, seine Gedanken zu veröffentlichen, gehört unter die angebornen, natürlichen Rechte des Menschen, durch deren Anerkennung im § 17 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches sich die österreichische Gesetzgebung nach dem allgemeinen Urteil eines der herrlichsten und unvergänglichsten Monumente gesichert hat. Möge diese inhaltvolle Gesetzesstelle doch auch in Beziehung auf das edelste aller angebornen, natürlichen Rechte des Menschen, in Beziehung auf sein gottentstammtes Recht der freien Mitteilung seiner Gedanken zur vollen Ausübung gelangen!

Möchte ferner bedacht werden, daß der Schriftsteller, welcher vielleicht nach jahrelanger Anstrengung und Arbeit ein bedeutendes Werk geschaffen, welches das Reich des Wissens erweitert, ohne fremde Rechte zu beeinträchtigen, durch den Verbot dieses Werkes nicht nur der geistigen Früchte seines Strebens und der Ehre der Autorschaft verlustig geht, sondern ihm auch der materielle Lohn für seine Bemühungen, der Ersatz für die gemachten Auslagen, für die dargebrachten Opfer entzogen wird, in dessen Erwerbe ja selbst der niedrigste Taglöhner geschützt wird! Denn die geistige Tätigkeit, insoferne sie nach außen wirkt bietet auch eine materielle Seite dar und darf als literarisches Eigentum denselben Schutz des Staates ansprechen wie jedes andere Eigentum.

Der tüchtige und geradsinnige Schriftsteller, der für Wissenschaft, Kunst und schöne menschliche Bildung wirkt und sich in seinem edelsten Streben von Seite des Staates gefördert weiß, wird gewiß keinen Grund finden, in seinen Schriften gegen das wahre Beste eben dieses Staates aufzutreten, er wird vielmehr gegen das Reich der Lüge und des Truges, für das der Wahrheit und des Rechtes mit den glänzenden Waffen des Geistes kämpfen; er wird und soll aber auch nicht beschönigen und schmeicheln, wo er wirkliche Übelstände, von denen kein irdisches Werk frei ist, gewahrt: er wird die Gebrechen und Irrtümer mit sittlichem

Ernste besprechen und eben in dieser Besprechung die Mittel oder wenigstens die Veranlassung geben, ihrer Herr zu werden, sie zu heilen. Von ähnlichen Ansichten war wohl auch der große österreichische Gesetzgeber durchdrungen, als er in seinem Zensuredikt die ein- achen, aber denkwürdigen Worte aufnahm, die nach mehr als einem halben Jahrhundert frisch und er- mutigend in die Gegenwart hineinklingen:

„Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm selbe auch in diesem Wege zukommt." (Gesetz über das Zensur- und Druckerfach vom 11. Juni 1781.)

## 2. Verleihung einer unabhängigen Stellung für Zensoren.

Die präventive Maßregel der Zensur erheischt nicht nur klare und humane Gesetze, sondern auch tüchtige Organe ihrer Handhabung. Wie wichtig zu meist die Wahl der hiezu tauglichen Persönlichkeiten sei, wurde in Österreich schon vor mehr als hundert Jahren anerkannt, indem eine Verordnung Kaiser Karls VI. vom 18. Juli 1715, Winkelbuchdruckereien betreffend ausdrücklich gebietet „verständige und ge

lehrte Censores" anzustellen. Die Aufsicht über die noch in der Wiege befindliche Presse war damals der Wiener Universität anvertraut; erst im Jahre 1730 wurde der Landesstelle aufgetragen, die geregelte Zensur einzuführen; die Universität habe nur res mere academicas zu zensurieren; über publica waren besondere Zensoren und Revisoren und Finalbericht nach Hof angeordnet. Bald darauf kam das Amt der Zensur, trotz wiederholter Einsprüche von Seite der Wiener Universität, auf einige Zeit in die Hände der Geistlichkeit, während später von der Kaiserin Maria Theresia in den einzelnen Provinzen Zensurskommissionen errichtet, diese aber von Kaiser Josef II. im Jahr 1781 wieder aufgelöst wurden und zu einer gleichförmigen Verwaltung dieses Geschäftszweiges eine Hauptkommission errichtet ward. Im Jahr 1782 wurde die Oberleitung der Bücherzensur der Studien-Hofkommission aufgetragen, nach deren Aufhebung ihre Geschäfte im Jahre 1792 auf das Studienreferat der politischen Hofkanzlei übergingen, bis endlich im Jahre 1801 das ganze Zensurwesen der Polizeihofstelle anvertraut wurde. — Man muß zugestehen, daß diejenigen Anordnungen, welche dem Mißbrauche der Presse vorzubeugen bestimmt sind, in den Bereich der Polizeigewalt im allgemeinen gehören. Einerseits ist aber aus der obigen Darstellung ein bemerkenswerter Wechsel der Zensuraufsichtsbehörden zu entnehmen, bei deren Wahl, wie

z. B. bei der Studienhofkommission, zum Teil mehr der Gesichtspunkt des Förderns der literarischen Tätigkeit, als der des Abwehrens vorgewaltet zu haben scheint. Anderteils läßt sich nicht leugnen, daß das Institut der Zensur, als eines literarischen Richteramtes, dem wissenschaftlichen Berufe angehöre und sich auf der Höhe der wissenschaftlichen Fortschritte zu erhalten bestrebt sein müsse, eine Richtung, welcher nachzugehen man billigerweise von der polizeilichen Tätigkeit um so weniger erwarten kann, als sie in der Sorge für die öffentliche Sicherheit, in der präventiven Beseitigung eigentlicher Rechtsstörungen, in der Entdeckung von Verbrechen usw. vollauf Beschäftigung findet. Diese Rücksichten mögen nun wohl auch die Regierungen der gebildetsten Länder Europas, in denen eine Zensur besteht, bewogen haben, die Oberleitung derselben in Anerkennung der Würde der Wissenschaft und des Wertes derjenigen, welche sie betreiben, aus dem Ressort der zunächst der Schattenseite der sozialen Verhältnisse gewidmeten polizeilichen Tätigkeit auszuscheiden und sie derjenigen Behörde zuzuweisen, welche (wie in Österreich die Studienhofkommission) die geistige Entwicklung des Landes zu leiten berufen ist.

Welche Behörde aber auch immer die Aufsicht über die Zensur führen mag, die Forderung: wissenschaftlich gebildete, rechtliche und humane Zensoren aufzustellen, bleibt immer die nämliche. Allein wenn

der österreichische Zensor auch alle diese Eigenschaften besitzt, dabei aber nicht in der Lage ist, seine Entscheidungen auf der deutlichen Grundlage des Gesetzes fällen zu können, so bleibt seine Stellung stets eine völlig untergeordnete und abhängige, was schon daraus hervorgeht, daß dasselbe Werk häufig zwei, auch drei Zensoren mitgeteilt wird, welche nur ein beratendes Votum zu liefern, die eigentliche Entscheidung aber der k. k. Polizei- und Zensurhofstelle zu überlassen haben. Daß das Amt des Zensors als Nebensache betrachtet wird, zeigt ferner der Umstand, daß nur wenige wirkliche, meistens aber sogenannte Aushilfszensoren bestellt sind, von welchen dieses Amt teils unentgeltlich, teils gegen eine Art von Remuneration von 300, höchstens 400 fl. C.-M. ausgeübt wird und die ihr Amt mit um so größerer Ängstlichkeit ausüben, als sie von dem Zensurchef nach Belieben entfernt werden können.

Bei dem gegenwärtigen Verfahren, welches, wie bereits erwähnt, auf Herkommen und subjektiven Ansichten beruht, konnte die Bestellung der Zensurorgane in der angezeigten Weise genügen, obwohl nicht selten vorkam, daß ausgezeichnete, wohlgesinnte und literarisch gebildete Männer das schwierige, so wenig ehrende und lohnende Amt des Zensors ablehnten oder nach kurzer Ausübung wieder zurücklegten. Sobald jedoch die hohe österreichische Regierung sich veranlaßt finden

wollte, ein Zensurgesetz zu erlassen, dürfte es auch unumgänglich notwendig befunden werden, den Zensoren eine unabhängigere Stellung zu verschaffen, in welchem Falle sich dann auch die eigentlichen Männer der Literatur zur Übernahme dieses Amtes bereitwillig zeigen würden. Der Zensor, wie jeder andere Richter, hätte dann über das Werk des Schriftstellers nach dem Gesetze zu entscheiden und wäre zugleich gehalten, seine Entscheidung durch Anführung der betreffenden Gesetzesstellen motiviert hinauszugeben.

### 3. Gründung eines Rekurszuges in Zensurangelegenheiten.

Ein zweckmäßig organisierter Instanzenzug wird allgemein als eine unerläßliche Garantie für die Ausmittelung der Wahrheit, als eine unabweisliche Forderung der Gerechtigkeit anerkannt und besteht auch wirklich für alle bürgerlichen und Rechtsverhältnisse in unserm Vaterlande. Es läßt sich daher, wie man bereits früher anzuführen sich erlaubte, nicht wohl absehen, weshalb der Schriftsteller in seinem heiligsten Rechte des Gedankens minder beschützt sein sollte, als der letzte Handwerker in dem des täglichen Erwerbes, als selbst der Verbrecher in dem Rechte seiner Verteidigung.

Von der Entscheidung des Zensors in erster Instanz, welcher als einzelnes Individuum in vielen Fällen irren kann, dürfte dem Autor der Rekurs an

eine Oberbehörde unbenommen bleiben, wie er zum Teil in den Provinzen (von den Gubernien an die Polizei- und Zensurhofstelle) bereits besteht. Diese Zensuroberbehörde hätte gleichfalls auf der Basis des Gesetzes (welches alle möglichen häufig höchst verwickelten literarischen Verhältnisse nicht im vorhinein bedenken kann und somit mehr als jedes andere Gesetz eine Auslegung nach seinem Geiste erheischt) von einem höhern Standpunkte in zweiter Instanz zu entscheiden und würde dem Schriftsteller teils durch die kollegiale Verfassung des richtenden Organs, teils durch die Vorschrift der Motivierung der richterlichen Sentenz eine doppelte Bürgschaft gewähren. Was ferner die Art der Zusammensetzung dieses Zensurorgans betrifft, so dürfte bei dem Umstande, als man auch bei dem gewöhnlichen Zivilrichter strenge Proben der Befähigung zu seiner Amtstätigkeit erheischt, die Forderung nicht mehr als billig befunden werden, daß die Mitglieder der Oberzensurbehörde vorzugsweise der wissenschaftlichen Richtung anzugehören haben. Um endlich der Analogie mit dem in allen übrigen politischen und Rechtsverhältnissen geltenden Berufungswege vollkommen zu genügen, dürfte es dem Schriftsteller noch überdies freigelassen werden, seine Vorstellungen gegen die Entscheidung der Zensurbehörde unmittelbar Seiner Majestät zu unterbreiten.

Durch die Ausführung dieser und ähnlicher Maßregeln wäre so ziemlich dasjenige geschehen, womit sich Schriftsteller, Buchhändler und Lesepublikum des heutigen industriellen und gewerbfleißigen Österreich begnügen könnten, und wäre zugleich die Möglichkeit gegeben, in unserem Vaterlande, welches neuerlichst durch die segenreichen Schöpfungen des Staatseisenbahnsystems, der Industrie- und Ackerbauvereine einen so bedeutenden materiellen Aufschwung nimmt und welches so viele reiche geistige Kräfte in sich schließt, eine noch halb im Keime liegende österreichische deutsche Literatur weiter auszubilden, deren Erstarkung insbesondere zu einer Zeit nicht gleichgiltig erscheint, wo sich das gesamte deutsche Vaterland die Forderung einer ernsteren Entwicklung, einer tieferen Bildung stellt. Wie dringend notwendig es bei solchen Verhältnissen sei, auch der österreichischen Literatur, besonders in dem gemeinschaftlichen Gedanken, die gehörige Geltung zu verschaffen, liegt am Tage; auf welche Weise ein zeitgemäß milderes Zensurgesetz zur Erreichung dieses Zweckes mitwirken könne, wagten diese Blätter jedoch nur anzudeuten, indem sie die Modalität der Ausführung getrost der höheren Beurteilung der Männer überlassen zu dürfen glaubten, welche der hohen österreichischen Regierung bei Beratung ihrer wichtigsten Interessen, somit auch der der Literatur, zur Seite stehen und deren Ein-

sicht, Wohlwollen und echtem Patriotismus bei Lösung der vorliegenden, minder schwierigen als höchst wichtigen und unverschiebbaren Aufgabe ein ebenso glänzendes als segenreiches Feld des Wirkens sich erschließen würde.

Wien, am 11. März 1845.

## 2. Schreiben eines Privilegierten aus Österreich zur Beleuchtung der merkwürdigen Broschüre: Über Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien 1847.

Wien, Ende Oktober [1847].

Jacta est alea! — Was sagen Sie dazu? Eine Schrift über Preßfreiheit in Wien geschrieben, in Wien gedruckt! Und obendrein so eilig, so über Hals und Kopf gedruckt! „Wien, den 15. Juli 1845“ steht am Schlusse der Broschüre und jetzt im Oktober 1847 ist sie bereits gedruckt. Diese rasche Erledigung von Seite der Zensur — lachen Sie nicht! Daß die österreichische Zensur überhaupt einer Schrift über Preßfreiheit das „admittitur“ gibt, schon das ist bemerkenswert. Die Bewilligung muß plötzlich über Nacht gekommen sein. Setzer und Drucker haben sich auch rechtschaffen beeilt — vielleicht besorgten sie einen Widerruf. Die Lettern rückten eilig vor, wie in einer Schlacht, und ließen eine Menge Verwundete (Druckfehler) zurück; ja, ganze Worte fielen als Tote aus den Kolumnen

heraus — aber was schadet das! Die Schrift über Preßfreiheit ist einmal da! Viktoria! Das haben wir der vielbesprochenen Schriftstellerpetition zu verdanken. — Der Verfasser der 22 Seiten steht freilich auf einem Standpunkte, auf den sich nicht ein jeder stellen möchte — immerhin! Jacta est alea! Das Feld der freien Erörterung ist ja nunmehr eröffnet und man wird ohne Zweifel auch dem Gegenteil das Wort gönnen. Ich war auch bereits gesonnen, einen offenen Brief an den Verfasser der Broschüre, und zwar bei dem Hofbuchhändler Rohrmann drucken zu lassen, — da aber das längst verheißene „Zensur-Kollegium“ noch immer nicht ins Leben getreten, so besorgt' ich eine kleine Verzögerung von Seite der „bestehenden“ Zensur und wende mich daher vorläufig an die glücklicher Weise gleichfalls bestehende Presse im Auslande. Und nun zur Sache!

„Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst“ — so beginnt der fromme Herr Verfasser; auf der nächsten Seite klagt er:

„In ganz Europa geht das Verlangen nach Preßfreiheit wie eine ansteckende Krankheit herum.“ — Der Verfasser ist im Irrtum: es ist nicht bloß das Verlangen, das herumgeht, es ist die Preßfreiheit selbst; und sie geht nicht nur herum, sie hat sich so ziemlich seßhaft gemacht, z. B. in England, Frankreich, Belgien, in der Schweiz, in Spanien, Schweden, Dänemark usw.,

kurz im gesamten gebildeten Europa; sogar in die päpstlichen Staaten ist die Epidemie eingedrungen, nur Rußland, Österreich und die Türkei sind bis jetzt davon verschont geblieben. In unserm lieben Deutschland macht sie sich's bereits recht bequem und ruht von ihrer Weltwanderung ein wenig aus, bevor sie den deutsch-österreichischen Provinzen den ihnen längst zugedachten Besuch abstattet. — Der Verfasser fährt fort: „Groß und Klein, Jung und Alt, Arm und Reich schreit nach der Preßfreiheit" — sonderbar! Alle Völker, alle die Millionen müssen wohl von irgend einer Art Wahnsinns ergriffen sein — bis auf den Verfasser, — aber es ist vielleicht „a fine frenzy" — ein „schöner Wahnsinn" — und wenn der Verfasser der Einzige ist, der dabei nüchtern und vernünftig bleibt, so wünsche ich ihm Glück, denn das zeigt von einem starken Kopf. — Wer aber hat das ganze Unheil über die Welt gebracht? — Das „Vorrecht" — versichert die Broschüre, dasselbe Vorrecht, welches in der alten Welt mit dem Schwert geherrscht und jetzt mit der Feder herrschen, statt der Leibeigenschaft die „Geisteigenschaft"(!) einführen will. Dabei sei niemand „interessiert" als der „neue Privilegierte — der Literat", der gerne von der Presse leben möchte (warum nicht?), „aber ohne Hindernis und Gefahr, was Preßfreiheit heißt" — Ohne Hindernis und Gefahr? Und der tote Börne? Und der sterbende Heine? Und die Preßpro

zesse in Paris! Die Verurteilungen zu vielen tausend Francs, zu vielen Monaten Gefängnis, deren sich dort die „neuen Privilegierten“ zu erfreuen haben! — Ohne Hindernis und Gefahr! Wir lachen über Eure Hindernisse! Wir spotten der Gefahren! Ohne Gefahr wird nichts Großes erreicht — das wissen wir ganz wohl — und Herz und Kopf am rechten Fleck haben, das ist verderbten Herzen und verschrobenen Köpfen gegenüber oft am gefährlichsten. — Ohne Hindernis und Gefahr! Daß Euch das Donnerwetter — — Sed motos praestat componere fluctus. — „Es wäre alles recht hübsch,“ pflegte der alte Goethe im Schoße seiner Familie zu sagen, „wenn Ihr nur nicht gar so dumm wärt!“ — Aber weiter im Text! — Die Gedankenfreiheit habe es bloß mit Gott auszumachen. Wenn der Mensch allein ist, so stehen sich der „persönliche Mensch“ und der „persönliche Gott“ einander gegenüber. „Zollfrei sind die Gedanken, aber nicht gottesfrei. Gedankenfreiheit von der weltlichen Autorität fordern, ist eine insultierende Dummheit, Gedankenfreiheit von Gott fordern, aber eine Blasphemie.“ — Nicht übel, kleiner Görres! — Die Gedankenfreiheit sei zwar eine Sünde von Gott, allein (da kein „corpus delicti“ vorliege) kein Vorwurf für die menschliche Justiz, solange die gedachten Gedanken nicht ausgesprochen werden. Aber nur der zehnte Mensch spricht etwas (Gescheites?), „großmütig gerechnet“ (jawohl!) — der

hundertste schreibt, der tausendste läßt drucken — diese „rührigen Minoritäten" müsse man im Zaume halten: — „den Leuten weiß machen, man befehde (dadurch) ihre, d. h. eines Jeden Gedankenfreiheit — — heißt doch wahrlich unverschämt auf den Stumpfsinn und die Hammelnatur des großen Haufens rechnen und sündigen."

Die Rede- und Schreibefreiheit beschränke sich selbst und übe eine Art „Selbstzensur" aus, mit Rücksicht auf die Stellung und das Verhältnis, in welchem die Redenden und Schreibenden zu einander stehen. — Ganz anders verhalte es sich mit der Preßfreiheit. Die Presse ist ein Gewerbe, das sogenannte „Geistesprodukt" eine Ware; das Recht der Veröffentlichung seiner Gedanken kein „faktisches Gemeinrecht", sondern nur ein „Privilegium", ein neues Privilegium, das „schreiendste, das ungeheuerste", welches man daher gleich den alten Privilegien beschränken müsse. „Reden wir deutsch und bündig!" ruft der Verfasser aus und setzt auseinander, daß heutigen Tages das Buch nichts weiter sei als eine Ware, der Buchhändler ein Kaufmann, der Buchdrucker ein Industrieller, die Zeitung eine Börse; die Literaten endlich „Schriftindustrielle — in der kleinen Minderzahl, große Herren von der Feder, die die Welt zu leiten meinen, weil sie die schwachen Gemüter irre zu führen und den schwachen Regierungen zu imponieren verstehen." — Die ganze

gepriesene Macht der Presse sei überhaupt nichts weiter als ein privilegierter „Popanz“, gegen welchen der Verfasser das „kleine Geschütz der demokratischen Feuerwaffe des gemeinen Rechts“ zu Felde ruft. — Das ist zwar metaphorisch gesprochen, klingt aber doch ein bißchen wie damals in Galizien. — Der Verfasser geht nun auf die Zensur über, wobei dem Kaiser Josef und dem 18. Jahrhundert einige Seitenhiebe zugeteilt werden. Die Zensur, heißt es, sei damals zu „blödsinnig“ gewesen oder zu „eingeschüchtert“, um der „gottlosen Wissenschaft und Literatur“ geradezu und mit Macht entgegen zu treten; sie sei aber „dem Staate notwendig wie die Polizei“ als die „diskretionäre Gewalt des Hausvaters“, nur müsse sie auch „diskret“ sein. — Reden wir deutsch! — diskret — aber strenge. „Autoren, Literaten, Verleger“ usw. solle man zwar nicht bekriegen und verfolgen, denn dadurch bekämen sie nur einen Nimbus; dagegen müsse man sich an das Buch als „Ware“ halten, sie unter das „allgemeine Zollgesetz“ stellen, sie der „gemeinen Behandlung“ unterwerfen usw., kurz, hier werden alle möglichen Plackereien den Kaufleuten, nämlich den Buchhändlern gegenüber, angeraten. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß er mit seinem guten Rate viel zu spät kommt. Die armen österreichischen Buchhändler werden genugsam geschoren und sind längst auf dem besten Wege, darüber zugrunde zu gehen,

allein der Verfasser will sie retten und schlägt zu diesem Behufe ein äußerst sinnreiches Auskunftsmittel vor; er rät nämlich, das Maximum der Strafe auf verbotene Waren auch auf verbotene Bücher anzuwenden, d. h. die verpönten Bücher kurzweg zu behandeln wie den — Tabak!! — Vortrefflich! „Ich rauche keinen geschmuggelten David Strauß mehr, keinen Feuerbach!" werden die Leute sagen; „der kommt mich zu hoch; da schmauch' ich lieber die Regie-Philosophie von Günther und Pabst — die ist wohlfeiler!" — Der Verfasser teilt diese Ansicht, indem er bemerkt: dieses System ordentlich durchgeführt, würde den österreichischen Buchhandel vom Schmuggel abziehen und ihn wieder „ehrenhaft" machen, ohne ihn im Absatz zu beeinträchtigen. Das Lesen sei Bedürfnis — (doch!) allein das „was" stehe in zweiter Linie, das „wie viel" in der ersten; (umgekehrt wird ein Schuh daraus! sagt man hier in Wien); der österreichische Selbstverlag würde sich (bei diesem System!) wieder heben, denn — hört, hört! — der österreichische Schriftsteller, welcher jetzt (im deutschen Auslande) ohne (österreichische) Zensur schreibt, wird, wenn der Verleger seine Ware im Inlande nicht anbringt, — in Zukunft solche Bücher schreiben, welche im Inlande mit inländischer Zensur gedruckt werden können!! — Sollen wir dies von A. Grün, Lenau, Schuselka, Kuranda, Carl Beck, Meißner, Dr. Wiesner glauben? Ich glaube

es nicht! Was die und andere schreiben, wird in Wien nicht gedruckt, darauf können sich die Herren verlassen — und was man sie drucken lassen würde, schreiben sie nicht — auch würde es niemand lesen.

Doch eilen wir zum Schluß. Vor allem gelte es, die Schädlichkeit der Presse (er meint die physische) zu überwachen; das geschieht durch die strengste Beaufsichtigung und Regelung der Druckereien, damit „die materielle Kraft und Macht des Staates dem materiellen Behelf der ungeregelten Geistesfreiheit Herr und fühlbar" werde. — Wenn aber die Presse überhaupt gefährlich sei, so sei es die Zeitungspresse im erhöhten Grade; die Zeitung ist „als Wucherpflanze auf der Staatsanstalt, der Post, entstanden" — dem Staate wird es daher ein Leichtes sein, den Schmarotzer mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. — Im alten Staate herrschte das „Vorrecht"; im neuen soll das „gemeine Recht" herrschen. — Auch die französische Revolution war nichts weiter als ein Kampf um das Privilegium, das Vorrecht. — In Österreich soll es zu diesem Kampf nicht kommen — in diesem glücklichen Lande werden die Schwachen und Kleinen („die große Majorität der Geistesarmen oder Beschränkten" heißt es früher) — „gegen das Übergreifen der Privilegien und Privilegierten" geschützt (gegen die Schriftsteller — durch die Zensur!). Das hat in Österreich jenes „exzeptionelle antirevolutionäre Gefühl bei den Massen und den

untern Klassen hervorgebracht" (z. B. in Galizien!). Dieses Gefühl ist die wahre „Popularität" — sie aufzugeben, um bei den „Privilegierten" (das sind immer die Schriftsteller!) populär zu werden, „wäre ebenso töricht als es unwahrscheinlich ist, daß solches je geschehen könnte". — (Schlußworte der Broschüre.)

— —

Ich bin nun mit meiner leidigen Aufgabe zu Ende: Sie, geehrter Herr Redakteur, mit dem Hauptinhalte einer ebenso verworrenen als zelotischen Schrift bekannt gemacht zu haben. — Ein Verteidiger der Zensur! werden Sie sagen — was weiter! — Es hat allerdings wenig auf sich, besonders zu unserer Zeit, wo, wie der Verfasser der Broschüre selbst eingesteht: „Groß und Klein, Jung und Alt, Arm und Reich nach der Preßfreiheit schreit" — Zensur oder Preßgesetze? Es ist längst keine Frage mehr — die Sache ist abgetan. Man lese die Verhandlungen der jetzigen bayrischen Kammer. Ego vero censeo, censuram esse delendam. „Kein redlicher Mann," sagte der badische Abgeordnete Matthy bereits im Jahre 1845, „kein redlicher Mann, der im Besitze seiner Verstandeskräfte ist, kann in unsern Tagen der Zensur das Wort reden"; das ist alles recht hübsch und das Großherzogtum Baden erfreut sich auch einer ganz anständigen Preßfreiheit; aber in ganz Österreich (nicht in ganz Europa)

geht erst das „Verlangen" danach herum — voilà la différence! „Reden wir deutsch!" — Nein, reden wir österreichisch!

Um unserm Verfasser gehörig zu entgegnen, müssen wir uns durchaus auf den österreichischen Standpunkt stellen. „In Österreich kann es sich gegenwärtig noch um kein Preßgesetz handeln, sondern um eine wohlwollende und ehrliche (diskrete) Zensur." — Hätte die Broschüre das behauptet und weiter ausgeführt, ohne auf Preßfreiheit und Schriftstellertum zu schimpfen, so hätte sie sich den Dank aller Redlichen verdient und damit zugleich einen humanen, somit wahrhaft christlichen Zweck angestrebt. Ein ähnlicher Gedanke lag ihr wohl auch zugrunde — er blieb aber halb versteckt und getraute sich in den Typen einer Hofbuchhandlung nicht recht ans Licht hervor. Wenn der Verfasser die strengste Strenge gegen die Presse (er meint immer die physische) und gegen die verbotene Ware (das schlechte Buch) predigt, so grollt er dabei im stillen über die geistlose Handhabung der Zensur, welche den Schriftsteller als solchen verfolgt und es geradezu unmöglich macht, selbst ein gutes Buch in Österreich zu schreiben und zu drucken. Diesen Gedanken kann man hie und da zwischen den Zeilen herauslesen; denselben Gedanken haben auch die österreichischen Schriftsteller in ihrer Denkschrift ausgesprochen, denen man — im Vorbeigehen gesagt — Unrecht tut, wenn man von ihnen

verlangt, sie hätten Preßfreiheit ansprechen sollen. Möge man doch aus der Broschüre unseres Verfassers lernen, daß sich der Redende und Schreibende jedesmal eine gewisse Selbstzensur auferlegen, daß er sich nach der Stellung, dem Charakter, der Fassungsgabe desjenigen richten müsse, zu dem er spricht, an den er schreibt. — Sei's denn in Himmels Namen! Ein Preßgesetz dürfen wir in Österreich noch nicht verlangen, dafür sind wir nicht reif genug — wohl aber eine wohlwollende und ehrliche Zensur — dafür ist jedermann reif, auch der Samojede und Kamschadale. Das ist es auch, was in allen Kreisen der österreichischen Gesellschaft bereits lebhaft gefühlt wird, was nicht etwa bloß der Schriftsteller (der „Privilegierte" daß Gott erbarm'!) anstrebt, sondern der Fabrikant, der Handelsmann, der Bürger, der Beamte, wie auch der einsichtsvollere Staatsmann. Und wie sollte er nicht? Die österreichische Regierung hat in neuerer Zeit durch ihre allerdings zweckmäßigen Reformen, durch den Bau der Staatseisenbahnen, die Regelung und Beschleunigung des Postverkehres usw. den Gedanken der Industrie in ihren gesamten Erbländern hervorgerufen. Es ist nun zwar eine schöne Sache um die Industrie, um das materielle Wohlsein, „aber der Mensch lebt nicht vom Brode allein". Es gibt auch ein Ding, Geist genannt, es gibt geistige Bedürfnisse und diese gehen, man mag sagen, was man will, mit

den leiblichen Hand in Hand. Mit einigen Eisenschienen und Tunnels ist noch nicht alles abgetan, so sehr auch Rothschild und die Börsenmänner darüber jubeln mögen! Ein Land, welches seinen Staatshaushalt nicht ordnet, sein Steuersystem nicht reguliert, seinen Handel nicht zu beleben weiß, seine Justiz nicht verbessert, sein Erziehungswesen vernachlässigt, die Beihilfe der Wissenschaft verschmäht, jedem redlichen und wohlmeinenden Worte durch überstrenge Zensurgesetze den Zugang verschließt und auf diese Weise den Schlendrian verewigt, die Verknöcherung herbeiführt, der Gleißnerei und Heuchelei Tür und Angel öffnet — ein solches Land wird nun und nimmer in Gewerbe und Industrie etwas Bedeutendes leisten. Man sehe auf Preußen, dem die Suprematie in Deutschland wie von selbst zufällt — und wodurch? durch seine geistige Entwicklung, durch seinen Geist, den die Regierung zu „regeln" weiß, ohne daß er ihr über den Kopf wächst. Warum fürchten sich gerade die sogenannten „geistreichen" Leute in Österreich gar so sehr vor dem Geiste? Verstehen sie es etwa nicht, ihn zu „regeln", oder wollen sie das „Privilegium" des Geistes ganz allein genießen? — Ein berühmter österreichischer Staatsmann hat es selbst ausgesprochen, „daß die Presse die größte und wichtigste Gewalt der menschlichen Gesellschaft geworden sei". — Und sie ist es auch. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß ein Staatsmann die lange und mit Glück

ausgeübte und gewohnte Macht nur ungern aus den Händen gibt, um sie einem Emporkömmling, wie die Presse ist, zu überlassen; das kann ich aber von einem Staatsmanne am allerwenigsten begreifen, daß er sich dieser neuen und allmächtig gewordenen Macht bloß einsam grollend gegenüberstellt, anstatt sich mit ihr zu verbinden und sie zu seinen Zwecken zu benutzen. Einem wilden Strome, der einher gebraust kommt und Felder und Saaten überschwemmt, muß man im Unmute nicht Felsstücke entgegenschleudern (das macht ihn nur wütender), sondern muß ihn klugerweise eindämmen und in sein Bette leiten und ihn lehren, Schiffe und Waren zu tragen, anstatt das Land zu verwüsten. Und was hat denn diese gefürchtete Presse in Deutschland gar so Übles angerichtet? Ich blicke dahin, wo ihr verhältnismäßig noch der freieste Ausdruck gewährt ist, und sehe, daß Sachsen, Württemberg und Baden die wohlhabendsten, glücklichsten und bestregierten Länder von ganz Deutschland sind — „infolge" der Presse oder „trotz dieser"? ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß ihr neuester Flor von dem Tage, von der Stunde datiert, wo die Presse mehr zum Bewußtsein kam. Vielleicht ist die Presse nicht der Stoff, der die echten Lebenskeime enthält, vielleicht ist sie nur der Sauerteig, der die Elemente zur Gärung und neuen Schöpfung bringt — gleichviel, wer oder was das Schaffende sei, wenn nur überhaupt geschaffen wird! — Hat eine

freie Presse in Württemberg und Baden genützt, was in aller Welt ist denn in Österreich gar so Entsetzliches von ihr zu befürchten? Ist denn der Österreicher ein um soviel gefährlicherer Mensch als der Schwabe? Ist er der Bildung nicht fähig, oder ist er nicht vielmehr ihrer im höchsten Grade bedürftig, da er rings von gebildeten Nachbarn umgeben ist? Darf und soll denn in gebildeter Gesellschaft ein Einzelner ohne Nachteil für sich selbst ungehobelt und unwissend bleiben? Wird er nicht bei sonst ganz gleichen Verhältnissen dem feinern Nachbar in allem nachstehen müssen und im geselligen Verkehr, in Handel und Wandel, in allem und jedem den Kürzern ziehen? Und noch einmal: Kann denn die Presse in Österreich gefährlich werden? Fehlt es etwa dort an diplomatischen „Eindämmern" des wilden Stromes? Zumeist in den deutschen Erbländern? Meines Wissens nicht. Aber in andern Teilen des großen österreichischen Staatenverbandes fangen die Waldwässer bereits sich zu rühren und zu brausen an. Die Ungarn schreiben längst, was sie wollen, und die Böhmen und Italiener, was sie können, und nur der Deutschösterreicher schreibt gar nicht, weil er nicht schreiben darf. Nicht darf? Wer sagt das? Der österreichische Schriftsteller schreibt im sogenannten „Auslande" — man verfolgt ihn längst nicht mehr darüber — man drückt die Augen zu, macht bonne mine à mauvais jeu und läßt gewähren, was

man nicht hindern kann. Ist es aber recht, ist es auch nur klug, sich ein Zugeständnis von der Zeit abtrotzen zu lassen, das uns, wenn wir es freiwillig gewährten, Lob und Ruhm verschafft hätte? Ist es klug, Gesetze zu geben, die man nicht halten kann, und Verbesserungen zu verweigern, die sich späterhin von selbst machen müssen?

Doch genug! Mich ekelt's, das tausendmal Gesagte zu wiederholen und unnütze Worte in die Luft zu schleudern! Auch will ich mich nicht ereifern, nicht ernsthaft werden. Geschwinde eine Erholung, eine Zerstreuung, eine Aufheiterung! Mein Blick fällt auf die Broschüre — ich habe mein Labsal gefunden — ich ärgere mich nicht mehr, ich lache — Dank dem Verfasser! Ich lache! Wir wollen alle lachen — alle.

Das Schreiben ist also ein „Privilegium" — ungeheure Entdeckung!! — Nun wahrlich! es braucht kein Geist aus der Unterwelt zu kommen, um uns das zu sagen. Das Genie ist allerdings ein Privilegium, und eines der seltensten obendrein. Der gütige Gott teilt überhaupt lauter Privilegien aus. Dem gibt er Schönheit, dem Verstand, dem wenigstens gerade Glieder — lauter Privilegien dem Häßlichen, Dummen oder Krummbeinigen gegenüber, welche leider häufig die Mehrzahl, die „Massen" ausmachen. Schon daß einer kein Esel ist — auch das ist ein Privilegium. — Wie

aber, wenn von all den „rührigen Minoritäten", wenn von dem schönen Menschen verlangt würde, er sollte sich verunstalten, von dem Gescheiten, er solle sich dumm stellen, von dem Geraden, er solle hinken — und das im Interesse der „Massen", der Vogelscheuchen, Strohköpfe, Säbelbeine! — „Zollfrei sind die Gedanken, aber nicht gottesfrei" — was heißt das? Das heißt, wenn einer einen gescheiten Einfall hat, so soll er ihn um Gottes willen unterdrücken, damit die dummen Leute davon nicht verführt werden. — Ist denn die Welt bloß der dummen Leute wegen da? Und die Leute sind gar nicht so dumm, als Ihr sie ausgebt. — Ihr macht sie nur dumm, Ihr erhaltet sie in ihrer Dummheit. — Und mit der Verführung hat's vollends keine Not. „Eine kluge Rede schläft in einem dummen Ohr." Es braucht lange, bis ein gescheiter Einfall in die „Massen" schlägt. Der Gescheite spricht anfangs bloß für einige wenige Gescheite und vielleicht erst in der nächsten Generation findet er ein größeres Publikum. Die „Masse" hat dem Sokrates für einen gescheiten Einfall den Giftbecher gereicht — die „Masse" hat den Galiläi eingekerkert und wen sonst noch — die „Masse" hat Christum gekreuzigt — wahrhaftig, Ihr braucht die „Masse" nicht erst aufzureizen, sie ist ohnehin der geschworne Feind alles Ausgezeichneten. Est turba semper argumentum pessimi. — Doch um wieder aufs Privilegium zu kommen, — von wem stammt

es? Von dem gütigen Schöpfer! Er hat es mir verliehen — folglich will er, daß ich mich seiner bedienen soll. „Du sollst dein Pfund nicht vergraben, dein Licht nicht unter den Scheffel stellen.“ — Das ist was anderes, als Euere asketischen Lehren von der Abtötung! Geht mir weg mit Euern altgebackenen mittelalterlichen Dummheiten, die Ihr uns als frische Schüsseln aufsetzen wollt! — „Allein man soll das verliehene Pfund gut anwenden“ — richtig! Was ist aber gut angewendet? Haben Sokrates und Plato, Descartes und Spinoza, Voltaire und Rousseau, Leibnitz und Kant, Schelling und Hegel ihr Pfund gut angewendet oder nicht? — Die frommen Augenverdreher, die Zensur, die Polizei werden sagen: nein, — und ging' es nach ihnen, so wäre nichts von dem Geiste dieser und anderer großer Männer auf uns gekommen. — Der Weg zum Heil ist verschieden. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ — Die Heuchler, die Pharisäer wollen das nicht zugestehen. Sie wollen, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse, daß die gesamte Menschheit in einer einzigen polizeigrauen Uniformierung einherschreite. — Jene großen Männer haben hie und da Fehlgriffe getan — wer leugnet das? Gibt es ein Menschenwerk, das vollendet ist? Das große Werk der Humanisierung wird überhaupt von keinem einzelnen Geiste vollbracht — sondern von allen miteinander, in verschiedenen Zeiten — und die

Nationalliteraturen sind der verschiedene Ausdruck dieses großen Gesamtwerkes. — Soll man aber das einzelne Werk seiner Mängel wegen zerstören, oder es gar verhindern, zur Existenz zu kommen? Seiner Mängel wegen, die von dem Menschenwerke unzertrennlich sind, die sich eben mit tausend Vorzügen paaren, die auf Jahrtausende hinaus leuchten? Sollen wir ein Werk vertilgen, das vielleicht auf den Entwicklungsgang der Menschheit einzuwirken bestimmt ist, bloß weil einige Unmündige ein Ärgernis daran nehmen könnten? — Himmel! Wenn einer jener Männer, etwa Spinoza, heutigen Tages lebte, in Österreich lebte und seine Principia oder seine Cogitata metaphysica der österreichischen Zensur überreichte, diese das beliebte „damnatur" darüber ausspräche, dem Verfasser jedoch aus einem gewissen national-gutmütigen Respekt den guten Rat aus der Broschüre erteilte: nach der Zensurinstruktion vom Jahre 1810 zu schreiben und etwa einen Platz in der philologischen Abteilung der Akademie einzunehmen — — was für ein Gesicht würde der arme Spinoza machen! — Aber heutzutage gibt es keine Spinozas mehr. Leider nicht! — „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen." Diese Wollust kann man in ganz Europa nicht befriedigen — vielleicht anderswo, unter den Barbaren. Es gibt keine großen Männer, keine großen Schriftsteller! Keine rechten „Privilegierten", keine eigentlichen „großen Herren von

der Feder"! — „Reden wir deutsch und bündig": — wir sind samt und sonders Epigonen, arme Schlucker, die vom Tafelabhub, von den Brosamen der dahin gegangenen Großen leben — was wir von Herder, Lessing, Goethe gelernt, wir machen's nur klein zum täglichen Gebrauch — und auch das will man uns verwehren! Man schilt uns „Schriftindustrielle", Spekulanten, man hetzt uns die „Masse" auf den Hals, weil wir ihr einige alte, halbvergessene Wahrheiten jener Meister wiederkäuen! Wir sollen damit das Publikum verführen, die Regierungen — was weiß ich! Sind wir denn wirklich so mächtig? Ich kann's nicht glauben. Und sind wir „privilegiert"? Wir privilegiert! Gerechter Gott! Wir sind froh, daß wir das Leben haben. Niemals hat weniger eine Schriftstellerinnung bestanden als in jetziger Zeit. Heutzutage nimmt sich ein jeder aus dem Publikum das „Privilegium" heraus, zu schreiben — und so ist's recht! So soll es sein! Das Schreiben ist kein Privilegium. Daß einer reden soll, dafür hat er das Maul. Wem immer aus der „Masse" ein guter Gedanke kommt, der soll ihn mitteilen für die Masse — so wird die Masse gebildet aus der Masse, durch die Masse. Der Schuster, nicht der Gelehrte, soll über den Stiefel schreiben, der Kaufmann, nicht der Bureaukrat, über den Handel — ein jeder über das, was er versteht. Hat ja doch auch der Verfasser der Broschüre ge-

schrieben — der versteht's zwar nicht! Und er ist nicht etwa aus der schreibenden „Masse“, er ist „privilegiert“, er ist sogar der einzige Privilegierte. Meine frühere Vermutung hat sich bewahrheitet. Soeben erfahre ich, daß einige wenige gesinnungsvolle Wiener Journalisten die Broschüre in ihren Blättern besprechen wollten — „mit Würde und Bescheidenheit“, wie es im § 8 der Zensursinstruktion vorgeschrieben ist — allein vergebens! Man hat ihre Aufsätze gestrichen!! Die waren nicht „privilegiert“. Ote toi, pour que je m'y mette — (Worte der Broschüre). Wer allein reden darf, hat immer recht. Schämt sich der Verfasser nicht? Wird er nicht rot?

Und nun noch ein Wort zu ihm, das letzte! Der Verfasser ist mit seiner Broschüre gegen den Strom geschwommen, er hat die Literatur als solche, den Ruhm und Stolz der Nationen, beschimpft, er hat die Schriftsteller der rohen Menge denunziert. — („Nur deutsch!“ Aber mir fällt kein deutsches Wort bei, welches die Stärke des fremden wiedergäbe. Auch „perfid“ läßt sich nicht übersetzen, wie Goethe bemerkt.) — Der Verfasser hat sich damit lächerlich gemacht, das Schlimmste, was einem Schriftsteller widerfahren kann; — er hat ferner, die geistige Freiheit im Munde führend, unter Polizei- und Zensurschutz gegen sie gekämpft — das ist nicht christlich, sondern heuchlerisch, pharisäisch; — der Verfasser hat mit geschlossenem

Visier gestritten, er hat seinen Namen nicht genannt — das ist feige und setzt ihn der Gefahr aus, von jedem Troßbuben bekämpft zu werden. Übrigens gegen Unbekannten ein Unbekannter! Der Verfasser lüfte sein Visier, und ich werde nicht anstehen, das meinige fallen zu lassen; der Ritter soll dann sehen, daß er zum allerwenigsten — einen ihm ebenbürtigen Gegner gefunden hat — wenn er es an den Waffen noch nicht erkannt haben sollte. — Der Verfasser hat endlich der Sache, die er hat verteidigen wollen, einen schlechten Dienst erwiesen — das ist unklug — unklug im Interesse seiner eigenen Partei. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, ist an sich schlecht, ist verwerflich, aber die Ausführung ist noch bei weitem miserabler. Gebt mir dieselbe Aufgabe — ich will sie Euch bei weitem besser herausputzen — und warum nicht? Es gab einen Kardinal, der auf das scharfsinnigste die Existenz Gottes bewies und gleich darauf das Gegenteil. — Auf wen hat die Schrift unseres Verfassers wirken sollen? Auf die „Massen"? Die lesen sie nicht. Auf die Gebildeten, den Mittelstand? Die lachen darüber. Ich habe mit Leuten aus allen Ständen gesprochen, mit Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerkern und Beamten, mit Geistlichen und Militäristen, mit 98 von den 99 Schriftstellern, welche die österreichische Zensurpetition unterfertigten (einer ist vor der Erledigung gestorben), mit den 30 und etlichen Mitgliedern

der kais. oder k. k. Akademie der Wissenschaften — mit Leuten von allen Farben und Schattierungen, soviel ich ihrer habhaft werden konnte, sogar mit Frauenzimmern und andern zaghaften Personen, — nun, und nicht ein Einziger, nicht eine Einzige war darunter, der oder die etwas anderes gefunden hätte, als daß die Broschüre absurd, konfus und perfid ist — die Frauenzimmer sagten ridikül. — Hier ist es nicht mehr möglich, deutsch zu reden!

Der Verfasser bemerkt am Schlusse seiner Broschüre, daß sich das österreichische Zensursystem niemals ändern werde, denn: „das wäre ebenso töricht als es unwahrscheinlich ist, daß ‚solches‘ je geschehen könnte.“ Wir erlauben uns hierin, gestützt auf die Meinung der 98 und etlicher 30 und noch Einiger, der Meinung zu sein, daß „solches“ dennoch geschehen werde. Das österreichische Zensursystem wird sich ändern, muß sich ändern, wie sich die österreichischen Menschen ändern, zum Teil bereits geändert haben, im beständigen Umändern begriffen sind. Ein fauler Zustand kann dauern, lange dauern, sehr lange, — allein wenn die Urstoffe einmal in völliger Auflösung begriffen sind, so müssen sich neue organische Gebilde daraus entwickeln — eine Auflösung ins leere Nichts gibt es nicht, und die allgemeinen Gesetze der Natur werden sich nimmermehr aus Gefälligkeit für das Kaisertum Österreich zu einer Ausnahme für diesen einen Fall herbeilassen. Wann diese

neue Gestaltung der Dinge eintreten wird? Ich weiß es nicht, vermutlich bald, recht bald. Schon regt sich's in der Luft, die keimenden Blätter, die zwitschernden Lerchen verkündigen den Lenz. — „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch: wenn Ihr dies Alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Tür ist." Die Broschüre ist so eine flatternde, geschwätzige, Lenz-posaunende Früh-Lerche! Gestern oder vorgestern wär' es der Regierung nicht eingefallen, ihr „System" mit österreichischer Druckerschwärze verteidigen zu lassen — heute fühlt sie bereits das Bedürfnis. Der Verteidiger ist freilich ungeschickt — schadet nichts — uns schon gar nicht — aber das Schweigen ist gebrochen, das Bedürfnis verraten. Darum sei gegrüßt, Broschüre! Du Frühlingsrakete! Jacta est alea!

---

Ich hatte bereits geschlossen, als man mir aus guter Quelle den Namen des Verfassers nannte; aber ich will „diskret" sein — ich will ihn nicht wieder nennen. — Wer jetzt Börne wäre! Nur auf eine halbe Stunde — auf eine Viertelstunde! Wer das „Privilegium" des Witzes und der Satire besäße! — Doch nein! bei dem Namen, der an mein Ohr schlug, verstummt jeder Witz, hört alles Satirisieren auf. Ich habe dem Verfasser unrecht getan! Ich streue Asche auf mein Haupt, ich bereue! Fast hätt' ich gute Lust,

mein ganzes Geschreibsel in das Feuer zu werfen, denn der Name ist unschuldig — er ist nicht zurechnungsfähig. Man nannte mir nämlich einen unglücklichen Autor, der in seinem ganzen langen Leben ein einziges Buch geschrieben, welches — keine Leser hat finden wollen. Darum hüllt er sich jetzt in christliche Demut, erklärt die Feder, jede Feder — nicht bloß die seinige, wie Zach. Werner nach seiner Bekehrung — für ein Werkzeug des Teufels, und hegt den bittersten Ingrimm gegen jeden andern Autor, der nicht durchfällt, wie er. O Gebrechlichkeit! Dein Name ist Schriftsteller! — Bin ich nicht falsch berichtet, so hatte der Mann im Leben überhaupt „Malheur". (Wir werden schon wieder nicht deutsch!) Ich will es nicht näher bezeichnen, aber es gab, wie man sagt, eine Zeit, wo ihm die Dinge nicht ganz so erschienen, wie sie wirklich sind — wenn sich das so verhält, so läßt sich die Broschüre — da gewisse Krankheitsperioden bisweilen wiederzukehren pflegen — ganz leicht aus dem pathologischen Gesichtspunkte erklären. Ein Pfund Niesewurz kurz vorher eingenommen, und die Broschüre hätte vielleicht völlig in ihr Gegenteil umgeschlagen, und der Herr Hofbuchhändler Rohrmann hätte sich die — übrigens zurechnungsfähige Schmach erspart, gegen sein eigenes Recht tun zu müssen. Zwar — wenn man das dunkle Panier betrachtet, unter welchem der Verfasser einherzieht, das mystische Weihrauchgefäß erblickt, das er

4*

schwingt, die finsteren Grabesgesänge hört, die er anstimmt, so mahnt es einen schaudernd an ein geistiges Auto da fé — der Verfasser steht nicht mehr allein und unschuldig da; er ist der Führer oder Verführte einer Partei, einer schwarzen Schar, die gemessenen Schrittes, prozessionsartig hinter ihm herschreitet. — Das Schlimmste an der Geschichte bleibt übrigens, daß der Verfasser in einem äußerst nahen Verhältnis zu einem ausgezeichneten Staatsmann stehen soll, durch welchen Umstand die Welt leicht zu dem Glauben verleitet werden könnte, als hätte dieser auf die Broschüre Einfluß genommen, als hätte er etwa gar seine selbsteigenen Gedanken darin niedergelegt. Das ist aber gewiß nicht der Fall. Wir halten den Verfasser in dieser Beziehung durchaus für ein „Original auf seine eigene Faust". Der große Staatsmann hat nun, wie andere gewöhnliche Sterbliche, das Unglück, einen Vertrauten zu besitzen, der seiner nicht ganz würdig ist. „Behüte mich Gott vor meinen Freunden — mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!"

Und nun leben Sie wohl, armer, unglücklicher, durchgefallener Herr Verfasser! Und auch Sie, verehrter Herr! Wenn's hier wieder eine besondere Dummheit absetzt, sollen Sie mich trotz meiner sonstigen Trägheit allezeit schreibfertig finden. Ach, sie werden einen nicht lange auf der faulen Haut liegen lassen! — Im Grunde hat doch unser Herr Gott alles hübsch einge-

richtet! Die Welt ist bunt und die Menschen sind verschieden — das bewahrt vor dem „ennui". (Ist wieder nicht recht deutsch!) Gott besser's! Es muß allerlei Käuze geben.

Wien, im Oktober 1847.

Ihr ergebenster

Der „Privilegierte".

## 3. Petition der Wiener Bürger (1848).

### An die hochlöblichen Stände des Erzherzogtums Österreich unter der Enns zu Handen des hohen ständischen Verordneten-Kollegiums.

Seit einer Reihe von Jahren ist von jedem wahren Vaterlandsfreunde der Wunsch lebhaft gefühlt und von manchem in Rede und Schrift die Notwendigkeit laut ausgesprochen worden, auch unser schönes und mächtiges Österreich den Weg friedlichen und gediegenen Fortschrittes betreten zu sehen.

Die letzten Ereignisse im Westen Europas lassen diese Forderung um so unabweislicher und unaufschiebbarer erscheinen, als sie dem Weltfrieden sowie dem Staatskredit, der Sicherheit des Eigentums, der Ordnung und des Rechtes in jedem Reiche gefährlich werden können. Was in Deutschland in diesem Augenblicke zur Wahrung vor jedem Wechselfalle des Glückes, zum Schutz und zur Stärkung nach außen und im Innern geschieht, ist niemandem unbekannt. Jeder hegt zugleich die Überzeugung, daß Österreich, dessen Herrscherfamilie durch Jahrhunderte die deutsche Kaiser-

krone trug, auch nur in festem Anschließen an deutsche Interessen und deutsche Politik sein wahres Heil gewinnen könne. Wenn die österreichischen Bürger sich vor allem gedrungen fühlen, ihre unerschütterliche Liebe und Anhänglichkeit an das erhabene Kaiserhaus auszusprechen, so halten sie es zugleich für ihre heilige Pflicht, diejenigen Maßregeln offen und frei darzulegen, welche ihrer Meinung nach einzig und allein geeignet sein können, in so drohenden Zeitverhältnissen der Dynastie sowie dem Gesamtvaterlande neue Kraft und neuen Halt zu verleihen.

Diese Maßregeln sind: Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes; — periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie, sowie alle Klassen und Interessen der Bevölkerung vertretenden ständischen Körpers, mit dem Rechte der Steuerbewilligung und Kontrolle des Finanzhaushaltes sowie der Teilnahme an der Gesetzgebung; — Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressivgesetzes; — Durchführung des Grundsatzes der Öffentlichkeit in der Rechtspflege und in der gesamten Verwaltung; — Verleihung einer zeitgemäßen Munizipal- und Gemeindeverfassung und auf deren Grundlage Vertretung der in der gegenwärtigen ständischen Verfassung gar nicht — oder nur unvollkommen begriffenen Elemente des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Intelligenz.

Die Stände — wenngleich in ihrer dermaligen Zusammensetzung nicht der vollständige Ausdruck des ganzen Landes — sind als verfassungsmäßiges Organ für die Bedürfnisse des Volkes berufen, die Gewährung unserer Bitten bei unserem gütigen Monarchen zu vermitteln.

Die Unterzeichneten stellen daher die Bitte: die hochlöblichen niederösterreichischen Stände wollen die vorgeschlagenen Maßregeln in der nächsten Landtagsversammlung in Beratung nehmen und die geeigneten Anträge zu deren baldiger Verwirklichung an den allerhöchsten Thron gelangen lassen.

Wien, 9. März 1848.

## 4. Studien (1849).

L'homme est le même en haut. en bas, au milieu.

Balzac.

### 1. Die Presse und ich.

(Als Einleitung.)

Vor ein paar Jahren klagte ich bei einem großen Herrn — damals gab es deren noch und jetzt scheinen sie wieder aufzutauchen — über den unerträglichen Druck der österreichischen Zensur.

Der Staatsmann lächelte und sagte:

„Gedulden Sie sich, mein Bester! Die neue Zeit steht vor der Tür — auch unser Österreich kann ihr den Eintritt nicht versagen. Darum schreiben Sie frisch darauf los und verschließen Sie die Manuskripte einstweilen in Ihr Pult. Der Tag wird kommen, wo Sie damit herausrücken können."

Ich (etwas betreten über den geistreichen Rat): Exzellenz, das wird mir wenig nützen. Was unsereins heute schreibt, das will heute gelesen sein. Die Welt ist ungeduldig und wir sind keine Klassiker.

Großer Herr (achselzuckend): Dann kann ich Ihnen nicht helfen.

Er hat mir auch nicht geholfen. Aber die Prophezeiung des Staatsmannes ist eingetroffen; die neue Zeit ist gekommen und sie hat ihn hinweggeschwemmt, wie auch meine Manuskripte im Pult. Nach den Märztagen durchschaute ich die Papiere und erschrak völlig über den „Altliberalismus", der darin herrschte. Ich warf sie in einen Winkel. „Jetzt gilt's, Neues zu schaffen!" rief ich aus. — Ich hatte das ganz richtig begriffen — allein vom Begreifen bis zum Schaffen ist ein weiter Weg und führen gar dunkle labyrinthische Pfade! Ich zögerte lange, sie einzuschlagen. Auch war das Leben damals so schön, so frühlingswarm, so hoffnungsgrün! Die Vöglein auf den Bäumen zwitscherten „Freiheit", der weiß-rote Blütenregen schwebte sanft auf einen entfesselten Boden nieder und die jubelnden Menschen sanken sich auf den Straßen in die nicht mehr gebundenen Arme. Wo nahm da einer das Herz her, die freudezitternde Schreiberhand zur Dolmetscherin seines Kopfes zu machen! Welcher Kopf war stark genug, die schwirrenden Gedanken festzuhalten, zu ordnen, zu Bildern und Gestalten abzurunden! Wo war da ein Mensch, ein Schriftsteller, dem der Kopf nicht mit dem Herzen davonlief! Diese frische Lebenslust, dieser Taumel, dieser Jubel — man mußte damals wenigstens Minister sein oder Depu-

tierter, um den Verstand nicht zu verlieren. Und auch das gewährte noch keine hinlängliche Sicherheit!

Es ist gewiß die reinste Lust, einen neuen und fruchtbaren Gedanken auszusprechen. So mancher große Mann hat sein Leben dafür eingesetzt. Wenn sich ein Phönix ins Feuer stürzt, so weiß er, warum — er kehrt geläutert aus dem Flammenmeer der Ideen zurück; aber die armen kleinen Vöglein, die ihm nachstürzen, verbrennen bloß. Wir Mittelgut von Menschen und Schriftstellern tun besser, für eine Idee zu leben, als für sie zu sterben. Man glaubt nicht, was ein Schriftsteller, auch nur von mäßigem Talent, auszurichten vermag, wenn er immer auf denselben Hauptgedanken zurückkommt. Das ist im Grunde das ganze Geheimnis der Popularität. Nach überstandenem ersten Freiheitstaumel sucht' ich denn auch meine in den Winkel geworfenen „altliberalen" Lieblingsgedanken wieder hervor — und erschrak aufs neue. Sie waren abermals unbrauchbar. Im März waren sie nicht mehr — jetzt noch nicht mitzuteilen.

Ich Unglücklicher! Muß ich denn immer „zu spät" kommen oder „zu früh"! Nun seh' ich's immer deutlicher ein: man muß nicht nur etwas Ordentliches machen, man muß es auch zur rechten Zeit zu machen wissen. Ein ähnliches Schicksal verfolgte mich auf dem Theater — doch davon ein ander Mal! Ich will jetzt nicht länger klagen, sondern schreiben. Ich besorge

dabei nur eins: daß ich den Ton nicht treffe, den mezzo termine, der in der jetzt herrschenden „Götterdämmerung“ verlangt wird. Ein solcher Mittelzustand bietet freilich den Vorteil, daß der Autor behaupten kann, er habe seine besten Gedanken der ihm auferlegten Selbstzensur opfern müssen. Ich begebe mich aber dieses Privilegiums, indem ich frei und offen bekenne, daß ich nichts weiter als lauter kleine Hausgedanken bringen will, wie sie fürs Feuilleton sich geziemen. Diese „Studien“ wollen durchaus keine hohe Politik treiben, sondern nur leichte publizistische Plänkler abgeben; sie wollen als flüchtige Vorposten das politische Terrain ein wenig beobachten, um dem Hauptkorps, zu welchem sie gehören, dem der Literatur und Kunst, den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben nicht gänzlich abschneiden zu lassen. Nebenbei gesagt, so werden sie, wenn es gleich keine regulären Truppen sind, doch gute Mannszucht halten, obwohl man nicht dafür einstehen kann, daß sie sich nicht im Vorüberhuschen nach Plänklerart einige kleine Neckereien erlauben dürften.

Man wird nicht ein Journalist über Nacht, ich weiß wohl! Mißlingt mein Versuch, so schieb' ich's denjenigen ins Gewissen, welche uns übrigen Schriftstellern so häufig unser Schweigen zum Vorwurf machten. Weit bedeutendere Männer als ich haben sich bisher schweigend und untätig ver

halten — es läßt sich vielleicht entschuldigen, gewiß erklären.

Das erste Aufbrausen einer kühnen, allzu derben Volksliteratur hat manche von ihnen erschreckt; ihre Hand war ungewohnt, den neuen demokratischen Boden urbar zu machen – sie hätten es vorgezogen, seinen Rand mit Blumen zu bepflanzen. Zudem — die Fülle eines neuen, reichen Stoffes überwältigte sie erst, bevor sie ihn überwältigen konnten. Berühmte Schriftsteller sind eine Art literarischer Aristokraten; sie haben Talent oder Genie, und obendrein von Gottes Gnaden; sie sitzen in der ersten Kammer der schönen Menschheit und sind durchaus nicht gewillt, ihr Privilegium der Kunst aufzugeben. Als Aristokraten ist ihnen auch ein feines Gefühl für die schöne Form angewohnt; darum sollte ihrer Empfindung nach selbst die demokratische Idee in einem gefälligen Gewande aufzutreten bemüht sein. Sie führen Athen und Paris als Beispiele an — sie haben vielleicht nicht ganz unrecht. Auch der Verfasser dieser „Studien“ hat sich — in seinem bescheideneren Wirkungskreise — ähnliche Forderungen gestellt und er möchte gar zu gerne bei seinem geliebten Wien den Wetteifer erregen, sich jene beiden Musterstädte der alten und neuen Welt an politischer Bildung und Vaterlandsliebe, sowie an edlem Ausdruck und Geschmack zum Vorbild zu nehmen — vielleicht wäre das zugleich ein Weg, ihnen an wahrer

Freiheit und geistiger Unabhängigkeit näher zu kommen.

## 2. Die Männer der Zukunft.

Man kann niemanden hindern, sich sein ganzes Leben lang für einen Mann der Zukunft zu halten. Auch in Wien spazieren solche Zukunftsmänner dutzendweise herum. Sie gehören allen Farben an, allen Parteien; viele haben ihre eigene Partei ergriffen; sie meinen es aufrichtig mit sich selbst und möchten sich gerne etwas Gutes zukommen lassen. – Ich will versuchen, Euch einige derlei Männer der Zukunft zu schildern. Da gibt es fürs Erste eine gewisse Gattung diplomatischer Schlauköpfe, welche sich bei der neuen Wendung der Dinge gleich anfangs zurückzogen und im Verborgenen hielten, um sich nicht abzunützen. Diese Leute jubeln in ihrem sicheren Hinterhalt, so oft ein Deputierter oder ein Minister einen Fehltritt macht; jeder Gefallene ist für sie eine neue Stufe, über welche sie später emporzuklimmen gedenken; tritt ein Neuer, Frischer auf, so berechnen sie ihm seine Dauer auf die Minute. Das Zufällige haben sie auch ganz richtig beobachtet, allein der Kern der Sache ist ihnen fremd geblieben. Eine Idee, die ins Leben tritt, nährt sich von Persönlichkeiten; der Gedanke verzehrt eine Menge von Individuen, die sich ihm halb bewußtlos opfern, bis er im letzten, rechten Mann hell

leuchtend zum Durchbruch kommt. Das wissen aber jene nicht, die sich für unentbehrlich halten, weil sie mittelmäßig sind, für weise, weil sie zögern, und die, weil sie der Zeit nicht gewachsen sind, sich einbilden, ihre Stunde werde erst kommen. So ein Zukünftiger, der niemals zum Gegenwärtigen wird, gleicht ganz dem Homunkulus in der Phiole, der sich nach der Existenz sehnt. — Andere können es nicht fassen, daß sich die Welt so urplötzlich verkehrt haben soll; der Wagen der Zeit ist ein wenig aus dem Geleise gefahren — weiter nichts; kein Zweifel, er wird wieder einlenken. Sie freuen sich schon darauf, wie sie helfen wollen! Der Glaube dieser Männer steht felsenfest; sie weisen auf die Geschichte hin, auf Napoleon, auf die Restauration; General Cavaignac war eine geraume Zeit ihr letzter, unwiderleglicher Beweisgrund — auch der deutsche Ordnungsmacher kann nicht ausbleiben kurz, die Vergangenheit ist ihre Zukunft. — Gefährlicher sind die eigentlichen Männer der Gegenwart, welche der Idee dienen, indem sie sie anzerren und sie, zum Schrecken der Mäßigen und Nüchternen, wie im Hohlspiegel als Fratze erscheinen lassen. Den ersten Riß und Krach im politisch-sozialen Gebäude, vor dem die andern sich duckten, begrüßten sie zuerst mit einem Freudengeschrei; es war ihre Wollust, das halb zerbröckelte Gemäuer mit frevelhafter Faust in den Abgrund zu stürzen und sich an dem Donner im Nieder-

schmettern, an dem Staub und Dunst zu ergötzen, sowie an der Sorge und Angst der untätig Nebenstehenden. Man wirft ihnen unreine Absichten vor — das mag von diesem und jenem gelten: viele sind wahre Idealisten, nur in ihrer Art: dem Guten dient auch, wer das Schlechte vernichten hilft.

Aber die Lust am Zerstören ist gefährlich; sie wird leicht zur Leidenschaft, zur krankhaften Begierde, die an keiner andern Tätigkeit, an keiner Tat des anderen Gefallen findet und so zuletzt dahin gelangt, die neue werdende Schöpfung zu verachten, weil sie ihrem schrankenlosen Ideal nicht entspricht, das frische, lebendige Schaffen zu hassen und zu hindern, das ihr versagt ist und ihr darum ein Vorwurf dünkt. Die ersten Männer einer neuen Zeit begraben sich so meist unter den Ruinen der alten die wenigsten haben eine Zukunft. — Dort steht noch ein Mann — faßt ihn wohl ins Auge — er wird eine Rolle spielen, eine bedeutende Rolle, bevor der „Rechte" kommt. Wie lächelnd er da steht, bescheiden, von wenig Worten. Und doch — wie glühend wird er von Einer Partei gehaßt, wie innig verehrt von der andern! Er spricht selten in der Kammer — aber was er sagt, ist bestimmt und scharf und trifft immer den Nagel auf den Kopf. Bei einer bedeutenden Frage wenden sich die Blicke nach ihm und seine Ansicht gibt häufig den Ausschlag, denn sein Geist, sein Wissen, seine Kenntnisse sind unbe

stritten und selbst die Gegner müssen sie widerstrebend anerkennen. Er ist der Mann des Ordnens, des Gestaltens — man kann ihn nicht entbehren; auch eine gewisse Freisinnigkeit ist ihm nicht abzusprechen, doch denkt man eher ans Gegenteil, wenn er sie bisweilen im Munde führt. Man ist gewohnt, bei allem, was er sagt, was er tut, eine verborgene Absicht vorauszusetzen; man beobachtet aufmerksam jedes seiner Worte, die geringste seiner Geberden — ein Zeichen, daß der Mann bedeutend ist. Heute hat er den Minister gelobt — warum? Man weiß, er ist sein Feind, er geht damit um, ihn zu stürzen. Das zweideutige Lob läßt das fast ahnen. Das Ministerium sei „ehrenwert", heißt es, voll guten Willens — nur freilich ein bißchen schwach und schwankend; es verwirre die Dinge, die es ordnen solle, das eigentliche Regieren sei nicht seine Sache — doch es ist ehrenwert, vollkommen ehrenwert; der Redner hofft, das werde genügen, auch in dieser stürmischen Zeit, deren Mißtrauen sich eine feste, kräftige Hand noch nicht gefallen lasse usw. — Hier zischt die Linke heftig. — Der Redner spricht ruhig und heiter lächelnd fort, von seiner zaghaften Freunde Beifall nur schwach unterstützt, und verläßt die Tribüne, ohne einen eigentlichen Sieg errungen zu haben. Es war ihm auch nicht darum zu tun.

Aber der erste Anlauf ist genommen, das Stichwort ist gefallen, bei einem nächsten Anlaß rückt man

deutlicher mit der Farbe heraus und findet bereits kräftigere Helfer; Journale und Koterien tun das übrige; man legt dem Ministerium gelegentlich eine Falle, in die es plump und ehrlich hineintritt, man benützt seine Verwirrung, seine Unbehilflichkeit — und ehe man sich's versieht, ist unser Mann am Brett. Machiavell hat recht: Die Welt gehört den Gleichgiltigen, den Kaltblütigen, den Berechnenden — wenigstens die Machiavelli'sche Welt. Diese Welt soll sich freilich ausleben — aber meint Ihr, das geschehe so leichthin, ohne Kampf und Widerstand?

Jede Gegenwart bereitet sich ihre Zukunft, jede nächste Zukunft schafft sich ihren Mann. Wir brauchen populäre Männer — ich meine nicht solche, die dem Volke schmeicheln, sondern denen es traut. Aber sie sind nicht so leicht zu finden. Die Popularität ist ein Geheimnis wie die Liebe. Der hat sie, der hat sie nicht — der findet sie, der nicht. Und gleich viel, ob der Volksmann aus dem Volke ist! Wir lassen uns auch mit einem populären Grafen Egmont zufrieden stellen. Er darf auch stolz sein, eitel, leichtsinnig — aber wir müssen ihn lieben können. Und Possen mag er treiben, wie Torheiten — wir sehen ihm vieles nach!

Alcibiades schnitt seinem Hunde den Schwanz ab. Was war wohl seine Absicht? Die guten Athener machten acht Tage lang ihre Glossen darüber. Der Schalk! Er hatte seinen Zweck erreicht — er wollte

ihre Aufmerksamkeit von gewissen andern Dingen ablenken und doch zugleich von sich sprechen machen. Alcibiades konnte so manches wagen: er war ein Abgott des Volkes.

Vorläufig rat' ich noch wenigen — sei's im Reichstag oder im Ministerium — ihren Hunden die Schwänze zu stutzen.

### 3. Hofrat oder Ministerialrat?

Ein König stirbt nicht — ein Hofrat auch nicht. Kaiser Max I. hat die Hofräte erfunden und schon unter Ferdinand I. haben sie sich bedeutend vermehrt. Seitdem hat ihre Anzahl unter jedem folgenden Herrscher fast in geometrischer Progression zugenommen. Der Stand der Hofräte unter ihrem Schöpfer und bald nachher war nicht eben zu beneiden. Sie hatten viel Arbeit und wenig Lohn. Vierzig Gulden monatlich. Wer vom (damals offenen) Rat und Gericht weg blieb, dem ward der Sold für den Tag abgezogen. Späterhin wurden ihnen ihre Geschäfte erleichtert und ihr Gehalt erhöht. Das macht die geometrische Progression.

Kaiser Max I., der sogenannte letzte Ritter und jedenfalls der erste Beamte, hatte noch keine Ahnung von einer konstitutionellen Monarchie, — sonst hätte er vermutlich gar keine Hofräte, sondern gleich anfangs lauter Ministerialräte erschaffen.

Die letzteren entstanden aber erst unter dem Ministerium Doblhoff. Wie langsam schreitet doch die Weltgeschichte! Drei volle Jahrhunderte brauchten die Hofräte zu ihrer Verpuppung, aus welcher dann endlich der bunte Tagesfalter „Ministerialrat" ans konstitutionelle Licht emporflatterte. Das genannte Ministerium hatte übrigens mit seiner Schöpfung eine arge Zwietrachtsfackel in die Welt geschleudert. Die alten Vollblut-Hofräte fingen nämlich an, die neugeschaffenen Ministerialräte mit einer gewissen aristokratischen Geringschätzung zu betrachten, während die letzteren, stolz auf ihren halb-plebeischen Ursprung, den Vorrang vor den ersteren behaupteten. Dagegen gab es wieder mehrere Hofräte des ancien régime, welche ihr Begreifen der neuen Zeit dadurch zu beurkunden suchten, daß sie sich freiwillig in Ministerialräte umtauften. Diese Anabaptisten fanden fast noch weniger Gnade vor den Augen der alten Hofratcreme. So hoch übrigens die Verwirrung und Erbitterung in der hierarchischen Bureaukratie durch diese Vorgänge auch gesteigert worden, so hatte sich doch allmählich der Glaube zu verbreiten begonnen, das alte Geschlecht der alten Hofräte sei im Aussterben begriffen. Da fachte plötzlich die Ernennung eines wirklichen Hofrats durch den Kaiser selbst den alten Streit aufs neue an. Faktisch haben wir nun Hofräte und Ministerialräte — jedenfalls eine Bereicherung! Aber in welchem Verhältnis stehen

sie zueinander? Niemand weiß es. Haben vielleicht die Hofräte in Zukunft wirklich nur dem Hofe, die Ministerialräte bloß dem Minister zu raten? Aber einem konstitutionellen Hofe rät ja das Ministerium — da braucht's keiner Hofräte, und die Minister müssen sich selber Rat wissen. Oder hält man die Schöpfung eines starken Österreich für unmöglich, ohne das alte Institut der Hofräte zu erhalten, zu kräftigen, neu zu beleben? Dann würde ich raten, die neuen Ministerialräte wieder eingehen zu lassen; sie scheinen ohnehin nicht auf die Dauer berechnet; viele traten auf und verschwanden wieder, wie die Bilder einer laterna magica. Ein echter Hofrat ist aber noch niemals ganz verschwunden — er hält sich wenigstens solange, bis er seine volle Pension ansprechen kann. Dreihundertjährige Routine verleiht ein gewisses à plomb, was ein neugebackener Ministerieller nicht so leicht erwirbt. Endlich ist auch der Glaube, die Anhänglichkeit des Volkes an das lang Gewohnte, alt Hergebrachte zu berücksichtigen, zu schonen. Solange irgend ein Österreicher denken kann und noch weit länger, ist alles und jedes im Staate durch die Hofräte bewerkstelligt worden. Sie haben sonst die Rekrutierungsgesetze gemacht, die Finanz- und Stempelpatente, die guten Zigarren; sie haben die diplomatischen Geschäfte geleitet, die Polizei gehandhabt, das Theater und die Zensur. Manche von ihnen haben

sogar geschrieben — als wirkliche Schriftsteller, mein' ich. Adam Müller war ein Hofrat, Friedrich Gentz, Clemens Hügel und Friedrich Hurter — und wer noch alles? Dieser und jener hätt' für sein Leben gern Hofrat werden mögen. — Kommt Zeit, kommt Hofrat! Wie kann er's aber werden, wenn man die Hofräte abschafft? Wie kann der junge Hofratslaich an der politischen Sonne ausgebrütet werden, wenn man den ganzen Teich ausleert, wenn man wohl gar ministerialrätliche Störche hineinsetzt, welche die Hofratsembryonen aufzehren? —

Das hohe Ministerium bedenke das alles und verhüte einen Streit zwischen alter und neuer Zeit, zwischen dem Chor Don Manuels und Don Cäsars, zwischen den ehrwürdigen historischen Hofräten und den neu erfundenen, noch nicht konsolidierten Ministerialräten. Nebeneinander können die beiden feindlichen Geschlechter nicht bestehen — das ist klar; unterordnen will sich keines dem andern lassen. Eines muß weichen, soviel ist gewiß — aber welches? Ich habe zugunsten der Hofräte alles vorgebracht, was mir meine Neigung für sie eingab. Die Ministerialräte sind jung und kühn — die mögen für sich selber sprechen. — Hofrat oder Ministerialrat? Wir bitten das Ministerium um gefällige Entscheidung.

## 4. Über die Barbarei.

Die Wiener Sosier, welche über die Preßfreiheit jubelten, verkaufen kein Buch mehr, seit sie ins Leben getreten ist. Niemand nimmt sich die Mühe, ein Werk zu schreiben, niemand die geringere, die früher geschriebenen zu lesen. Alle Welt fühlt sich durch die Tages- und Gassenliteratur befriedigt und panem et circenses scheint jetzt die Losung, wie zur Zeit von Roms nahendem Verfall. Man wendet mir ein, daß wir noch nicht soweit sind, eine neue Literatur zu schaffen; jetzt, wo der Staat erst nach einer festen Form ringt, wo wir den neuen kräftigen Lebensteig noch kaum geknetet, jetzt sei der feinere Stoff gar nicht vorhanden, aus welchem sich zierliche und künstlerische Gestalten bilden ließen. Aber festhalten sollten wir wenigstens, was wir besitzen, und wem irgend eine Schöpfungskraft eigen, der soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern es leuchten lassen, so gut es mag, und wär's keine Fackel, sondern nur ein Johanniswürmchen.

Praktischere Völker als die Deutschen haben ihnen auch in dieser Richtung den Rang abgelaufen. Die Julirevolution war kaum gemacht, so hatte sie schon ihre Literatur. Wir scheinen mit der unsrigen zu warten, bis die deutsche Verfassung fertig sein wird. Unser letzter Kunstausfluß waren „Dorfgeschichten“. Völkergeschichten haben wir freilich bisher nicht ästhetisch

verarbeiten dürfen, denn wir selbst waren ja kein Volk, wir hatten keine Geschichte!

Es ist ein wahres Unglück für die Deutschen, daß ihre großen Männer eine so häusliche und bürgerliche, zugleich aristokratische Literatur zu machen genötigt waren, von welcher das Volk soviel wie gar nichts weiß. Jeder Engländer kennt seinen Shakespeare, und ich laß mir's nicht nehmen, daß dieser monarchische und protestantische Dichter und Seher viel dazu beigetragen, den Charakter seiner Insulaner, ihr stetiges und besonnenes Fortschreiten, ja ihre Scheu vor gewaltsamen Änderungen für eine lange Zukunft festzustellen und zu kräftigen. Wie sehr Voltaire und Rousseau in Fleisch und Blut aller Franzosen übergegangen, das bezeugt die ganze Revolutionsgeschichte. Es ist weit davon, daß Goethe und Schiller in ähnlicher Weise gewirkt, wirken können. Zwar Schiller war lange Zeit ein wahrer Volkströster. In seinen prächtigen Mantel des Idealismus wickelten sich die reell Nackten und Bloßen und:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren" —

so jubelten sie, wenn sie auch was weniges dabei froren und zähneklapperten. Aber die ideale Freiheit genügt jetzt nicht mehr — der Mantel ist fadenscheinig geworden und seine herrlichen Kunststickereien halten nicht warm. An spärlichen Sonntagen stellen die Hof-

theater-Intendanten diesen „heiligen Rock“ dem Volke bisweilen noch auf zur Schau, welches ihn gläubig mit schweigender Scheu wie eine kostbare Reliquie von weitem betrachtet und verehrt. — Mit Goethe ist's nun freilich ein anderes! Der ist reell genug — nur daß sie ihn nicht verstehen. Und ins eigentliche Volk ist er so gut wie gar nicht gedrungen, so sehr er's verdiente. Wenn Herr von Cotta nicht wäre und sein ewiges Privilegium, ich machte mich anheischig, aus dem gesamten Goethe eine Volksausgabe auszuziehen, daß ihnen die Augen aufgingen! Alle Pedanterien, alle poetische Stilistik, alle Schlacken der Zeit, Diplomatie, Ansingung von Fürsten, Verehrung der Minister usw. ließe ich weg, und es sollte mir soviel gesunde Poesie, Liebe, Weisheit und Freiheitsdrang — kurz der wahre Goethe übrig bleiben, daß das deutsche Volk den tüchtigen, derben Frankfurter erst recht erkennen und gar nicht bezweifeln müßte, weder der selige deutsche Bund in des Alten Vaterstadt, noch das überselige gelehrte Volksparlament daselbst dürfe ihm nur von weitem das Wasser reichen. —

Was man hat, das hat man! Könnt Ihr nichts neues zustande bringen, so leset wenigstens, so studiert eure Klassiker, eure Alten! Es ist mehr Kern in ihnen, als daß Ihr, kaum flügge geworden, sie über die Achsel ansehen dürftet. Glaubt mir, es ist gefährlich, den alten Proviant in Übermut über Bord zu werfen, weil wir mit Nächstem auf einer

üppigen Insel zu landen hoffen, die uns mit frischer Nahrung im Überfluß versorgen soll. Die Insel ist noch fern — Ihr treibt auf offenem Meer — und auf dem Meer kann man verhungern. Dagegen ist alles gut — selbst Schiffszwieback. — Über ein Volk, das nichts schreibt und liest als Zeitungen, droht die Barbarei einzubrechen. Ihr seid von einer derlei gelinden Barbarei bedroht — Ihr — noch mehr eure Kinder. Leitende Artikel, Flugblätter und Kammerreden sind in Ewigkeit keine Literatur und führen zu keiner; eine noch so große Masse Menschen wird niemals zu einer Nation, ohne Zusammennehmen aller schönen und edlen Kräfte, deren lebensvollste Blüte die Wissenschaft ist, die Kunst. Es gibt keine Freiheit, wo man jede Fessel abstreifen will, und so Ihr's versuchen wolltet, so würden euch bald der treue Fleiß, die edle Sitte, das Forschen nach dem Wahren, das Streben nach dem Schönen auch nur lästige Fesseln dünken, weil sie auf Maß und Ziel dringen und dem Unruhig-Schrankenlosen heitere Grenzen setzen.

Das Ministerium ist in diesem Augenblick mit der innern und äußeren Gestaltung des neuen Österreich, mit den hochwichtigsten Angelegenheiten betraut und beschäftigt; aber gehört darunter nicht auch dasjenige, was die Menschen überhaupt, und folglich auch die österreichischen Menschen, erst zu wahren Menschen macht? Das ist die Sorge für die Erziehung, für die

Bildung der Staatsbürger; für die Erhaltung, Belebung, Förderung des Besten und Edelsten, was die Menschheit besitzt. Ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, welche sich den jetzigen Lenkern des österreichischen Staates von allen Seiten entgegen türmen, die Anforderungen, denen sie zu genügen, die Widersprüche, die sie zu bekämpfen haben; aber auch das republikanische Frankreich hat mitten unter den gewaltigsten Stürmen dasjenige nicht vernachlässigt, was einzig und allein die gärende Gesellschaft, zwar nur allmählich, aber andauernd, zu beschwichtigen, zu beruhigen, zu versöhnen vermag: die Lehre, die Wissenschaft, die Kunst. Die französische Kammer hat in der größten Finanznot die Ausgabe von Millionen nicht gescheut, um den Volksunterricht zu beleben, zu verbessern; die Republik hat die wissenschaftlichen Institute auf das Kräftigste unterstützt, sie hat den Malern und Bildhauern Arbeit und dem Vaterlande in den Erzeugnissen ihrer Kunst neue Denkmale der Erinnerung und Aneiferung gegeben, ihre Sorgfalt hat sich auch auf die Theater und Konservatorien der Musik erstreckt. General Cavaignac, welcher nach Unterdrückung des furchtbaren Juniaufstandes einer Sitzung der Académie française beiwohnt, erscheint mir fast nicht minder groß als Zar Peter unter den Strelitzen. — Österreich, das reiche und lebensfrische Österreich, schließt nach allen Richtungen volle Keime der Entwickelung in sich, und es bedarf

vielleicht nur einiger Aneiferung, geringer Beitat von oben, um sie zu befruchten, zu reifen und die schönen Kräfte, die im Lande schlummern oder sich fruchtlos verzehren, nach einer Seite zu lenken, die dem Ganzen zum Vorteil und Heile dienen wird, dienen muß.

Die Gegenwart ist Kampf und Streit, aber sie ist von hoffender Ahnung froh bewegt; die Zukunft wird die Erfüllung sein und die Zukunft gehört der Jugend an. Darum vor allem sorgt für die Jugend! Aus jungen Leuten kann man Halbgötter machen wie halbe Menschen. Erzieht euch selber für die neue Zeit und bildet die Jünglinge dazu heran, deren Erbe sie sein wird. Die nächsten Jahre entscheiden viel. Eine Generation, die für die kommende sorgt, bereitet neues Leben vor, Licht, Geist und Kraft; die ihrer vergißt, führt dem Untergang entgegen, dem Leichtsinn, der Rohheit, der Barbarei.

## 5. Qu'est-ce que le quatrième état?

In der guten alten Zeit waren in der guten alten Wiener Zeitung bisweilen gar wunderliche Dinge zu lesen. Aber auch heutzutage ist sie genötigt, so manches aufzunehmen, wovon sich die Philosophie nichts träumen läßt — z. B. den Inhalt der Sitzungen des Gemeinderates. Laut eines derlei Sitzungsreferates vom 10. Januar d. J. hatten die niederösterreichischen Stände eine Deputation an den Kaiser beschlossen, um

ihm ihre Glückwünsche zur Thronbesteigung darzubringen; zugleich hatten sie die Wiener Bürger eingeladen, sich bei dieser Deputation, als dem vierten Stande angehörig, zu beteiligen. Hierüber entspann sich, wie der Referent versichert, „eine interessante Debatte, in welcher von mehreren Rednern gründlich (!) nachgewiesen wird, daß Stände, zwar regeneriert, aber doch fortbestehen werden, folglich der Bürgerstand der Stadt Wien einen Fehlgriff täte, wenn er die Einladung nicht annehmen und so faktisch das Recht aufgeben würde, den niederösterreichischen Landständen anzugehören". Hiernach wurde auf den Antrag eines der Herren beschlossen, die Einladung anzunehmen.

Die Bürger Wiens haben sonach ihr Recht „faktisch" behauptet, als „vierter Stand" den niederösterreichischen Landständen anzugehören. Als vierter Stand! Die Geschmäcke sind verschieden. Ich meines Teils möchte Alles lieber sein, als ein niederösterreichischer Landstand — und wär's ein dritter, ein zweiter, ein erster — geschweige ein vierter! Nach dem März v. J. dachte kein Mensch mehr an die niederösterreichischen Stände — man wußte gar nicht, daß sie noch auf der Welt waren. Während die Landtage anderer Provinzen sich regten und rührten und ihre damals noch problematische Wiedergeburt dadurch vorbereiteten, daß sie den Forderungen der neuen Zeit „gerecht" zu werden suchten, hatten die niederösterreichischen Herren

Landstände es vorgezogen, das Staatsschiff den politischen Stürmen zu überlassen, dafür den weit angenehmeren Landaufenthalt zu wählen und auf ihren Schlössern und Burgen cum otio et dignitate in echt freiherrlicher und ritterlicher Heiterkeit zu hausen, insoweit dies ihr Schmerz über den drohenden Verlust ihrer Urbarialrechte, Roboten und Zehenden zuließ. Das große Landhaus war wie ausgestorben, nur die Beamten waren zurückgeblieben, in banger Erwartung ihres Schicksals und ihrer Pension. Die herrlich verzierten Säle, in welchen zur altliberalen Zeit die tönenden Reden der Vaterlandserretter und -befreier in spe erschallten, hatte man längst dem Sicherheitsausschuß, dem Gemeinderat, den Wahlmännerversammlungen überlassen und sie nicht wieder betreten wollen, vermutlich um die bittere Erinnerung an die Entheiligung der feudalen Prachthallen durch die darin im März aufgenommene improvisierte Studentendeputation bei einem abermaligen Anblick dieses zum Golgatha gewordenen althistorischen Herrensitzes nicht schmerzlich-fruchtlos zu erneuern. — Verdenkt Ihr den niederösterreichischen Ständen ihren Schmerz? Ich nicht. Sie hatten sonst sprechen dürfen, allein sprechen — in jedem Sinne — es achtete freilich niemand darauf, aber gleich viel! Wenn der Mensch nur sprechen darf, sich aussprechen, schelten, drohen, sei's auch vergeblich — es hilft, es erleichtert. Stumm sein ist gräßlich! Aber plötzlich sprach alle Welt und

nur die niederösterreichischen Stände mußten schweigen. Mußten? Nein. Aber sie schwiegen. Die Bedeutenderen aus ihnen hatten ihre Stellung begriffen — nämlich, daß sie keine mehr hatten. Sie suchten sich daher eine neue, und da sie Geist und Talente besaßen, verließen sie den alten ständischen Pferch ohne vielen Kummer, schlossen sich der neuen Sache an und wurden Volksmänner, Minister und Deputierte.

Allein die übrigen Prälaten, Grafen, Herren und Ritter schlichen sich stumm zur Seite und wehklagten und jammerten wie die trauernden Juden. Und worüber klagten und jammerten sie denn? Über das, worüber die ganze übrige Welt frohlockte: über den Verlust ihrer Privilegien. Und was waren denn das für kostbare Privilegien, deren Verlust einen solchen Kummer rechtfertigte? Daß sie in Uniform auffahren, zusammensitzen, ihre häuslichen Angelegenheiten beraten, die Postulate anhören und die Steuern bewilligen durften. Wohl verstanden: bloß bewilligen — denn ihre etwaigen Anträge und Vorstellungen dagegen haben in einem halben Jahrhundert zu keinem Resultate, nicht einmal zu einer erledigenden Antwort geführt. — Ich gebe zu, daß die Herrschaft etwas unendlich Lockendes und Reizendes hat; aber der bloße Schein der Herrschaft, der Schimmer eines Scheines — nichts weiter! Und darum niederösterreichischer Landstand! und darum jammern und wehklagen! Ich kann's nicht fassen, nicht

begreifen. Wer nicht geradezu auf den Kopf gefallen ist, der kann und wird in einem konstitutionellen Staate bei gehöriger Tätigkeit bald zehnmal mehr Ansehen und Macht gewinnen als die gesamten niederösterreichischen Landstände im alten Regimente auch nur den Anschein davon hatten oder haben konnten. Wer aber auf den Kopf gefallen ist, der soll weder Landstand sein, noch Deputierter, noch konstitutioneller oder auch absoluter Minister. Der Verlust eines Privilegiums, besonders eines privilegium onerosum wie das der Steuerbewilligung, ist also so wenig ein Verlust als der Verlust der roten Uniform! Freilich, kleine Seelen hängen an Privilegien und an roten Uniformen! Aber ein Landstand, ein Vertreter des Landes muß eine große Seele haben — eine Seele überhaupt.

Ich komme auf den vierten Stand. Was ist das für ein Ding? Qu'est-ce que c'est que le quatrième état? — Das sind die Bürger und Bauern, vertreten durch Bürgermeister und Syndikus, welche zur guten alten Zeit der guten alten Wiener Zeitung auf dem Postulaten-Landtage in schwarzen Mäntelchen erscheinen durften und vor der Türe des Sitzungssaales warten mußten. Später wurden sie herein gelassen, um die Postulate stehenden Fußes anzuhören und kein Wort dazu zu sagen. Dann gingen sie wieder nach Hause. Sie hatten weder Sitz noch Stimme —

das macht, sie waren noch immer in der Strafe, weil sie vor ein paar hundert Jahren einmal rebelliert haben sollen. Doch ich vergesse! Der Landmarschall hatte noch im vorigen Jahr (vor dem März) durchgesetzt, daß die Bürgermeister und Syndici sich niedersetzen und sogar sprechen durften, wenn ihnen etwas Gescheites einfiel — damals fiel ihnen aber nichts ein.

Und das sind nun die kostbaren Rechte, welche die Bürger Wiens, nach dem Antrage des Herrn im Gemeinderat „faktisch" behauptet und sich dadurch zweifelsohne das unschätzbare Glück errungen haben, in die n. ö. Stände als vierter Stand wieder eingeschmuggelt zu werden. Die „interessante Debatte" des Gemeinderates versichert freilich auch, die n. ö. Stände dürften regeneriert werden. Das meine ich nun nicht. Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren. Die alten Feudalstände sind tot und begraben und ein Toter kann sich nicht regenerieren, kann auch nicht wieder auferstehen als am jüngsten Tage. Es sei denn, die alten Stände wären nur scheintot, wie mancher besorgt, weil sie sich jetzt wieder bewegen — ich glaube aber, sie zucken bloß galvanisch. Die Wiener Bürgerschaft hatte folglich gar keinen Grund, ihr Recht zu vindizieren, den unorganischen Bestandteil eines aus- und abgelebten Leichnams ausmachen zu dürfen. Sollte aber der österreichische Reichstag, wie das zu erwarten steht, Provinziallandtage beschließen, so werden die

Wiener Bürger ohnehin nicht davon ausgeschlossen bleiben, es sei als Wähler oder Gewählte. Dann kommt auch die Zeit, wo die n. ö. Stände überhaupt, deren früherer Organismus gegenwärtig gestört ist, den frischen, fetten Humus abgeben werden, aus welchem sich neue organische Gebilde erzeugen sollen; dann mögen sie das Fest ihrer Auferstehung feiern und das Vaterland durch ihre neubeseelten glänzenden Leiber und Gestalten überraschen und entzücken, wenngleich keine roten Uniformen und keine schwarzen Mäntelchen daran hängen sollten!

## 6. Der Heiland.

Ein Königreich für einen großen Mann! Was sag' ich? Ein Kaisertum — das schönste der Welt — Österreich mit Deutschland, ja halb Europa für einen großen Mann, für einen „Napoleon des Friedens", wie sich Louis Philippe damals so gerne nennen hörte. Beinahe hätte er sich unter diesem herrlichen Beinamen in die Geschichte eingeschwärzt! Louis Philippe hat aber den Frieden nicht erhalten, er hat bloß den Krieg aufgeschoben.

Auch Metternich war eine Art Louis Philippe — moins le roi. Er verschob gerne. Der Staatskanzler hatte die längst abgelaufenen peremtorischen Fristen der alten Monarchie solange erstrecken lassen, daß der Präklusivbescheid inzwischen bereits erfolgt war und in

den Märztagen, diesen bescheidenen und sanften Exekutoren der Weltgeschichte, seine unabänderliche Vollziehung fand. Irgendjemand sagte mir damals: „Es ist nicht gescheit von den Wienern, daß sie den Metternich fortlassen. Wenn etwas neues werden soll, wer soll's denn ausführen?" — Ich lachte über das naive Wort — es war aber nicht ganz dumm. Wir brauchten damals allerdings den Mann, der uns ins rechte politische Geleise brächte — aber ins konstitutionelle. Wir brauchten den Minister, den Staatsmann, den Staatskünstler — nur moins le Metternich. Wir harren noch immer auf den bedeutenden Mann, auf den wahren Mann der neuen Zeit.

Nun behauptet man freilich dagegen, daß jetzt die Massen sich bewegen und daß ein einzelner, und wär's der Größte, nichts vermöge. Weit gefehlt! Solange die Welt steht, haben Massen sich bewegt und haben einzelne über die Massen alles vermocht. Ich will etwa die Völkerwanderungen ausnehmen, diesen naturhistorischen Prozeß — und der erzeugte sich seinen Attila, seinen Genserich, seinen Odoaker. Der Geist, dieses geheimnisvolle Etwas, bewegt die Welt — wer sagt uns, wie der Geist, ein neuer Geist in die Massen kommt? Jedenfalls durch die ausgezeichneten einzelnen, deren jeder folgende auf die Schultern seines Vorgängers tritt. Alles, was geschieht, geschieht durch einzelne. Es gibt keine große Zeit ohne große Männer.

Der Mann mag Moses heißen oder Alexander, Perikles oder Julius Cäsar, Lorenzo von Medici oder Ludwig XIV. oder Napoleon — immer ist es ein einzelner, welcher der Zeit seinen Stempel aufdrückt, wie sie ihm den ihrigen. Es sind die Flügelmänner der Menschheit. Eine Zeit fühlt sich nicht befriedigt, solange sie nicht in einem großen Menschen ihren vollen Ausdruck findet. Daher vielleicht zum Teil die Unruhe, die uns jetzt durcheinander rüttelt. Die Massen bewegen sich aus einem dunklen Triebe — kleine Leute führen sie an, ebenso winzige stehen diesen gegenüber — man macht Vor- und Rückschritte ohne Zweck, ohne Ziel: man verhandelt, hält ein, wartet ab und steht nach fruchtlosen Kämpfen etwa wieder am Ausgangspunkte. Es ist wie ein chemischer Prozeß. Verschiedene Elemente haben sich aufgelöst, der Moment der Sättigung ist nahe, allein es fehlt noch das Vermittelnde, durch dessen Hinzutritt der neu zu bildende Körper sogleich in feste herrliche Kristalle aufschießen würde. Die Völkerwanderung der Professoren in Frankfurt hat diesen Vermittler bisher noch nicht finden können — so sitzen sie denn in einen flüssigen Brei aufgelöst zusammen und harren vergeblich ihrer Kristallisierung. Drum einen großen Mann! Und noch einmal und wieder: Einen großen Mann! Wir haben lange keinen gehabt. Die Welt sehnt sich nach ihm und sie wird nicht fertig werden, bevor er da ist. Und aus Öster-

reich muß er kommen! Denn in Österreich entscheiden sich die nächsten Geschicke der Welt, und Österreich ist noch frisch und jung und seine Zeugungskraft noch mächtig — auch hat es bisher noch keinen recht großen Mann hervorgebracht. Gern' möcht' ich ihn euch verkündigen — aber ich sehe keine Zeichen und Wunder, wie sie ihm vorausgehen sollen. Sollt' ich ihn aber erleben, und wär's im späten Greisenalter, so will ich mich freuen und jubeln und ausrufen wie der fromme Simeon: „Herr, nun laß deinen Knecht in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Erlöser, den Messias — sie haben den österreichisch-deutschen Heiland gesehen!"

## 7. Optische Täuschungen.

Kaum war das Volk frei geworden, so erblickte es nichts als eine unendliche Perspektive von Wohlsein, Glück, Freude, Frieden und Bequemlichkeit. Eine lockende Fata Morgana zauberte den blöden Augen ein neu eröffnetes, lachendes Schlaraffenland vor. Niemand dachte daran, daß man jetzt doppelt, ja dreifach arbeiten müsse wie früher — niemand, als etwa die Minister, die im Schweiße ihres Angesichts frohnten wie die Lasttiere, ohne es irgendeinem recht zu machen. Zwar die erste Zeit ging's prächtig. Neue Besen kehren gut und ein neuer Rock kleidet gut. Die guten Leute hatten zwar nichts weniger als einen neuen

Rock, aber sie hingen sich die funkelnagelneue Preßfreiheit und die Konstitution in spe in die alten Knopflöcher und stolzierten überselig damit herum. „Es wird schon kommen!“ meinten sie. „Die andern werden's schon machen!“ Was aber eigentlich kommen und wo die „andern“ herkommen sollten, die es „schon machen“ würden, davon wußte niemand zu sagen.

Inzwischen kehrten die neuen Besen, die Minister, ganz vortrefflich. Das Volk war unendlich stolz darauf, „Verantwortliche“ zu besitzen und besuchte sie alle Tage. Vom Antichambrieren war keine Rede mehr. Jeder lief zu und ab, wie er mochte, fragte, klagte, riet, verbesserte nach Herzenslust. Und der gute Minister mußte Stich halten — mußte bonne mine à mauvais jeu machen — sonst war's um seine Popularität geschehen. Und was ist ein konstitutioneller Minister, wenn er nicht populär ist! Da hilft ihm nichts, als wieder ein absoluter zu werden. Unser freier Bürger fragte aber den Henker darnach, ob sein annoch konstitutioneller Minister erst nach Mitternacht an seine eigentlichen Geschäfte kam und sich gegen Morgen kaum ein paar Stunden unruhigen Schlummers gönnen durfte. Hatte der „Garde“ (so unterschrieb er sich immer) doch längst im Wirtshause mit seinen gleichgesinnten Freunden zusammen gesessen, gemeinschaftlich mit ihnen die künftige Verfassung beraten, über die Russen geschimpft, über die aristokratischen Engländer und die demo-

kratische Freiheit hoch leben lassen. Dann legte er sich aufs Ohr und schlief wie ein Probst und träumte von nichts als von lauter Fahnenweihen, Verbrüderungsfesten und von vermehrtem Geschäftsbetrieb — nur wenn er dickes Blut hatte, grinste ihm bisweilen ein scheußlicher Kosak entgegen oder ein hagerer Reaktionär.

Man steht nicht immer auf, wie man sich niederlegte, und die Welt hat heute plötzlich ein anderes Gesicht als gestern. „Was ist's nur mit unsern Ministern? Sie tun nichts. Mein Laden, der sonst von Käufern nie leer wurde, ist jetzt wie ausgestorben. Das kommt von der Reaktion. Kein Zweifel, die Minister verraten uns — ja darum ist mir auch heut Nacht im Traum der Kosak erschienen!"

Und der arme Minister, der gestern noch ein Halbgott war, wird nun plötzlich geschmäht, verschmäht, verfolgt. Aber seine Schuld! Warum ist er verantwortlich! Sich selber hält niemand mehr für verantwortlich, weder für sein sinkendes Geschäft, noch für seine gesteigerten Ausgaben oder für seine Schulden — nur den Minister, nur das Ministerium! Das soll regieren, aber ja nicht zu viel, soll Arbeit schaffen, soll den Handel heben, die Industrie, soll die schweren Steuern abschaffen, dabei immer vollauf Geld haben — Täuschung, optische Täuschung!

Neue Besen kehren gut. Auch neue Deputierte. Himmel! was ist das für ein trefflicher Volksmann!

Er wird uns von allen Lasten befreien, von allen Abgaben — die Bauern, die Bürger, Jedermann! Hoch der Biedermann und Patriot! Juchhe, Hurrah und Fackelzug! Wenige Wochen gehen ins Land und der Biedermann hat bereits eine Mißtrauensadresse erhalten, die er ebensowenig verdiente, wie früher den Fackelzug. Aber was hat sich denn geändert? Nichts. Die guten Leutchen hatten ihren Deputierten früher von der Vogelperspektive betrachtet; auf der fernen Rednerbühne, vom hohen Balkon des Hauses in phantastischer Fackelbeleuchtung war er ihnen wie ein Magier erschienen, wie ein wunderbarer Zauberer — jetzt stehen sie ihm am nüchternen hellen Tage Angesicht von Angesicht gegenüber und finden, daß er eben ein Mensch ist, wie andere auch — aber das nehmen sie ihm übel! Sie hatten sich einen Halbgott erwartet, einen Herkules, welcher den Augiasstall in einem Tage zu reinigen imstande wäre. Täuschung, optische Täuschung!

Neue Deputierte kehren gut. Neue Journalisten auch. Das radikale Blatt ist unser Evangelium. Jetzt wissen wir doch, wie erbärmlich es bisher zuging, wie alles anders werden muß, und wie wir es anzustellen haben. Wir lesen täglich unser Journal und machen von Zeit zu Zeit eine Sturmpetition. Nichts leichter als das! Aber alles in der Welt nutzt sich ab — auch die Sturmpetitionen. Wir sind am Ende friedliche Bürger, wollen Arbeit finden, Arbeit geben; bewaffnete Müßig-

gänger zu ernähren, will uns auf die Länge nicht taugen — befreit uns von ihnen, die Kerls zehren uns auf! Und wer trägt die Schuld von all dem Unheil? Die verfluchten Journalisten, die uns das verkehrte Zeug in den Kopf gesetzt. Jagt sie davon, schlagt sie tot! -- Gesagt, geschehen. Aber die guten Bürger irren abermals. Die Journalisten schrieben nur, was man damals gern lesen mochte; jetzt schreiben andere anders — und um kein Haar besser -- eh' schlechter. Ihr laset damals in der Morgenröte, jetzt in der Abenddämmerung — das ist der Unterschied. Täuschung, optische Täuschung!

Ich fürchte sehr, die lieben Leute täuschen sich in dem Augenblick, während ich dies schreibe, aufs neue. Ich will nicht sagen in wem. Man kann an den Gemeinderat denken, an die Handelskammer, oder an die Nationalbank, oder — — an was man will. Das Schlimmste bleibt immer, wenn man sich an sich selber täuscht. So mancher hält sich für dick und er ist nur geschwollen. In Zeiten einer großen Bewegung überschätzt sich fast ein jeder; allein so große Stücke er auch auf sich selber hält, so erwartet er sich das eigentliche Heil doch im Stillen von seinem Nachbar — und so einer vom andern. Dabei glaubt man an Wunder; daß die Ströme aufwärts rinnen, daß der Dornstrauch Feigen tragen werde. Ihr lacht? — Aber wo ist euer neuer Rock? Wo ist nur die Preßfreiheit im alten

Knopfloch? „Es wird schon kommen! Die andern werden's schon machen!" — Ich glaube nicht, daß es die „andern" machen — und Ihr auch nicht. Wer auf dem Meere segelt, sieht die blühende Insel nah — aber er erreicht sie erst nach vielen Gefahren und Stürmen, und wenn er sie erreicht hat, ist's ein wildes Eiland, welchem er die süße Frucht mit harter, schwerer Arbeit abgewinnen muß. Er hatte gehofft, nur zulangen zu dürfen — es war Täuschung, optische Täuschung!

## 8. Palingenesien.

Nach den Philosophen des Altertums ist die Natur aus einem Chaos entstanden, um dahin zurückzukehren, aber sich neu und vollkommen aus demselben wieder zu erzeugen und zwar im ganzen wie im einzelnen. Die Fourieristen stellen eine ähnliche Hypothese auf. Nach Fourier ist unsere schöne Erde noch weit davon, die ungeheure Ausbildung erreicht zu haben, deren sie fähig ist. Sie befindet sich eben jetzt in dem Anfang einer großen Verwandlungsperiode, die eine Kleinigkeit von 35.000 Jahren währen soll und nach deren letzter Entwickelung denn endlich der Sprung aus dem Chaos in die „Harmonie" erfolgen wird. Das ist dann die Zeit, wo in Sibirien Orangen blühen, wo das Meerwasser nicht mehr salzig, sondern ungefähr wie liebliche Limonade schmecken wird. Es ist sehr begreiflich, daß Haifische und Krokodile, welche in Limonade

schwimmen, viel von ihrem bösartigen Charakter verlieren und sich nicht länger damit befassen werden, Menschen und Propheten und ganze Schiffsladungen zu verschlucken. Fourier hat dies auch eingesehen und diesen gewaltigen Bestien, den Extyrannen der Meere, da sie doch nicht müßig sein können, das nützliche und für ihre Kraft durchaus nicht lästige Geschäft angewiesen, den Menschen die Schiffe durch die friedlichen Gewässer zu ziehen. Überhaupt werden aus allen früheren „mißlungenen Schöpfungen", wie der Wolf, der Löwe, der Tiger usw. bei einem genaueren Eindringen in das System der Natur lauter nützliche „Gegengebilde" (contre-moules) entstehen, so statt des Wolfes ein größerer Hund, ein „Überhund" (hyperchien), der über Abgründe springen wird, trotz Gemsen und Steinböcken, und zugleich ein höchst friedliches und liebenswürdiges Haustier abgeben. So werden wir statt der Fischotter, die uns die Teiche verwüstet, vielleicht schon in wenig Jahren einen „Überbiber" (hypercastor) bekommen, der uns Fische fangen hilft. Längere Zeit dürfte die Schöpfung des Antilöwen währen, unseres künftigen Reitpferdes. So ein Antilöwe wird dreimal größer und stärker sein, als ein dermaliger gemeiner van Akenscher Löwe, und auf ihm wird ein Reiter, der am Morgen von Calais oder Brüssel auszieht, sein Frühstück in Paris einnimmt, seinen Mittag in Lyon und seinen Abend in Marseille zubringt, von

dieser Tagereise weit minder angegriffen sein, als Goethe in seinem berühmten, bequemen Schlafwagen, in welchem er die Belagerung von Mainz mitmachte. —

Ich bezweifle nicht, ungleich so vielen, Fouriers kosmogonische Spekulationen. Bieten sich mir doch in der politischen Welt ähnliche Palingenesien und plötzlich entstandene Schöpfungen von „Gegengebildern" dar! Es fehlt uns durchaus nicht an politischen „Überhunden" und „Antilöwen". Es gibt auch „Übergemeinderäte" und „Antiminister".

Ich selbst zähle unter meinen Bekannten verschiedene „Hyperdeputierte". Welche merkwürdigen „Gegengebilde" hat nur die Journalistik binnen kurzem zutage gefördert! So ist ein blutroter „Demokrat" urplötzlich zu einem harmlosen „Wanderer" geworden; eine furchtbare „Gottesgeißel" hat sich geradezu in ein unschuldiges „Freies Österreich" verkehrt. Es gab einen Publizisten — einen wahren literarischen Proteus — der aus einem Republikaner und Anarchisten in einen monarchischen Föderativisten mit ziemlich starker deutscher Färbung und aus diesem schnurstracks in einen fertigen starken „Hyperösterreicher" überging. Die Verwandlung ging rasch vor sich, daß man kaum mit den Augen folgen konnte; auch mußte man das „Gegengebilde" ganz genau betrachten, denn im ersten Augenblick war man fast verführt, es für einen starken „Hyperslaven" zu halten.

Ein anderer hatte sich schon lange vor den Märztagen umgewandelt und demjenigen gedient, was man damals die „gute Sache“ nannte. Jetzt, nach der großen Staatspalingenesie, welche gewisse Subventionen einzog, möchte er wieder dienen, und zwar der „über-guten Sache“, vermutlich gegen eine „Hypersubvention“.

Allein wer möchte sich wundern, daß Journalisten und gefeierte Schriftsteller sich verändern, deren leicht bewegliches Innere ihrer poetischen Natur nach in einer beständigen Metamorphose begriffen ist! Haben doch ganz gewöhnliche und prosaische Alltagsmenschen vom März bis November alle möglichen Gestalten angenommen! Wie mancher bureaukratische Haifisch, als er in die süße konstitutionelle Limonade geriet, ward plötzlich zugänglich und sanft und verschluckte seine „Überpraktikanten“ gar nicht mehr! Er half ihnen nicht nur die Schiffe voll Akten ziehen, sondern er zog ganz allein, während sie als wahre „Beamtengegengebilde“, in Nationalgardeuniform auf die Wache zogen und das „Deutsche Vaterland“ oder den „Ledernen Herrn Papa“ sangen. Freilich hat die Verwandlung dieser „mißlungenen Beamtenschöpfungen“ nicht lange angehalten; der Haifisch weist jetzt nach wie vor seine bureaukratischen Zähne und die deutschen Überpraktikanten sind wieder die alten österreichischen Praktikanten geworden. So haben auch die früher eingeschüchterten Börsewölfe ihre alte vielprozentige Gestalt wieder an-

genommen und sind nichts weniger als gebesserte „hyperchiens". Nur die jetzigen „Antilöwen", die Minister, erscheinen wirklich größer und stärker als ihre van Menschen Vorgänger, die wohl durch die vielen „Hyperinterpellationen", welche sie aus dem Stegreife beantworten mußten, ihre ganze Löwenkraft eingebüßt haben mochten.

Wie sollen wir uns aber erst über die allerletzte und gewaltigste Palingenesie genugsam verwundern, über die Umwandlung des Wiener Reichstags in seine „contre-moule", in den Überreichstag in Kremsier? Er verfaßt dort die schönsten Hypergrundrechte, welche man in Wien und Olmütz mit den schlagendsten „Gegengebilden" beantwortet. Wahrlich, ich fürchte nicht nur, sondern ich hoffe auch, wir langen mit Nächstem wieder beim Chaos an, aus welchem dann der Sprung in die „Harmonie" endlich erfolgen wird, wenn auch erst nach einer Kleinigkeit von 35.000 Jahren.

Jetzt lacht über Fourier und seine Palingenesien, soviel Ihr wollt! Ich meinesteils glaube mit Festigkeit an die Antilöwen und Antihaifische, an das Meer von Limonade und an die Orangen in Sibirien — ja die letzteren sind eigentlich jetzt mein einziger und letzter Trost.

## 9. Hinter der Minorität steht das Volk.

Nicht leicht ist ein an sich wahrer Satz, wie der obige, in so verschiedenem Sinne ausgedeutet worden.

Der Radikalismus hat ihn eigentlich erfunden, wenigstens ihn zuerst in dieser Fassung ausgesprochen; das hindert aber nicht, daß sein Inhalt so alt sei, wie der Staat, wie die Welt. Wenn der patriarchalische Staat, wenn der Absolutismus Gesetze gab, Steuern ausschrieb, Rekruten aushob, so hatte er immer das Volkswohl im Auge oder doch im Munde; wagte es nun einmal irgendein kühner Marquis Posa, dem Absolutismus entgegen zu treten und ihm zu versichern, daß das Volk über diese und jene seiner Maßregeln oder über alle miteinander murre, so bekam er zur Antwort: „Sie irren mein Bester! Das Volk ist zufrieden — was Sie murren hören, das sind nur einige wenige Mißvergnügte, denen ich das Handwerk schon legen will.“

Moderner Marquis Posa: Aber diese einigen wenigen sind von Bedeutung: Hinter der Minorität steht das Volk.

Der Absolute: Ganz gewiß! Hinter mir. Ich bin die wahre Minorität.

Man sieht, wie man zur Zeit des Absolutismus mit den Worten spielte — und mit dem Volke.

Als die Menschen der Tyrannei eines einzigen endlich überdrüssig wurden, da erfanden sie den Konstitutionalismus oder die Tyrannei der mehreren. Jede Repräsentativverfassung beruht auf der poetischen Fiktion, daß sich die Wahrheit als solche durch Abstim-

mung herausbringen lasse, und zwar in jedem beliebigen Moment, wann und wo immer die Volksvertreter beisammen sitzen. Die moderne Welt ist von der Untrüglichkeit dieser Fiktion so vollkommen überzeugt, daß sie sie selbst auf das Höchste und Heiligste im Leben angewendet wissen will — auf die Religion. So hab' ich vor einigen Jahren in der Synagoge zu Frankfurt einer Abstimmung über den Messias beigewohnt. Es ward die Frage aufgeworfen, ob der Heiland, der da kommen soll, als eine Idee, ob er historisch oder gar politisch aufzufassen sei. Der politische Messias erhielt damals gar keine Stimme — was hätte ihm aber auch an dem Sitze des Bundestages die glänzendste Majorität geholfen? Über den historischen Heiland wurde lebhaft gestritten, zuletzt trugen die Idealisten den Sieg davon. Mit einer Mehrheit von etwa einem Dutzend Stimmen wurde die Messiasidee angenommen und die orthodoxen Juden blieben mit ihrem zukünftigen historischen Messias in der Minorität — ich weiß nicht, ob das gesamte jüdische Volk etwa dahinter steht.

Es kommt übrigens sehr viel darauf an, wer abstimmt und wo abgestimmt wird und unter welchen Verhältnissen. Ich wette meinen Kopf, wenn ich einer Versammlung roher, unwissender und ungebildeter Menschen Stücke von Shakespeare und Kotzebue vorlege und sie abstimmen lasse, welcher von beiden der bessere dramatische Dichter sei — daß der leicht faß-

liche Kotzebue ohne allen Zweifel mit einer imposanten Majorität aus der Urne hervorgehen wird. Ist Shakespeare darum wirklich ein schlechterer Dichter? Nein! Sowenig als der Messias durch Ballotierung geradezu aus der jüdischen Welt hinwegdekretiert wird. Hinter der Minorität steht das Volk — steht bisweilen Shakespeare und der Welterlöser.

„Hinter der Minorität steht das Volk" — so riefen die Barrikadenmänner in Frankfurt und täuschten sich vermutlich — wenigstens hat sich „das Volk" nicht sehen lassen. „Hinter der Minorität steht das Volk" — so rufen die Minister, wenn sie in der Kammer in einer Hauptfrage keine Majorität zusammenbringen können, und täuschen sich vielleicht gleichfalls. „Hinter mir steht das Volk" sagte der Absolutismus und täuschte sich nicht minder. Ein jeder will die Majorität für sich gewinnen, und wenn's ihm nicht gelingt, beruft er sich auf die Minorität. Wo will das hinaus? Wo ist da die Wahrheit? Wie kann man zu ihr gelangen? Über Ideen läßt sich nicht abstimmen, wohl aber über praktische Dinge. Wollt Ihr wirklich Gesetze, Rechte und Pflichten, bürgerliche Verhältnisse und Einrichtungen durch Abstimmung einführen und feststellen, so haltet euch an die Majorität. Ein Ministerium, welches sich ihrer nicht erfreut, muß abtreten — die Opposition, welche eine Niederlage erleidet, abwarten. Beruft sich aber eine jede Partei auf die Minorität und auf das

Volk, welches dahinter stehen soll, so haltet Ihr damit den Schlund der Revolution beständig offen. Und die Revolution ist die Verzweiflung! Ein tüchtiges Volk soll aber nicht in einem fort verzweifeln. — Soviel ich's begreife, sind das einzige Mittel, eine vernünftige Majorität zu erzielen, gute Reichstagswahlen. Wenn lauter ehrliche, verständige und erfahrene Männer, oder doch ihrer eine überwiegende Mehrzahl, in der Kammer sitzen, so wird das Volk bald nicht mehr hinter der Minorität, sondern hinter der Majorität des Reichstages stehen und aus einer solchen Kammer wird dann auch ein wahres volkstümliches Ministerium hervorgehen, hervorgehen müssen. Das kann und wird aber erst geschehen bei längerer und sorgfältigerer Übung der parlamentarischen Debatte, bei größerer Aus- und Durchbildung des gesamten Volkes und seiner Vertreter. Vorderhand möchte ich einer jeden Partei Mäßigung ans Herz legen und Nachsicht mit den Schwächen der andern. Dessen bedarf auch eine jede. Unsere Minister sind noch lange keine Pitt's oder Peel's, unsere Deputierten keine Burke's oder O'Connell's, und unser Volk muß erst dahin kommen, eins zu werden. Darum achtet vorläufig die Majorität, wenn sie auch je zuweilen etwas minder Vernünftiges beschließen sollte — ein Fehler ist bald wieder gut gemacht, eine Gewalttat nicht so leicht. Hinter der Minorität steht häufig die Vernunft und die Wahrheit — aber es ist nicht zu besorgen, daß

sie beständig überstimmt werde. Sokrates mußte freilich den Schierlingsbecher trinken, den ihm eine „imposante Majorität“ darreichte, aber die Welt lernt schon über zwei Jahrtausende von ihm.

> Drum frisch und kühn, bevor's zu spät!
> Auch muß sich Herz und Geist verbinden,
> Denn hinter der Minorität
> Ist doch zuletzt das Volk zu finden.

## 10. Die Gutgesinnten.

Wir haben jetzt nichts als lauter „Gutgesinnte“. Das ist sehr gut. Ein Gutgesinnter! Was kann einer Größeres sein? Es ist das höchste Ehrenwort im Staate. Weit mehr als Exzellenz oder sonst ein byzantinischer Titel! Aristides war keine Exzellenz, er war aber ein Gutgesinnter. Sokrates, Demosthenes auch. Freilich wurde der erste für seine gute Gesinnung verbannt, der zweite genötigt, Gift zu trinken, der dritte trank es freiwillig. Es ist schön von unsern Gutgesinnten, daß sie sich durch das üble Ende ihrer Vorgänger nicht abschrecken lassen, zu bleiben, was sie sind — Gutgesinnte. Sie retten damit den Staat. Ein gutgesinnter Minister kann Heil über das ganze Land verbreiten, ein gutgesinnter Deputierter auch. Ein gutgesinnter Gemeinderat oder Vertrauensmann wirkt in einem kleineren Kreise — so herunter bis zum gutgesinnten Wahlmann und Urwähler. Nur muß man sich in irgend einer Weise

beteiligen. Ein bloß gutgesinnter — Gutgesinnter ist gar zu wenig. Aber unsere Gutgesinnten waren allerdings etwas. Sie waren Garden. Nur wenn's „zu etwas kam", schickten sie Stellvertreter. Das ist vernünftig, auch patriotisch; man muß sich aufsparen. Sie sparten sich auch auf bis nach dem 18. Mai, wo sie zum letztenmal mit Säbel und Tschako nach der Nationalbank liefen, um — Geldsäcke heraus zu tragen. Seitdem sparen sie die klingenden Zwanziger auf und behelfen sich mit Papierschnitzeln. Späterhin ließen sie sich in den konstitutionell-monarchischen Verein einschreiben und trugen schwarz-gelbe Bänder. Am 26. Mai liefen sie freilich davon — dafür aber auch am 6. Oktober. Im November kamen sie wieder zurück, schrieben Dankadressen, steckten weiße Fahnen aus und wedelten damit, was eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen ist. Und sie wedeln jedem zu, der just am Brett ist: Student oder Soldat, Deutscher oder Kroate — das gilt ihnen gleich. Man sieht, die Gutgesinnten waren äußerst tätig. Und es ist gar nicht wahr, daß sie Feinde der Freiheit sind! Nicht einmal der demokratischen Freiheit! Ich selbst habe Gutgesinnte gekannt — und obendrein fünfprozentige, sonst eine gefährliche Gattung — welche noch im Juni und Juli v. J. den Deputierten von der Linken glänzende Feste gaben und Arm in Arm auf der Straße mit ihnen herumliefen. Jetzt freilich schreiben sie ihnen Mißtrauensadressen — das ist aber nur

Verstellung, Neckerei, Schelmerei! — Ich bleibe dabei, es sind versteckte Radikale, Demagogen, Deutschtümler, und ich denunziere sie hiemit. Warum haben sie im Juli der Demokratie Feste gegeben! — Zwar in diesem Augenblicke verläugnen sie sie wieder, wie Petrus den Herrn. Das macht, die Demokratie ist jetzt nicht mehr „der Herr", sonst würden sie sie vielleicht bekränzen und befackelzugen. Vorderhand sähen sie sie aber lieber gekreuzigt; nach dem Wunsche ihres neuesten Lieblingsschriftstellers, des Exministers Herrn Guizot, welcher der verwünschten Demokraten mit seinem Portefeuille leider nicht Herr werden konnte, sie dagegen äußerst glücklich mit seiner kleinen Broschüre bekämpft.

Die Gutgesinnten sind leidenschaftliche Anhänger der Ruhe und Ordnung. Epikurs „Wollust in der Ruhe" ist ihr höchstes Lebensprinzip. Darum loben sie auch die „gute Presse", nämlich die ruhige Presse. Und in der Tat! Wir genießen jetzt sehr viel wollüstige Preßruhe. Die gutgesinnte Presse beunruhigt niemanden als etwa den Reichstag, wenn er bisweilen wagt, sich ein klein wenig die „Wollust in der Bewegung" zu gönnen. Schon das Wort „Bewegung" setzt die Gutgesinnten außer sich; bei dem wirklichen Erscheinen einer Bewegung braucht man sie nicht erst zu ersuchen, sich ruhig zu verhalten — sie bleiben's ohnedem. Sie rühren sich überhaupt nur ungern und leben als gute, friedliche Bürger in häuslicher und börslicher Zurück-

gezogenheit, ohne sich jemals zu Ehrenämtern oder bürgerlichen Bedienstungen heran zu drängen. Zwar im Gemeinderat sitzen beinahe lauter Gutgesinnte und sie beschließen auch nichts als Gutgesinntes, wenn sie bisweilen beschlußfähig werden. Es sind aber nur „Untergutgesinnte"; die Oberen, die Vielprozentigen, die eigentlichen Nabobs sind unter den Bankdirektoren zu suchen, wo die gute Gesinnung so recht mit Löffeln und guten Dividenden gegessen wird.

Die Gutgesinnten sind übrigens lauter Patrioten, lauter edle Laffitte's. Bekanntlich hat sich der Ehrenmann Laffitte im Jahre 1830 der neuen Sache angeschlossen, nach seinem Austritt aus dem Ministerium sein Haus liquidiert und alle seine Güter verkauft, um das Defizit zu decken. Und das war obendrein bloß ein Linker, ein Radikaler — kein Gutgesinnter! Unsere Vollblut-Gutgesinnten machen's aber ganz so wie er. Der kleine Bürger hungert, der kleine Beamte gibt einen Teil seiner kärglichen Besoldung ab, arme Witwen und Waisen steuern ihren letzten Silberlöffel bei — was soll das! Das ist ein Tropfen ins Meer. Das Staatsbudget weist in einem Monat ein Defizit von nahe an neun Millionen auf — was helfen da ein paar Silberlöffel? Die „gute Presse" findet freilich, daß das Defizit ein wahrer Pappenstiel und nichts weniger als beunruhigend sei. Demungeachtet gibt es eine Menge schwacher Köpfe, welche ganz gewaltig den Kopf dar-

über schütteln. Jetzt gelte es, meinen sie, dem Staate freiwillig große Opfer zu bringen! Die Gutgesinnten wissen das, und sie haben sich auch im Stillen fest vorgenommen, den Staat um jeden Preis zu retten. Sie haben nicht etwa erst das alte System gehörig ausgepreßt, und als nichts mehr daran „zu verdienen" war, sich wie die Blutegel an das neue angehäkelt — keineswegs! Sie benützten auch nicht jede Verlegenheit des Staates, zogen etwa Vorteil aus seiner Schwäche, stopften sich die Ohren zu, als er laut nach Hilfe schrie, und würden ihm, wie so mancher irrig wähnt, gleichgiltig den Rücken kehren, wenn er erst völlig in Agonie läge, um mit dem geretteten Mammon nach Amerika zu wandern oder auf Kalifornien zu spekulieren, falls etwas dabei „heraus schaut" — nichts von alledem! Sie hielten auch nicht, während sie dem ministeriellen Programm zujubelten, ihre Reisekoffer gepackt und gute Tratten auf Londoner Häuser in der Tasche bereit — das sind Verläumdungen der „Wähler!" Und gesetzt, alles verhielte sich so, wie uns die „Bösgesinnten" glauben machen wollen, was weiter? Die Gutgesinnten wollen den Staat retten — das steht fest. Wer ist denn der Staat? Sie sind's. L'état, c'est moi. Um ihre Haut handelt's sich, um ihre Papiere. Sie haben dran verloren, sie müssen wieder gewinnen — und sie werden's auch. Und wenn sie gewonnen haben, so ist der Staat gerettet. Quod erat demonstrandum.

Ich verlasse mich auf die Gutgesinnten. Ihre Zahl ist Legion. Die Gutgesinnten und Vielprozentigen, welche einzig und allein der Staat sind, werden, müssen den Staat, sich selber retten; sie sind eine starke, mächtige, ja die allereinzige Partei, und sie werden ein neues, starkes Österreich gründen, welches sie eigentlich wieder selber sind. Mögen sie mich, ihren innigen Verehrer, daran Anteil nehmen lassen! Zivio die Gutgesinnten.

## 11. Die Frauenwelt.

Die Romane und Almanache mit eleganten Herren in Glacéhandschuhen und Prinzen im Inkognito sind längst verschwunden und haben den Staatszeitungen weichen müssen, die lange nicht so prosaisch sind, als es den Anschein hat. Darin treten junge Deputierte auf, Volksredner, werdende Minister. Welch ein neues Feld für ein Mädchenherz! Der schwarzlockige Jüngling, dessen feurige Blicke nur verstohlen den feuchten Augen des Mädchens begegnet — denn er durfte niemals ins Haus — der arme, unbekannte, Gönner suchende, Unterrichtsstunden erteilende, bild hübsche junge Mann ist plötzlich der Held des Tages geworden! Seiner Stimme lauscht das Volk, vor seiner Feder zittert die Gewalt — auch die väterliche — denn, o Wunder! der strenge Registratursdirektor, der Schrecken seiner Praktikanten, der seiner Tochter, kommt ganz gegen seine Gewohnheit freundlich lächelnd nach

Hause, er bringt zur Mittagsstunde einen jungen Fremden mit, dem er alle Ehren erweist — bei Tische kommt der junge Volksmann neben dem Mädchen zu sitzen — man braucht sich nicht mehr verstohlen zu betrachten, man sieht sich, spricht sich täglich, allein, ohne lästige Zeugen, denn der bureaukratische Vater ist plötzlich wie umgewechselt! Er ahnt die nahende Größe seines neuen Günstlings, der bald sein Gönner werden kann und ihn selber dann befördern, ihn wenigstens auf seiner Stelle erhalten soll!

O über die himmlischen Stunden einer keimenden, wachsenden, jugendlichen Neigung! Der süße Reiz der ruhelosen Bewegung der Seele, des Gemüts, noch erhöht, vergeistigt durch den rastlos drängenden Sturm der Zeit, der Geschicke eines großen Vaterlandes! — Der junge Redner entreißt sich den Armen der Geliebten und eilt ins Parlament. Wie begeistert spricht er heute für das Einkammersystem! Die entzückte Galerie ahnt nicht, daß der glühende Strom seiner Rede in dem Busen eines Mädchens seine Quelle hat. — Und der Artikel im Journal! So feurig, so überquellend, so menschlich-publizistisch schreibt niemand, der bloß Zeitungsleser vor Augen hat — so schreibt nur der Glücklichste der Sterblichen, ein junger verliebter Demokrat, dem seine politische Göttin in der holden Gestalt eines freiheit- und liebetrunkenen Mädchens lebendig verkörpert entgegen trat! —

Man muß nicht glauben, daß irgend eine Idee im Leben kräftig Wurzel fassen kann, wenn die Frauen sie nicht begünstigen. Das Volkstum setzt sich nicht äußerlich an, es will von Innen herauswachsen und es gibt keine echten Demokraten — ohne Demokratinnen. Das weibliche Demokratentum fehlt uns heutzutage nicht — sogar bis zum gefährlichen Klub verdichtet. Sonst lag wohl auch ein gewisses Absolutistisches in der Frauennatur, wie es in einer Lukretia Borgia oder Katharina von Medicis zur Erscheinung kam; aber es war ihm doch stets die Leidenschaft beigemischt, die ihm den Anschein des Großartigen verlieh. Von einer zahmen Tyrannei, wie sie in Deutschland von Männern ausgeübt und geduldet ward, wollen die Weiber nichts wissen. Darauf beruht auch meine Hoffnung auf die deutsche Zukunft. Die Macht der Frauen ist groß; was sie wollen, das geschieht. Wenn die jetzigen Frauen für den Absolutismus wären — außer dem ihrigen — sie brächten Metternich zurück, und ich glaubte nicht nur an die Reaktion — ich machte sie selber mit. Zum Glück haben sich unsere schönen März-begeisterten Wienerinnen nicht so rasch abkühlen lassen, wie ihre Männer und Liebhaber. Das macht, die Frauen besitzen mehr Phantasie als die Bankiers und Hofräte, denen sie angetraut oder verlobt sind, darum sehen sie auch in irgend einer Phase des politischen oder sozialen Lebens nicht gleich den Ausgang,

sondern entdecken mehr einen Übergang. Die Frauen haben aber auch einen feinen, berechnenden Verstand; damit und mit ihrem zarten Gefühl tasten sie in die Zukunft. Die Männer wissen nur das Pragmatische, die Frauen erraten das Poetische der Geschichte.

Jede Frau ist eine Pythia und Welleda, die ihrem Mann die Zukunft voraus verkündigt; so mancher Sybille oder Kassandra wird nur leider von den historisch-gebildeten und eingebildeten Männern nicht geglaubt. Kurz ich bin überzeugt, daß die Freiheit eine Wahrheit werden wird, weil die Frauen an ihr festhalten. Denkt an die Mutter der Gracchen, an Portia, an Judith, Charlotte Corday — an Bettina, Henriette Stieglitz! Wo immer eine Idee sich am fruchtbarsten, zugleich auch reizendsten offenbaren will, da nimmt sie die Gestalt des Weibes an, der liebenden Mutter, der treuen Gattin, des begeisterten Mädchens. Wahrhaftig, die Matronen bewohnen noch immer die geheiligten Haine und die Jungfrauen bergen sich im Tempel der Vesta, um das heilige Feuer der Liebe zu wahren und der Freiheit!

## 12. Geschichte eines Altliberalen.

Er ist mit dem Jahrhundert geboren und hatte, noch kaum ein Jüngling, den Weltkampf mitgemacht, welcher die kleinen Fürsten jener Zeit von dem größten aller Geister befreite, weshalb er auch der Befreiungs-

krieg heißt. Dabei büßte unser junger Held drei Finger der rechten Hand ein und kämpfte und schrieb später mit der linken, gleich Cervantes. In der Folge wurde er Demagog, aus Verzweiflung über sein Vaterland, wie alle geistreichen jungen Leute jener Tage, und dafür auf mehrere Jahre eingesperrt, wie die meisten. Im Kerker hatte er hinlänglich Zeit, seine Gedanken zu sammeln, die er später in ein Journal niederlegte. Er schrieb gegen die Restauration und Herrn von Haller, gegen den deutschen Bund und Herrn von Gentz, gegen die künstliche Romantik und den mystischen Katholizismus, gegen die Schlegel, Adam Müller und Tieck. Man verurteilte den unruhigen Kopf zu wiederholten Gefängnisstrafen, und zwar an jedem der verschiedenen Aufenthaltsorte, die er nach und nach zu wählen genötigt war, und aus deren jedem man ihn vertrieb, so daß er endlich in den etlichen 30 deutschen Vaterländern keinen Ruhepunkt mehr fand, da er, gleich Wilhelm Meister in den Wanderjahren (jedoch von Polizei wegen), nicht über drei Tage unter einem Dache verweilen durfte. Aus Unmut ging er in die Schweiz, wo er die Jesuiten bekämpfte; mehrmals mit dem Tode bedroht, und nachdem er durch den Schuß eines fanatischen Meuchelmörders das rechte Auge eingebüßt, machte er zuletzt die Zufluchtsstätte Börnes und Heines auch zu der seinigen. Traurig ist das Leben der Verbannten, besonders wenn sie keine Genies, sondern bloß ehrliche

Leute und Patrioten sind. Unser Freund machte wenig Ansprüche ans Leben, aber leben will man denn doch, besonders in Paris. Ist er nicht Schriftsteller? Der arme Verwiesene nimmt sich zusammen und schreibt begeisterte Artikel, Parallelen zwischen Frankreich und Deutschland, freiheitatmende, freiheitmutige — keine deutsche Zeitung will sie aufnehmen. Was nun machen? — Der große Rousseau hat einen Teil seiner Tage durch Abschreiben gefristet — ich armer Schelm, kaum ein Atom von dem großen Mann, will es nicht besser haben, als er. Gesagt, getan! Das Glück begünstigte einmal unsern Exdemagogen und ließ ihn die Bekanntschaft eines berühmten französischen Historikers machen, der ihn zu seinen Exzerpten und Vorstudien benützte — ja auch noch zu etwas mehr. Der berühmte Mann machte nämlich die gelegentliche Bemerkung, daß in des jungen Deutschen Gehirn eine Fülle nicht alltäglicher Gedanken verborgen liege und daß ihm nur die Gabe fehle, sie geistreich und elegant auszudrücken, sowie der Glaube an sich selbst und damit auch der Glaube der andern. Er ließ ihn nun täglich ein paar Stunden gegen ein anständiges Honorar denken und schrieb die Gedanken des armen deutschen Schluckers in seinen französischen Prachtstil um. Das Werk machte ungeheures Aufsehen und erschien auch in mehreren deutschen Übersetzungen. So verwirklichte sich in einem praktischen Falle Börnes Ausspruch und Vorschlag: „Die Natur hat die Deutschen

zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen."

Jahre flossen dahin und unser Held lebte, dachte und studierte und brachte sich durch. Da erschien der Wendepunkt der französisch-deutschen Geschichte, der Zacharias Wernersche Schicksalstag, der 24. Februar — es schlug die Stunde der Republik. Der längst französierte und nun auch republikanisierte deutsche Auswanderer, der inzwischen zweimal 24 Jahre alt geworden war und fast vergessen hatte, daß es noch eine Geschichte gebe, zumal eine deutsche — erschrak völlig über die unerwartete Wendung, trotz den Franzosen, und bedauerte nur, daß die Republik vermutlich keiner glänzenden Stilistiker mehr benötigen dürfte, somit auch keiner berühmten Männer, denen er vorzudenken hätte. Aber die Gedanken vergingen ihm beinah, als er erfuhr, welche rasche und heftige Wechselwirkung der französische Schicksalstag auf Deutschland hervorgebracht. Seine Sehnsucht nach dem Vaterland erwachte mit einem Male auf das heißeste. Im Monat März erhielt er ein paar flüchtige Zeilen von seinem einzigen Jugendfreunde in Wien, die ihn aufs eifrigste zur Rückkehr ermahnten. Konstitution und Preßfreiheit in Wien! Es litt ihn nicht länger. Noch am selben Tage verließ er Paris. Am Rhein fand er die höchste Aufregung.

In Köln kreuzten sich die wunderlichsten Gerüchte über Berlin, welches er am ersten Tage der Barrikaden erreichte. Er sprang aus dem Wagen und nahm sogleich am Kampfe teil. Eine Kugel zerschmetterte ihm das rechte Bein, das ihm tags darauf abgenommen werden mußte. Er fühlte den Schmerz kaum — der Gedanke an das befreite Österreich, an das einige Deutschland machte ihn alles und jedes vergessen.

Der eine Gedanke beängstigte ihn nur, während er im Wundfieber lag, daß er nicht tätigen Anteil nehmen konnte an den Geschicken des erneuerten Vaterlandes. Kaum halb genesen, ließ er sich die Zeitungen bringen, schüttelte aber bedenklich den Kopf über die ersten Ergüsse der deutschen Preßfreiheit. Weder Inhalt noch Ausdruck sagten ihm zu. So hatte er in den wildesten Tagen seiner Demagogie nicht geschrieben — so schrieben die republikanischen Franzosen nicht. Auch mit dem Gange der deutschen Ereignisse war er nichts weniger als zufrieden. Höchst unpraktisch erschien ihm vor allem die Zentralgewalt, die man zu schaffen beliebte, und welcher nichts Geringeres mangelte, als das eigentliche Zentrum und die Gewalt. Nach seiner gänzlichen Herstellung ging er mit seinem hölzernen Stelzfuß in den Straßen Berlins herum, um sich das vielbesprochene Aufgehen Preußens in Deutschland einmal in der Nähe zu betrachten. Er fand aber nichts als altes Junkertum und den neu-demokratischen Linden-

klub. Er konnte nicht wohl begreifen, wie sich die beiden „vereinbaren“ sollten. Da juckte ihn der Schriftsteller, er dachte der alten Zeit und ließ ein paar Artikel in seiner Arndt-Jahnschen Weise los, welche ihm den Ehrentitel eines „Altliberalen“ und eine prächtige Katzenmusik verschafften. Das half aber alles nichts. Unser Don Quixote der Freiheit ward nun um so erbitterter und donnerte immer heftiger auf Kommunisten und Anarchisten los. Die Folge war, daß man ihm die Fenster einschmiß und daß er durch einen Steinwurf beinahe um das andere Auge gekommen wäre, welches ihm die Jesuiten in der Schweiz noch übrig gelassen hatten. Das verleidete ihm endlich das rationelle Berlin, er raffte seine letzten Pariser Ersparnisse zusammen und beschloß, seinen Jugendfreund in dem „gemütlichen“ Wien aufzusuchen. „Deutschland ist ja jetzt überall!“ dachte er. — Das Schicksal fügte es, daß er gerade am 12. August — zugleich mit dem rückkehrenden Kaiser in Wien eintraf. Der Jubel, die Blumen, die Teppiche, die deutschen Fahnen, die Nationalgarde, die Legion, die mutigen Gesichter, die kühnen Reden — das alles war unserm quondam Demagogen in der vormaligen Polizeistadt par excellence so neu, daß ihm heiße Tränen der Rührung über die hageren Wangen herunter flossen. Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt! In wenig Tagen hatte es der liberale Krüppel heraus, wo die Wiener der Schuh drückte.

Auch hier wie in Berlin, Ratlosigkeit von oben, Rohheit unten, Gleichgiltigkeit in der Mitte. Dabei kein Gesetz oder keine Geltung dafür. Mangel an barem Gelde, Stockung des Verkehrs, Verarmung — aber genug Fackelzüge, Deputationen, bewaffnete Landpartien, Kammerreden und Klubversammlungen. Die Blätter schrieben von Reaktion und Volkssouveränität, andere sprachen von den „Gutgesinnten", von der konstitutionellen Monarchie und von einem starken Österreich, und die „Schwarz-gelben" und die „Schwarz-rot-goldenen" rissen sich gegenseitig die Bänder vom Leibe herunter. Der „Altliberale" kam ganz aus dem Häuschen, stritt sich in Gast- und Kaffeehäusern mit dem ersten besten herum, und wurde von diesem für einen Reaktionär, von dem andern für einen Radikalen erklärt. So kam der 6. Oktober heran, wo der Ärmste sich vor der einen, so der 31., wo er sich vor der andern Partei verstecken mußte. Als endlich die Leute einigermaßen zur Besinnung kamen, aber plötzlich von dem lieben Deutschland gar nichts mehr wissen wollten, noch die Deutschen von Österreich — da brach unserm Vielgeprüften das Herz und da inzwischen auch sein Geldbeutel fast völlig leer geworden, so rief er doppelt schmerzlich bewegt aus: „Ich bin 48 Jahre alt, wovon ich 15 in Kerkern und Gefängnissen, 10 Jahre in der Verbannung zugebracht; ich habe im Dienste der Freiheit drei Finger, ein Auge und ein Bein eingebüßt,

bin nach Deutschland zurückgekehrt, weil es endlich einig und frei geworden, und muß nun abermals flüchten, weil mein Altliberalismus, wie sie behaupten, früher unbrauchbar war, jetzt wieder gefährlich ist. So kehr ich denn in's Himmels Namen nach meinem Paris zurück — helf' ich meinem Vaterlande, wenn ich darin verhungere? Louis Napoleon ist jetzt Präsident der Republik — die französischen Gelehrten werden wieder Geschichte schreiben, seis auch bonapartesche, und ich bin gern bereit, ihnen um ein Billiges aufs neue vorzudenken. Hier können sie keine Gedanken brauchen. Es lebe die Freiheit!"

Damit humpelte der Stelzfuß beim Tore hinaus. Sein einziger Jugendfreund hatte sich inzwischen aus Verzweiflung in einem Ministerialbureau anstellen lassen.

Armer Altliberaler! Ich wollte, unsere Gutgesinnten hätten dein Herz — unsere Radikalen deine Uneigennützigkeit!

## 5. Neue Studien (1849).

### 1. Die Einkehr zu sich selbst.

Ein berühmter deutscher Gelehrter auf Reisen befand sich eines abends, nach der Ankunft in einem fremden Lande, auf seiner Gaststube ganz allein. Da geschah, was ihm — wie er freimütig eingesteht — seit 20 Jahren nicht widerfahren war: er dachte über sich selbst nach. — Es mag manchem sonderbar vorkommen, daß ein Gelehrter, der so vielen nachdenkt und ein Schriftsteller, der so vielen vordenkt, sein eigenes Selbst durch eine so lange Reihe von Jahren gar nicht mit Gedanken zu beteiligen verlangt und ich vermag das weder völlig zu erklären noch zu entschuldigen. Schriftsteller sind übrigens Gedankenköche; in ihrem Eifer, die Speise für anderer Gaumen schmackhaft zuzurichten, nippen sie selbst kaum daran und verlieren zuletzt allen gesunden Appetit. Jenes Geständnis des berühmten Gelehrten mag übrigens als ein Aufruf an die gesamte Menschheit gelten; ihn ja nicht nachzuahmen. Der Denker von Profession, der Schriftsteller, der Dichter beschäftigen sich eigentlich immer mit sich selbst,

oft ohne es zu wissen; was sie schaffen und dichten, ist ein Stück ihres Innern, und die Welt sowie die Rezensenten zwingen sie oft genug zum Nachdenken — wenigstens über ihr mißlungenes Ich.

Den übrigen Weltleuten ist aber auf das dringendste anzuraten, bisweilen bei sich selbst einzukehren, besonders in Zeiten eines großen Umschwungs, wie die letzten. Die Hand aufs Herz! Wer von uns hat sich nicht verändert? Und wer mag das gerne frei bekennen? Wer ists, der nicht vielmehr jeden andern des Wechsels beschuldigt? Sich selbst nimmt ein jeder aus. „Ich bin mir immer gleich geblieben," sagt jeder mit stolzem Bewußtsein. — Du irrst, Freund Mensch! Du, ich, wir alle haben uns geändert; wir sollen, wir müssen uns ändern — moralisch, politisch, ästhetisch. Sich verändern, sich immer neu umgestalten, heißt leben; sich gleich bleiben in gewissem Sinn, stehen bleiben, ist sterben, schon gestorben sein. Per aspera ad astra! Der Weg zur Wahrheit geht leider nur durch den Irrtum.

Wenn Dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du Besser's haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

In Kopf und Herzen — das ists. Wem bloß der Kopf summt und das Herz nicht schlägt, der steht in Gefahr, sich zum bloßen Kopftier auszuwachsen;

und wem das Herz mit dem Kopf davon läuft, der kann ihn leicht auf dem Wege verlieren. Es ist nicht wahr, daß der politische Mensch mit dem Kopfe allein ausreicht, er braucht auch ein Herz so gut wie jeder andere. Napoleon hatte bloß Geist — und leider einen Riesengeist; Ludwig XVI. nur ein gutmütiges Herz; Heinrich IV. von Navarra besaß beides — Herz und Geist. Damals war Frankreich glücklich; das schwache Herz, der große Kopf brachten ihm jedes ein anderes Elend. Wie die Fürsten, so die Völker; wie das Volk, so der Fürst. Regierung und Nation bedingen und erklären sich gegenseitig, und müssen sich, trotz aller Zwischenphasen, zuletzt verständigen und einigen, wenn der Vernunftstaat zustande kommen soll. Vertrauen, sagt man, sei hierzu der Weg. Gefehlt! Es ist nicht der Weg, sondern das Ziel. Wer Vertrauen hat, hat alles. Aber wie entsteht das Vertrauen? Und wer soll zuerst vertrauen? Die Völker! sagen die Fürsten. Der Fürst! sagt das Volk.

Es ist ein ewiger Kreis, in welchem einer hinter dem andern herrennt, ohne sich einzuholen; aber bisweilen treffen sie doch zusammen. Das gibt dann glückliche — kurze Jahre, in denen Perikles mit seinen Athieniensern, ein Titus mit seinen Römern das schöne Fest der Menschheit feiert. Im ganzen kann ein Fürst leichter vertrauen als ein Volk, weil er die Macht hat und weil er sie durch Zutrauen meist verdoppelt. Die

Völker sind dagegen gewöhnlich mißtrauisch, nicht nur, weil sie so oft betrogen worden, sondern weil sie ihre eigene Macht nicht kennen. Ein Schwacher oder wer sich keine Kraft zutraut, glaubt sich immer übervorteilt. Was ist denn aber die Macht des Volkes? Sind's die vielen Köpfe? Gewiß nicht! Hunderttausende ließen sich von Alexander, dem sogenannten Großen, Millionen von Napoleon zur Schlachtbank führen, weil es ihren Gebietern gefiel, der Seifenblase Ruhm nachzujagen. Waren das Völker? Nein — glänzende Sklaven! Wollt Ihr ein Volk sehen, so blickt nach England. Die Regierung führt dort in allen großen Angelegenheiten nur den Willen der Nation aus — weil es eben die Nation i st, und es ist eine Nation, weil es seine gemeinsamen Interessen genau kennt und verfolgt, weil jedem sein Platz angewiesen ist, wo er freitätig wirken mag, keiner den andern hindert, da er sich nur selbst hemmen würde; weil in der Familie, in der Schule, in der Grafschaft, in der Gemeinde bis zum Parlamentshaus alles nur zu einem Ziele strebt: Groß und mächtig als Ganzes im Staate und selbständig und frei im eigenen Hause dazustehen. Das englische Volk, die Engländer haben es nicht verschmäht, wie jener deutsche Gelehrte, über sich nachzudenken; sie haben das im Laufe der Jahrhunderte, der Jahre, oft und mit Ernst getan; sie haben auch viele Phasen durchgemacht, sie sind sich nicht immer „gleich ge

blieben“, sie haben sich verändert und ihr Kopf und Herz hat häufig geirrt. Schäme sich doch keiner seines Irrtums! Alt-Österreich hat durch viele Jahrzehente nicht geirrt, sondern geschlafen — das ist weit schlimmer als Irrtum! Dann ist es aufgestanden, hat sich die Augen gerieben, aber der blinde, noch schlaftrunkene Blick ließ es die Dinge außer sich nicht recht deutlich erkennen; es tappte mit ungeschickten Händen nach vielem Glänzenden, das es zerbrach: wie ein Kind langte es nach dem prächtigen Bilderbuch und hätt' es beinahe zerrissen; jetzt stellt man das Buch — vielleicht war's nötig — einstweilen in den wohlverwahrten Schrank und ruft dem derben Jungen zu: „Du mußt erst aus deinem Täfelchen lesen lernen — später bekommst du das Buch“ — du mußt erst lesen lernen — wahrhaftig, darin hat man recht. Darum, österreichisch Volk, lerne lesen — und keine Macht der Welt wird, kann dir das Buch vorenthalten.

Zwei Jahre sind wenig in dem Leben einer Nation. Für Österreich drängte sich in die letzten zwanzig Monate der Inhalt eines Jahrhunderts zusammen. Das Entzücken war groß, der Schmerz ungeheuer, Wirren und große Leiden werden nachfolgen — es sind die Schmerzen der Wiedergeburt. Wie unbehaglich der jetzige Zustand auch einem jeden erscheinen mag, eins steht fest: das alte, dumpfe, schläfrige Österreich ist nicht mehr. — Aber ein neues muß werden! —

Die Regierung hat das zuerst ausgesprochen und das Volk fängt an, es zu begreifen. Österreich muß eine neue Macht werden, groß, frei im Innern, unabhängig nach außen. Dies geschieht nur durch rastlose Arbeit. Fehler sind begangen worden von beiden Seiten, beide Teile haben daran gelernt. Daß man vergessen, sich gegenseitig vergeben müsse, das bleibt ausgemacht. Nur das ist der Weg zum Vertrauen — es gibt keinen andern. Und auch die große Arbeit ist eine wechselseitige — das vergesse man nicht! Wenn die Regierung durch Gerechtigkeit, Lehre und Unterricht, durch eine großartige Handelspolitik, durch tüchtige Repräsentation nach außen nach und nach ihre Tätigkeit bewährt, so wird sie es bald — nicht nur ungefährlich, sondern erwünscht und notwendig finden, an den Volkskräften in der Gemeinde wie in der Kammer ihre unentbehrlichen Mitarbeiter zu gewinnen. Bereite sich ein jeder zu dem großen Werke und helfe und wirke in seinem Kreise, wie er's vermag, der Einzelne wie die gesetzlich Verbundenen.

Die englische Nation ist längst zur Einkehr zu sich selbst gelangt. Ihr Völker Österreichs, geht hin und tut desgleichen!

## 2. Wo ist Gott nicht?

In Rom — so lautet ein alter Witz — ist Gott nicht, denn dort hat er einen Statthalter. Durch eine ge-

raume Zeit hatte er keinen; Gott war also wirklich in Rom und mochte für seine Lieblingsstadt selber sorgen — ich glaube aber nicht, daß der liebe Gott die Römer damals unmittelbar regierte. Die Demokraten und die Diplomaten pfuschten ihm ins Handwerk. Jetzt hat Gott in Rom viele tausend französische Stellvertreter mit Bajonetten! Wunderlicher Wechsel der Dinge! Der Papst, der Herr der Welt, der sonst Könige und Kaiser ein- und absetzte und sie wie ihre Völker mit dem Bannstrahle zerschmetterte, mußte zuletzt froh sein, daß eine lasterhafte Republik und deren wunderlicher Präsident mit der unfreiwilligen Devise „avec moi le ridicule" sich seiner annehmen. In Paris machten sie damals sogar eine Kollekte für den heiligen Vater; Montalambert war der neue Tetzel, der für den Papst mit der Sammelbüchse herumging — für Pio nono, welcher zuerst die Büchse der Pandora geöffnet — weil er nicht wußte, was drin war. Jetzt wissen wir's. Nichts war drin oder soviel wie nichts. Nichts als eine Menge kleiner dummer Teufelchen, die sich für große und gewaltige Satanasse und Beelzebubs hielten, furchtsame Leute erschreckten, die Welt an allen vier Ecken in Brand stecken wollten — es war aber nur Theaterfeuer — und sich zuletzt von Mutigeren, als sie selber waren, haschen ließen, die sie ihres falschen Teufelsprunkes entkleideten, ihnen die Schürze abschnitten, die Hörner ausbrachen — und

die jetzt herumstolzieren und sich gerne für den wahren Teufelsbanner ausgeben möchten. Ihr treibt aber den Teufel nicht aus -- den wahren Teufel! Man muß selber ein wenig des Teufels sein, wenn man ihn austreiben will — und Gottes obendrein — das ist die Hauptsache.

Wo ist Gott nicht? Bei den Deutschkatholiken. Wenigstens war bisher kein rechter Gottessegen bei ihnen, z. B. in Wien. Avec eux le ridicule! In Deutschland ist's zwar kein Schaden, sich lächerlich machen. Es merkt's auch niemand. Die Deutschen lachen selten und niemals über ihre eigenen dummen Streiche, für die sie eine fast abergläubische Verehrung hegen, wie für das alte deutsche Reich. Der Deutschkatholizismus hat es höchstens hie und da zu einer provinziellen Geltung bringen können; seine Anhänger sind die Stillen im Lande, ihr Enthusiasmus verraucht bald. Es fehlte allenthalben an den wahren Aposteln; auch mischte sich die Politik drin. Das Ganze lief auf Abstimmungen hinaus und auf einen Glauben ad libitum. Aber Wahlmänner-Versammlungen schaffen keine kirchliche Gemeinde, Stimmzettel führen in alle Ewigkeit zu keiner Religion.

Wo ist Gott? Ich weiß es nicht. Ich spür' ihn nirgends. Ich gewahre nur, daß man ihn nennt und nicht glaubt, glaubt und nicht begreift, zu begreifen glaubt und ihm nicht lebt, nicht in ihm, mit ihm,

durch ihn lebt. — „Wo drei sich in meinem Namen versammeln, da werde ich unter ihnen sein.“ Nun, es haben sich unlängst drei versammelt — drei Könige — sie gingen wieder auseinander. Er war wohl nicht unter ihnen. Und vorlängst haben sich mehr als drei versammelt, mehr als dreihundert — war er unter ihnen? — Oder haben sie sich etwa nicht in seinem Namen versammelt? Doch, doch! Im Namen des Volkes — und Volkesstimme, sagen sie, Gottes Stimme! — Ich glaub', es ist eine Eifersucht im Himmel. Sie müssen den heiligen Geist vernachlässigt haben — drum ist er ausgeblieben. Ein heiliger Geist läßt nicht mit sich spassen — gar kein Geist. Der Geist macht Ernst. Es ist hohe Zeit, daß Ihr Ernst — daß Ihr Geist macht auch für die Armen am Geiste. Ein Volksvertreter ist ein Geistvertreter. Wenn Ihr keinen Gott habt, so Ihr doch einen Stellvertreter hättet, einen Papst! Ein großer Mann ist ein Papst. Aber Ihr habt keinen Papst. Keiner von euch ist auch nur ein Bischof, geschweige ein Papst. — Es ist was eigenes um einen großen Gedanken, um eine neue Idee, die sich der Welt bemächtigen will. Sie tritt erst gar leise auf, in einzelnen Menschen, die man dafür verlästert, verfolgt, einkerkert, kreuzigt. Ihre Jünger schweigen erschrocken und bilden nach und nach eine stille Gemeinde, die noch immer zu leiden hat. Doch bald vergrößert sich der Kreis und ein Nikodemus, ein Saulus, die offi-

ziellen Schergen der neuen Lehre, werden ihre geheimen Anhänger. Es ist der Wendepunkt. Die Gottesidee hat Wurzel geschlagen, sogar in den verhärteten Herzen der Vornehmen und Reichen — alles glaubt an sie — selbst die Polizei, die sie nur lässig, von Amts wegen verfolgt. Nun kommt ein leerer Raum des Ungewissen, des Unbehagens, bevor die Nation, das gesamte Volk sich offen und freudig zu dem bekennen darf, woran insgeheim ein jeder hängt. Vor Zeiten waren's große Männer, große Fürsten, die ihren Völkern vordachten und vorglaubten — aber jetzt! Das Unbehagen ist da, wer befreit uns davon? Das Unbehagen ist da — somit die Reife nah'. Die Idee der wahren, schönen Freiheit ist kein Spuk in einzelnen Köpfen. Sie lebt und wurzelt längst und schoß in Blüten, und wenn ein heißes Jahr die ersten versengte, so ist sie stark genug, um frische zu treiben. Und Früchte wird's auch noch geben — die Natur verschwendet nur, um kräftiger zu zeugen. Tausend verbrannte Blüten sind ein Zeichen, daß es ihr ernst ist mit dem Treiben. — Wo ist Gott nicht? — Ihr Toren! er ist überall. Mit oder ohne Papst. Glaubt ihn nur herzhaft, lobt ihn nur erst und er erscheint mitten unter euch mit seinem neuen verklärten Leib, legt eure Hände in seine Wundmale und ruft euch tröstend zu: „Friede sei mit euch!“

### 3. Das Theater, das Publikum und ich.

Unter den Sterblichen sind die allerunglücklichsten die Schriftsteller, unter den Schriftstellern die Dramatiker und unter den Dramatikern hab' ich die Ehre, der unglücklichste zu sein. Das verehrte Publikum wird mir verzeihen, daß ich mein mehr als zwanzigjähriges Schweigen breche und zum ersten Mal in meinem Leben ein Wort über mich selbst und meine „Tröstungen" fallen lasse. Sprech' ich doch auch zugleich übers Publikum und über dasjenige, was einst sein Lieblingsgespräch war: übers Theater. Aber auch seine Lieblingsbeschäftigung, sein vorherrschender Gedanke, seine Neigung, sein Hang, seine Leidenschaft. O süße Zeit der ersten Theaterliebe! So was blüht schon gar nicht wieder — eher eine andere zweite Liebe, die mit der ersten bisweilen außerordentlich viel Ähnlichkeit hat — so wie die letzte. Mit dem Theater ist's anders. Hat man sich das einmal abgewöhnt, so kann es einem völlig zuwider werden, langweilig, unerträglich — es mag Nationaltheater heißen oder nicht — im Gegenteil! Mit dem Titel reißt nun gar der schöne Wahn entzwei. Was Nationaltheater! was Nation! Wir dachten damals gar nicht daran, daß oder ob wir eine Nation wären — das Publikum und ich. Wir gingen bloß ins Theater. Und was uns alles gefiel! Es ist zu närrisch! Ritter-, Rühr- und Lustspiele —

uns war alles recht — gleich recht. „Der Wald bei Hermannstadt" jagte uns einen angenehmen romantischen Schauder ein. — Die Siebenbürger Sachsen kamen uns dabei nicht im geringsten in den Sinn — es war aber weniger geographische und historische Unwissenheit als eben lieblich-romantische Gedankenlosigkeit. Und wenn wir im „Bild" von Houwald — das war der Euripides der Restauration — in süße Tränen der weiblichen Rührung dahinschmolzen, wenn wir im „Bräutigam aus Mexiko" — der zuerst das Proletariat auf die Bühne brachte und die Apotheose der Kartoffelmahlzeiten lieferte — bald in ein schallendes Gelächter ausbrachen, bald wieder schluchzten, daß uns der Bock stieß, — wenn sich ein rosiger, goldiger Schimmer sogar über die „Silberne Hochzeit" auszubreiten schien, so war es eben die Jugend, die Unbefangenheit, der harmlose kindliche Sinn, die uns an diesen hübschen Sächelchen Gefallen finden ließen, weil wir das Beste aus unserm Innern, aus unserm Lebensüberfluß selber hinzutaten, dachten und -fühlten. — Um diese Zeit war's — noch im letzten Auslauf der guten alten Zeit — als einem jungen Menschen das längstersehnte, mit lautem Herzpochen erwartete Glück zuteil wurde, auf dem k. k. Hofburgtheater mit einem Ding auftreten zu dürfen, welches er „Lustspiel" nannte. Der Erfolg war nicht besonders günstig. Der junge Mann zog sich aus der Welt zurück, in die er kaum

eingetreten war und schrieb in der Einsamkeit und aus Verzweiflung über ein Dutzend neue Stücke. Nach drei Jahren trat er wieder mit einem hervor und war diesmal glücklicher. Kinder, überhaupt junge Leute verstehen sich leicht. So war denn bald zwischen dem Publikum und dem jungen Dichter eine Wechselwirkung, ein angenehmes Verhältnis hergestellt. „Die Bekenntnisse“, „Das letzte Abenteuer“, „Helena“, „Bürgerlich und Romantisch“ usw. gingen auf dem Theater wie warme Semmeln ab. Ist etwas an der leichten Ware zu loben, so ist's der natürliche Ton, die Naivetät der dramatischen Gesprächsweise, sowie das Wegsein allen falschen Ernstes; hie und da glücklich erfundene Situationen, bisweilen ein etwas tieferer Charakterzug müssen für die lose Handlung entschädigen. Die Lustspiele sind eben, wie sie ein junger Mann mit einigem Talent in Österreich schreiben konnte.

Ein Stück Leben, bürgerlich-humanen Lebens ist darin; ein Stück deutsch-österreichischen oder spezifischen Wiener Lebens. Das gewann ihnen die Gunst — auch anderwärts. Saphir schrieb damals: „Bauernfeld ergibt sich mit allem Fleiß dem harmlosen Geschäfte des Lustspielschreibens.“ — Mein Gott! Was hätt' ich denn anderes tun sollen! Nicht einmal ein „Feuilleton“ wie dieses war damals möglich! — Saphir hatte übrigens ganz recht. — Die Lustspiele waren schwach, mittelmäßig — aber ich konnte keine besseren machen und

die Leute hätten auch keine besseren haben mögen. Die Theaterdirektion schon gar nicht! Das war die Wechselwirkung. Wo das geistige Leben schlummert, da behilft man sich, wie's geht — zumeist auf dem Theater. Große Genien zünden eine Leuchte an, die die Welt aufs neue wieder erhellt. Auch große Ereignisse verleihen dem Leben einen neuen, frischen Inhalt — da steigert sich denn auch das Talent der Geringeren und sie folgen dem Neuen, so gut sie's vermögen. — Ich schrieb also harmlose Lustspiele, wie gesagt. Mir machte das Schreiben Spaß, das Publikum sah's gern und dem Theater trug es Geld. Ein junger Autor lebt selten im Überfluß. Ein „kleiner Beamter" auch nicht. Aber ich, in meinem Idealismus, dacht' ich ans Geld? Der treffliche Schreyvogel ließ mir für das „Liebesprotokoll" bare — 200 Gulden auszahlen. Ich glaubte einen Schatz zu besitzen. Damals berechnete ich nicht, daß alle meine leichte Ware dem k. k. Hofburgtheater in einer Reihe von Jahren wohl hundert Tausende einbringen und wie viele Tausende dem Verfasser durch die Nichteinführung der Tantieme entgehen würden. Was wußt' ich von einer Tantieme! Das ist ein revolutionäres Institut, denn es macht die Schriftsteller leben. Was wußt' ich von einer Revolution! Und mein liebes Publikum war wie ich. Wir waren beide jung und liebten das Theater. O du liebe Jugend! Du liebes Theater! Du liebe, junge Theaterliebe!

Wir treten ins zweite Stadium. Die Jugend schwindet, die Erkenntnis beginnt. Wie alles in Österreich länger braucht als anderwärts, so machte dort auch das Jahr 1830 erst ums Jahr 1840 eine Art von geringer Nachwirkung. Die Wirkung war fürs erste gut. Die Leute fingen nämlich an, ernsthafter zu werden und ein bischen nachzudenken. Armes Theater! was soll aus dir werden, wenn dein Publikum zu denken anfängt! Ein Unglücksvogel, wie ich in allem bin, genoß ich zuerst das Übel davon. Meine neuen harmlosen Lustspiele — nicht schlechter noch besser als die früheren — erhielten, was der immer artige Franzose „succès d'estime" nennt — auf deutsch: sie fielen durch. Nun fing auch ich an nachzudenken wie mein Publikum — auch über mein Publikum. „Verlangen sie denn wirklich Besseres?" rief ich aus; „und kannst du's machen? — Wenn nicht besser, doch anders! Jede Zeit verlangt ihren Stoff, ihre Form. Was machte den „wilden" Goethe so groß, als daß er aufgriff, was eben in der Zeit lag und ihm das Siegel seines Geistes aufdrückte? Was jeden andern Dichter — besonders den dramatischen? — Wir sind leider keine Goethes, aber die erlaubten Kunstgriffe mögen wir ihm immer ablernen und ein Versuch lohnt immer der Mühe." — Gedacht, getan. Ich schrieb den „Deutschen Krieger" und „Großjährig", zwei Stücke, beiläufig so harmlos wie die andern, nur trugen sie etwas die Färbung von

dem, was im Innern des Verfassers sowie des Publikums vorging. Und Wunder über Wunder! Ich fand dich wieder, du mein altes, liebes — nimm mirs nicht übel — etwas kindisches Publikum. Du jubeltest mir entgegen, weil ich dir einige von deinen eigenen, halbliberalen und mäßig-boshaften Gedanken vorsagte. Ich schämte mich fast des Beifalls — ich hatte so wenig dazu getan. Aber Saphir mag sagen, was er will! Ich bleibe bei dem harmlosen Geschäft des Lustspielschreibens. Wer möcht' es aufgeben, wenn man ihm so freundlich entgegenkommt! Nein, mein liebes Publikum, wir bleiben beieinander, und nur der Tod oder eine neue Theaterzensur soll uns scheiden. Du freust dich über mich und ich erfreue mich an dir — Glück auf! Wir sind beide noch erträglich jung.

Drittes Stadium. Erste Periode: vom März 1848 bis November 1848. – Gleich nach den Märztagen war ich verloren — als Lustspieldichter nämlich. Da alle meine Sachen vormärzlich waren und ich natürlich nichts Nachmärzliches auf dem Lager hatte, so war ich völlig auf dem Trockenen, wie sämtliche „Altliberale". Man fing auch an, mich plötzlich mit andern Augen zu betrachten. Daß der „radikale" Schmerl zugleich ein Narr ist, schadete mir sehr. Umsonst war meine Entschuldigung: daß die Vor- und zugleich Nachbilder zu dieser lästigen Person im Mai und Juni zu Dutzenden in Wien auf der Straße herumliefen. Man hörte mich

nicht an. Ich hatte die Demokratie beleidigt, den Demos. Das mußt' ich über mich ergehen lassen. In's Himmels Namen! Ich zog mich zurück. The rest was silence. An Lustspiele war ohnehin nicht zu denken, während die Shakespearesche hohe Tragödie auf offenem Markte spielte.

Zweite Periode: von November 1848 bis heute. — Als das „Dingsda" über Wien verhängt wurde, hatte die Direktion des k. k. Hof- und inzwischen auch Nationaltheaters nichts Eiligeres zu tun, als ihr Repertoire sorgfältig durchzusehen und von allen seinen gefährlichen oder auch nur bedenklichen Elementen zu reinigen. Diese Manipulation gelang so vollkommen, daß sogar der unschuldige „Deutsche Krieger" und der lächerliche Pseudodemokrat Schmerl für einige Zeit von den Brettern gewiesen wurden, welche die Welt bedeuten — sollten. Aber bald darauf wurden sie wieder podiumfähig. — Inzwischen hatte ich einen kleinen Schwank verfaßt, als Nachspiel zu „Großjährig". Es war mein erster Versuch in der konstitutionellen Zeit, der aber bei den Theatergöttern keine Gnade fand. „Der neue Mensch" wurde anfangs zurückgewiesen. Durch freundliche Vermittlung des Herrn Militär- und Zivilgouverneurs kam zwar das Stückchen dennoch zur Aufführung, jedoch verschiedener Hindernisse wegen erst nach einigen Monaten. In Paris werden die leichten Vaudevilles binnen 14 Tagen geschrieben, einstudiert, aufgeführt — belacht und vergessen. Bei uns Deutschen

ist das anders. Wir müssen alles ernsthaft treiben, selbst den Spaß. Eine Theaterposse ist für uns noch immer ein wichtiges Ereignis und wir zerbrechen uns den Kopf darüber, was wohl der Verfasser mit seinem Scherz „gemeint habe oder hätte meinen können", und da wir obendrein politisch geworden, so wird noch in den Zeitungen ein Langes und Breites auseinandergesetzt, daß der Lustspieldichter Soundso mit seiner nagelneuen einaktigen Posse den Platz auf der Rechten oder auf der Linken oder im rechten oder linken Zentrum einzunehmen scheine usw. Wann werden wir endlich gescheiter werden? — Genug! Das Lustspielchen wurde aufgeführt und gefiel. Das war im Frühjahr 1849. Im Herbst wurde mir ein neues, inzwischen überreichtes Schauspiel gleichfalls zurückgestellt; auch kam mir die Nachricht zu, daß meine Lustspiele „Großjährig" und „Ein neuer Mensch" abermals „für einige Zeit" vom Repertoire zu verschwinden hätten. Sie sind auch bereits verschwunden, da überhaupt, wie es hieß, „alle Stücke vermieden werden, welche Äußerungen religiöser und politischer Meinungsverschiedenheiten veranlassen könnten".

Du lieber Himmel! Veranlassen! veranlassen könnten! Was kann einer nicht alles veranlassen! Und wodurch! Ohne daran zu denken. Was haben nur Goethe und Schiller veranlaßt! Und Shakespeare und Calderon und Molière! Sollen die alle vom Repertoire verschwinden? Gewiß! Denn sie veranlassen Meinungsverschiedenheiten.

Und wir! Was können wir! Wir können keinen Julius Cäsar schreiben, keinen Egmont, keinen Wilhelm Tell, keinen Tartüffe — wir bringen nur den Abhub von den Tafeln der Großen. Man hat im Grunde ganz recht, uns vom Theater zu verbannen, weil wir kein Talent haben, kein Genie, nicht weil wir Meinungen aussprechen und veranlassen, die vielleicht die richtigen sind.

Aber jene Großen! Sollen die auch nicht auf dem Theater erscheinen dürfen — auf dem „National-theater?“ — Ich weiß wohl, man meint das nicht im Ernste, man spricht keine Grundsätze aus, man entfernt nur mit Scheingründen, das diesen oder jenen mißliebig ist. Aber das ist's eben! Wir wollen nicht von Zufällen abhängen, von Gunst, von Laune. Wir wollen, wir brauchen Grundsätze. Das Theater ist eines der wichtigsten Institute, besonders im konstitutionellen Staate; es ist ein öffentliches Institut. Die Kunst sowie die Volksbildung — beides wird auf der Bühne vertreten — gehören zu den heiligsten Interessen des Staates. Wir bitten, wir beschwören das Ministerium, wenn ihm der Inhalt dieses Feuilletons zu Ohren kommen sollte, sich des Theaters anzunehmen. Die erste Bühne der Residenz gehört unter die unmittelbare Leitung des Ministeriums des Innern oder des Unterrichts, und diesem steht es zu, die Grundsätze auszusprechen, nach denen das Repertoire gebildet werden soll. Wir besorgen durchaus nicht, daß sie zu engherzig

lauten werden. Das Theater ist eine wichtige Frage der innern Politik, und einem Staatsmanne von Geist, der es begreift, daß das Volk von dem täglichen Brot einer guten Administration nicht einzig und allein gespeist werden kann, muß alles daran gelegen sein, daß der Eifer des Publikums sowie der Schriftsteller für die Bühne nicht erkalte, die, wenn sie ihrer höheren Bestimmung entspricht, eine willkommene Nahrung für die geistigen Kräfte und Interessen der Nation darbieten wird. Das moderne Leben enthält der schaffenden sowie der zerstörenden Elemente genug, welche in der Gesellschaft zu fördern oder zurückzuhalten, zu vermitteln, zu versöhnen, in Gleichgewicht und Einklang zu bringen sind. Auch die lebendigste aller Künste, die dramatische, wird nicht unterlassen können, sich dieser neuen Elemente zu bemächtigen, und eine Regierung, ein Ministerium, welches dem wahren Fortschritte huldigt, wird dem Bühnenschriftsteller, der es in seinen Gedanken und Plänen kräftig zu unterstützen vermag, ohne Zweifel Schutz und Beachtung verleihen; auch wird der Schriftsteller seiner Kunst nicht minder als der Gesellschaft dienen, wenn er Hand in Hand mit dem Staatsmanne geht, welcher einen Teil der gesellschaftlichen Interessen der holden Förderung durch die Kunst anvertraut.

Doch genug und schon viel zu ernsthaft für ein leicht hinflatterndes Feuilleton! — Ich bin dem Publikum noch den Beweis schuldig, daß ich der unglück-

seligste aller Dramatiker bin. Hab' ich ihn aber für den aufmerksamen Leser nicht schon geliefert? Nur sind die Leser gewöhnlich nicht aufmerksam! — Nun denn, so hört! — Von meinen ersten Jünglingsjahren an beherrscht mich nur ein Trieb, ein Streben: ein ordentliches Lustspiel zu machen. Bisher ist's mir nicht recht gelungen, ich weiß wohl! Aber man begnügt sich mit Versuchen; es kommen neue Bilder, neue Gedanken — das nächste Mal wird's besser gehen! War's mißlungen, man fing was neues an. Auch fehlte es nie an Entschuldigungen. Bald war's die Zensur — bald dies, bald das! Nun — die Zensur war vorüber, die Preßfreiheit da — wie freudig pochte das Herz! Aber es blieb noch dies und das! Am Ende blieb auch die Zensur. In der demagogischen Zeit hieß es: „Deine Stücke sind reaktionär — fort mit ihnen!" In der konstitutionellen heißt es: „Deine Stücke können Äußerungen von Meinungsverschiedenheiten veranlassen — wir streichen sie einstweilen vom Repertoire." — Ei, so schlage das Wetter drein! Wie soll ich denn schreiben? — „Wie früher. Harmlos. Das dauert — das bleibt." Aber ich kann's nicht! Ich bin nicht mehr derselbe harmlose junge Mensch vom „Liebesprotokoll". Mein Publikum ist's auch nicht. Ihm sowie mir jagen Gedanken, Empfindungen durch den Kopf — täusch' ich mich nicht wieder, so ist's diesmal wirklich was neues. Ich muß es heraus kriegen und mein liebes Publikum muß

es kennen lernen! — „Dein Publikum! Das ist's eben — dein Publikum!!" — Publikum! Solltest du's glauben? Sie klagen weniger über mich als über dich. Du seist nicht reif, behaupten sie, zu täppisch, zu plump — was weiß ich! Du suchst die Anspielungen in den Stücken heraus — du lachst, du klatschest zu viel, zu heftig. — Wenn du das doch lassen könntest! Oder tu's mäßig. Es haben dich gewiß noch wenig Theaterdichter gebeten, in ihren Stücken nicht zu applaudieren — aber es muß sein. Drum nimm dich zusammen — sei ernsthaft. Sonst bekommst du mich gar nicht mehr zu sehen — und Goethe und Schiller „nur selten". An Sonn- und Feiertagen etwa. Sieh', wir haben über 20 Jahre miteinander gelebt — es wär' doch Schade, wenn wir uns trennen müßten. Und g'rade jetzt, wo wir beide etwas älter und gesetzter worden sind! Aber eben drum sollten wir uns auch vernünftiger betragen. Ich will im Schreiben auf mich acht geben — tu du dasselbe beim Zuschauen. „Anstand, nur Anstand" — und du bist das beste Publikum von der Welt, so frisch, so heiter, so gemütreich, so jung — —

So jung! Das ist's! Jugend kennt keine — Zensur. Wir sind beide noch viel zu jung — auch im dritten Stadium. Aber wir wollen uns bessern, wir wollen älter werden. — Nichts für ungut! Leb' wohl, mein liebes, mein junges Publikum!

## 6. Die schöne Literatur in Österreich (1835).

Die Zeiten sind vorüber, wo ein Volk auf das andere mit Stolz herabsah und im Gefühl eigenen Wertes den Charakter und die Erzeugnisse des Fremden höchstens nebenbei gelten ließ. Wenn der Deutsche mit französischer Ware und Literatur hierin eine Ausnahme machte, so war es doch meistens nur die vornehme Welt, die dem Auslande unbedingte Verehrung zollte; das große Publikum nahm die Pariser Gaben niemals ohne einigen Spott und Widerspruch hin, ja zur glänzendsten Zeit unserer Literatur tat sich jeder Knabe etwas darauf zugute, daß er sich, auf die besten Muster gestützt, ungestört über Racine und Voltaire lustig machen durfte.

„Des tät'gen Mann's Behagen sei Parteilichkeit!" war damals das Losungswort. Und wirklich mußte der Deutsche, wenn er anders seiner Kräfte bewußt werden und selbst schaffen sollte, den fremden Einfluß rücksichtslos zurückweisen und sich seines innersten, eigentlichsten Lebens und Wesens auf einige Zeit mit Vorliebe erfreuen. So entstand denn, durch politischen

Einfluß aufs höchste angeregt, jene Deutschtümelei, die nun so gänzlich verschollen ist. Eine allgemeine, durchgreifende Bildung hat seitdem jenes rohe Wesen gänzlich abgestreift. Wir erkennen das Vortreffliche und Gute in den Werken der Franzosen und Engländer ohne alles Vorurteil; und da wir den ersten Schritt getan, so fühlen wir uns geschmeichelt, daß diese geistreichen Nationen sich beeilen, uns entgegenzukommen und sich unsere Literatur mit Liebe und Eifer anzueignen. Eine ausführliche Darstellung, wie die deutsche Poesie insbesondere auf die neueste französische Literatur eingewirkt, würde in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Aufschlüsse gewähren und die wichtigsten Betrachtungen veranlassen.

Die Deutschen machten in der allgemeinen Bildung noch einen weiteren Fortschritt: sie lassen sich gegenwärtig auch untereinander gelten. Die literarischen Fehden werden immer seltener. Wenn selbst Goethe und Schiller mit ihren ersten Werken dem heftigsten Widerspruch begegneten, so kann heutigentags ein junger Autor, wenn er anders etwas Gutes liefert, überzeugt sein, in kurzem ehrende Anerkennung zu finden. Ein Rezensent, der an einem wirklichen Talente sein Mütchen kühlen wollte, würde in dem Publikum kaum einigen Anklang finden. So frägt man auch bei einem neuen Buche nicht mehr: Ward es in Berlin, Leipzig oder Wien geschrieben? Man läßt das Gute ohne engherzige Rivalität gelten.

So wünschenswert die unablässige Fortbildung dieser Humanität, zumeist im Reiche der Geister, erscheint, so kann und soll sie uns doch niemals so sehr verallgemeinen, daß sich nicht jede Nation als ein Ganzes und in diesem der einzelne als selbständiges Individuum fühlen dürfte. Der Ausdruck der Nationalität und der eigentümlichen Sinnesweise macht ja eben den interessanten Menschen und Schriftsteller. Diese Eigenheiten mit einem gewissen erlaubten Selbstbehagen zu erhalten und zu veredeln, aber ja nicht zu verwischen, sei das Bestreben eines jeden. Sein Vaterland liebt jedermann, selbst der Lappe und Samojede; und im Vaterlande liebt er vorzugsweise seine Familie, seine Angehörigen, seine Freunde. Wird jemand, der einen Herder oder Schiller kennen lernt, deshalb aufhören, seinen Vater oder seinen Freund zu lieben, weil jene Männer geistreicher oder gelehrter sind als diese? Gewiß nicht! Er wird jene gewaltigen Geister verehren, bewundern, aber den Vater und Freund, in deren Herzen die Wurzeln seines Daseins haften, wird er fortfahren zu lieben bis zum letzten Hauche seines Lebens.

So kann uns auch eine Nation geistreicher, tapferer, kunstempfänglicher erscheinen als die eigene, aber jenes fremde Land hat uns nicht erzeugt, genährt, gelehrt, hat uns nicht Eltern und Freunde gegeben; den eigenen Boden kennen wir besser, inniger, wir sind mit manchem

seiner Vorzüge vertraut, die dem Fremden ewig fremd bleiben; wir sind ein Teil, ein Produkt dieses Bodens; mit einem Wort: wir sind im Vaterlande, in der Heimat.

Wer nicht die Welt in seinen Freunden liebt,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Wie der einzelne Private sich seines Vaterlandes freuen darf, so auch der Schriftsteller; und in diesem Sinne lassen wir den oft mißbrauchten Ausdruck „vaterländischer Schriftsteller" gelten.

Österreich hat unstreitig fast in allen Fächern der Wissenschaft bedeutende Männer aufzuweisen; doch machte man ihm von jeher den Vorwurf, daß es in der sogenannten „schönen Literatur" zurückgeblieben. Den Gang und die Fortbildung, sowie den gegenwärtigen Zustand dieser Literatur in allgemeinen Umrissen auf historischem Wege darzustellen, sowie die Hoffnungen für die Zukunft auszusprechen, sei der Zweck und Inhalt dieser Skizze.

Ich maße mir darin keineswegs an, über sämtliche literarische Erscheinungen unseres Vaterlandes ein streng kritisches Urteil zu fällen; ich bemühe mich vielmehr, die allgemeine Ansicht auszusprechen, welche sich über ältere Werke seit einer Reihe von Jahren festgestellt hat und welche meistens die richtige ist. Gebe ich über neuere Autoren meine eigene Meinung, so suche ich durch kurze Darstellung des Wesens ihrer

Werke meine Ansicht zu erläutern und zu begründen. Ich nenne ferner jeden, besonders jeden lebenden Schriftsteller, der mir einen Stein zu dem Gebäude unserer Literatur beigetragen zu haben scheint: ich konnte aber, wenn ich kein Buch schreiben wollte, nicht jedes einzelne Talent genauer bezeichnen, sondern mußte mich beschränken, auf diejenigen Werke näher einzugehen, welche im Inlande und hauptsächlich auch im Auslande größeres Aufsehen erregt hatten, wobei ich mir nur erlaubte, bisweilen auf solche Produkte aufmerksam zu machen, welche mir minder beachtet schienen als sie es verdienten. So viel im allgemeinen, um nicht mißverstanden zu werden.

---

Unmittelbar vor und während der goldenen Zeit der deutschen Literatur regte der politische Genius in Österreich nur selten seine Flügel. Der würdige Denis ist beiläufig der einzige Dichter, der sich aus der frühesten Periode nennen läßt. Seit Maria Theresia den Thron bestieg, nahmen häufige Kriege nach außen und mannigfache Bildungsprozesse nach innen die Gesamtkraft der Nation in Anspruch, und ließen die heiteren Spiele der Musen nicht gedeihen. Ein großer Mann sprach das Wort der freien Vernunftentwicklung und der milden Duldung aus; tausend kleinere Leute schwatzten es nach, und die Idee wie die Ausführung

verunreinigte sich in ihrem Munde und unter ihren Händen. So entwickelte sich jene leidige Aufklärungs- und Toleranzepoche, die denn auch mehrere Dichter erzeugte und sie anregte, ihre Gesänge zu Ehren der klaren und prosaischen „Vernunft“ ertönen zu lassen. Niemand wird Blumauers Talent und vor allem seinen glänzenden Witz verkennen; aber die polemische Richtung seiner Muse, welche durchgehends die Farbe seines Jahrhunderts trägt, wird ihn in den Augen der Nachwelt nicht so hoch stellen, als seine Naturgaben sie zwingen konnten, ihn zu stellen, wenn er diese minder einseitig anwenden wollte. Die wahre Poesie, von Homer bis Goethe, war niemals bloß polemisch. — Nennen wir noch Mastallier, Alxinger und Ratschky, so sind die berühmten Namen aus jener Periode so ziemlich beieinander. Die tausend und aber tausend Aufklärungsbroschüren und -Gedichte sind verschwunden; als höchst bezeichnend hat sich ein Werk erhalten, welches den Titel seiner Zeit an der Stirne trägt: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, eine Art von philosophischem Roman, durch Voltaires Art und Weise angeregt, worin sich die Tendenz der Zeit vollkommen ausspricht und welches nicht ohne Verdienste ist. — Wie der Zustand der Kritik damals in unserm Vaterlande beschaffen war, erhellt aus den Stimmen der Tonangeber. Von Ayrenhoff und Freiherr v. Retzer brachten dem tölpischen und unge-

schlachten Riesen Shakespeare verschiedene Stiche mit ihren Galanteriedegen bei und glaubten ihm den Todesstoß versetzt zu haben, weil er sich nicht rührte; er aber schlief sanft fort im Gefühle seines ewigen Ruhms, bis der eine jener Herren einen Shakespeareschen Stoff nach seiner Weise bearbeitete, worauf sich denn der Riese im Grabe umkehrte und seinen Bundesgenossen Goethe ersuchte, den kritischen Bearbeiter durch Götzens eiserne Faust ein bischen zurechtzuweisen.

Sowenig Ausbeute an Poesie unser Vaterland auch in jener Zeit darbietet, so wurde doch damals eine Anstalt gegründet und befestigt, welche mit der Poesie in inniger Verbindung steht und wenigstens ihrer Natur nach geeignet ist, poetische Talente zu erwecken, wenn auch heutigen Tages und in der Wirklichkeit häufig das Gegenteil vorkommt. Der große Kaiser Joseph brachte das deutsche Theater in Wien auf die Stufe hoher Vollkommenheit. Man hatte schon längst das Bedürfnis gefühlt, auf den Geschmack und die Bildung der mittleren Klassen der Gesellschaft zu wirken und fand die Bühne hierzu als das tauglichste Mittel. Sonnenfels war der Mann, der durch Wort und Tat dazu am meisten beitrug. Der Hanswurst im Kärntnertortheater wurde vertrieben; französisches Schauspiel und italienische Oper beschränkt; deutsche Schauspiele und Übersetzungen der Meisterwerke der Fran-

zosen sollten vorherrschen. Auch die Volksbühne veredelte sich von selbst, indem das improvisierte Theater nach und nach aufhörte und Hafner seine Stücke schrieb. Schade, daß dieses eigentliche Talent, dem es durchaus nicht an Erfindungsgabe, noch an Witz gebrach, zu viel Roheit und zu wenig Geschmack besaß, um andere als Lokalstücke zu schreiben. Staatsrat Gebler, selbst Theaterdichter, Heufeld an der Seite, dessen Lessing in der Dramaturgie erwähnt, leitete die Hofbühne mit Eifer und im edelsten Sinn. Durch Kaiser Joseph kam neues Leben in die Sache. Bedeutende Schauspielertalente wurden gewonnen; dem Dichter ward die dritte Vorstellung seines Werkes als Einnahme gesichert; das Theater hieß Nationaltheater. Wie sehr sich der große Mann selbst in die Details der Bühnenleitung einließ, erfährt man aus der Biographie des Schauspielers Müller, welchen der Kaiser reisen ließ, um Verbindungen mit Dichtern und Schauspielern anzuknüpfen. Die schönste Frucht dieser Reise war, daß Schröder in der Folge für Wien gewonnen wurde. Sein Doppeltalent belebte und erweiterte das Theater. Er brachte zuerst Shakespeare auf die Bühne, nebst vielen seiner eigenen Werke und Umarbeitungen; die vortrefflichsten entstanden zum Teil erst in Wien. An Schröder schlossen sich manche andere, wie Jünger, Stephanie an, und förderten in seinem Sinne, wenn auch eben keine poetischen Werke, doch brauchbare

Theaterstücke zutage. Und so war schon damals gleichsam die Form bezeichnet, in welcher in Österreich die Poesie zuerst auftreten und allgemeine Anerkennung finden sollte.

Nach der Zeit dieser Übergangsepoche wurde ein höchst achtungswürdiger Mann durch das Beispiel des (im edlen Sinne) populärsten deutschen Dramatikers angeregt, einen Teil seiner Kräfte der vaterländischen Bühne zu widmen.

Joh. Heinrich v. Collins Trauerspiele sind Werke eines Mannes von Bildung und Geschmack, der zugleich mit den Forderungen der Bühne höchst vertraut war. In einer Geschichte des österreichischen Theaters würden sie jedenfalls eine genaue Würdigung und Auseinandersetzung verdienen. Der rhetorische Prunk jener Stücke verschaffte ihnen in Deutschland zu einer Zeit wenig Eingang, wo durch das Beispiel der ausgezeichnetsten Talente und durch das Studium und den Genuß von Shakespeares Werken die Forderung an Poesie bereits höher gestellt war. Indessen kamen Collins Trauerspiele den damaligen Bedürfnissen der Wiener Bühne höchst erwünscht entgegen, und man ward durch eine Reihe von Jahren nicht müde, würdige und männliche Gesinnungen in wohlklingenden Versen aus Korns Munde zu vernehmen, der eben durch diese Stücke der Liebling des Publikums wurde. Einem minder gebildeten Teil der Zuschauer waren

zugleich Zieglers Schauspiele eine willkommene Gabe, welche auch die übrigen Bühnen Deutschlands nicht verschmähten.

Das Theater besaß die vorzüglichsten Talente, und hatte sich längst zu dem ersten in Deutschland emporgeschwungen, nur mußte es seinen poetischen Bedarf meistens aus dem Auslande beziehen. Zu erwähnen wäre hier nur, daß Kotzebue während der kurzen Zeit seiner Leitung des Hoftheaters einige seiner besten Stücke in Wien schrieb, und daß Theodor Körners Dramen (der freilich als lyrischer Dichter bedeutender ist) ihre Entstehung nur seinem Aufenthalte in Wien und seinen Verhältnissen zu der Hofbühne verdanken, sowie auch Ludwig Zacharias Werner zu mehreren seiner wunderlichen, aber zum Teile höchst poetischen dramatischen Schöpfungen hier angeregt wurde.

Der Zustand der Kritik wurde zu Anfang unsers Jahrhunderts durch einen Mann verbessert, dessen bereits mehrmals in diesen Blättern erwähnt worden. Josef Schreyvogel (genannt West) setzte sich in seinem „Sonntagsblatt" das Ziel, die neuen Erscheinungen der Literatur und der Bühne gründlich und ausführlich zu besprechen und auf den Geschmack und die Einsicht des großen Publikums durch überwiegenden Verstand und wahrhaft kritischen Geist zu wirken. Auf Aristoteles und Lessing, wie auch auf die ersten Dichterwerke aller Zeiten gestützt, stellte er sich ins-

besondere der neuen romantischen Schule, namentlich den bilderstürmischen Bestrebungen der Gebrüder Schlegel entgegen. Wenn er hierin in seinem Eifer bisweilen zu weit ging und mitunter sogar die wahrhaft poetischen Erfindungen seiner Gegner verkannte, so muß man bedenken, daß zur Zeit einer Gärung der Widerspruch sich immer rücksichtslos auszudrücken pflegt, und daß derjenige, der ein Prinzip bekämpft, sich nicht darauf einlassen kann, das einzelne Gute, was seine Gegner etwa hervorbringen, besonders gelten zu lassen. Hat doch sogar Lessing, indem er seinem Shakespeare in Deutschland Eingang zu verschaffen suchte, nötig befunden, die französische Bühne vorher mit Stumpf und Stiel auszurotten, deren Verdienst ihm gewiß nicht entgangen war. Unsere Zeit bietet, besonders in politischer Hinsicht, merkwürdige ähnliche Belege dar.

Wie man übrigens auch Schreyvogels allzu heftigen Eifer gegen die modern-romantische Poesie, deren Anhänger bedeutende Talente unter sich zählten, tadeln mag, soviel bleibt gewiß: die Forderungen und Zwecke des Theaters, dem er sich in der letzten Hälfte seines Lebens mit ausschließender Vorliebe widmete, kannte er weit besser, als die Romantiker. Seine Verdienste um die Leitung der Wiener Hofbühne, die so glücklich war, ihn beinahe durch zwanzig Jahre als Dramaturgen und Theatersekretär zu besitzen, sind noch

frisch in jedermanns Andenken. Was er durch Rat und Beistand dem Schriftsteller geleistet, weiß jeder, der ihm näher stand. So manches beliebte und belobte Stück, welches hier entstand, verdankt seiner kritischen Feile den günstigen Erfolg, wie es denn auch Müllner und Raupach nicht verschmähten, sich seines Rates und seiner Prüfung bei ihren bedeutenden Arbeiten zu bedienen. Und wirklich war ein Mann, wie Schreyvogel, der von Natur mehr auf Reflexion und Analyse hinstrebte als auf lebendiges Schaffen, und der doch zugleich des praktischen Blickes und der nötigen Technik nicht entbehrte, für den eigentlichen Schriftsteller und Dichter ein unschätzbares Kleinod, indem ihm dieser Kunstrichter, bei seiner gereiften Ansicht und Erfahrung, gewissermaßen für ein ganzes Vor-Publikum dienen konnte. Rechnet man hinzu, daß er bei einem durchaus streng rechtlichen Charakter und bei einer immer gleichen Wärme für alles Gute und Schöne seine Ratschläge ohne alle Nebenabsichten erteilte, so läßt sich begreifen, daß der Verlust dieses Mannes dem Schriftsteller sowie der Schauspielergesellschaft gleich unersetzlich erscheinen muß.

Wir besitzen von Schreyvogel eine Sammlung Novellen, die, nebst den geistreichen Erzählungen des Freiherrn von Steigentesch, das Beste sind, was die österreichische schöne Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Noch bedeutender sind seine Bearbeitungen

der spanischen Meisterwerke: „Das Leben ein Traum“ und „Donna Diana“. Man kann kühn behaupten, daß weder die deutsche, noch eine andere Nation eine ähnliche in eigenes Fleisch und Blut übergegangene Umarbeitung eines fremden Werkes besitze. Selbst A. von Schlegels berühmte Übersetzungen Shakespeares lassen sich hiemit nicht vergleichen, da sie eigentlich darauf hinzielten, den fremden Autor, wie er war, und somit freilich auf die wirksamste Weise, dem Vaterlande vorzuführen.

Im Jahre 1816 ward Schreyvogel mit Grillparzer bekannt, der ihm den Plan zu seiner „Ahnfrau“ und in der Folge den ersten Akt dieses Stückes mitteilte. Schreyvogel kam dem jungen Autor mit aller Wärme entgegen. Der weitere Gang des Trauerspiels wurde besprochen, mit vielem Hin- und Widerstreiten, wobei der Kunstrichter dem Dichter manche seiner eigenen Ansichten unterschob. In wenig Wochen war das Stück vollendet, mit welchem die Poesie in Österreich eigentlich erst geboren wurde. Die Wirkung bei der ersten Aufführung der „Ahnfrau“ im Theater an der Wien (Heurteur als Jaromir, die Schröder als Bertha) war außerordentlich. Die frische Lebensquelle der Poesie drang mit Macht in die trockenen Gemüter der Theaterbesucher. Bald war die Ahnfrau heimisch auf allen Bühnen Deutschlands. Die Wirkung, die Anerkennung war allgemein. Natürlich fehlte es nicht an einzelnen

Stimmen der Kritiker, welche dagegen auftraten. Das Stück schien sich einer Schule anzuschließen, deren Bekämpfung zur literarischen Mode gehörte. Welch ein Unterschied übrigens zwischen der „Schuld“ und der „Ahnfrau“! Müllners Trauerspiel erscheint als das Werk eines höchst verständigen Mannes, der in der Komposition seiner Fabel die größte Kunstfertigkeit, ja Meisterschaft entwickelte. Die Schicksalsidee liegt zum Grunde; darnach ist alles wohl berechnet, alle Häkchen passen ineinander, wie bei einer kunstreichen Maschine; der tragische Prozeß mit seinem pro und contra schreitet unaufhaltsam vor, man sieht den Helden sich verstricken, wanken, fallen. Aber der Held selbst sowie die übrigen Personen, sind keine lebendigen Wesen, sondern vielmehr personifizierte Begriffe; ebenso ist ihr Verhältnis zu einander kein wahres, natürliches; sie sind nur da, um ein poetisches Rechenexempel lösen zu helfen. Was sie sprechen, ist geistreiche Reflexion, philosophische Zergliederung der Leidenschaft, aber nicht ihre dichterische Darstellung.

Die „Ahnfrau“ wird gewiß von der „Schuld“ an technischer Kunst übertroffen; dagegen ist sie das Werk eines wahren Dichters. Nicht der kalte, berechnende Verstand hat die Personen und ihre Verhältnisse nach Begriffen ersonnen und mit einem poetischen Scheinleben bekleidet, nein, hier ist alles empfunden, erlebt, verkörpert. „Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn

vollend", hat die Gestalten wirklich erschaut, und der Zauber der schaffenden Phantasie teilt ihre Lebenswärme der schwächeren Einbildungskraft des Zuschauers mit. Diese geheimnisvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper wird, geht im Reiche der Kunst seltener vor, als man denkt.

Wie viel an der Wirkung der „Ahnfrau" auf das große Publikum, um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, „stoffartig" war, lassen wir dahingestellt; soviel ist übrigens gewiß, daß man Grillparzers Talent noch immer nach seinem ersten Werke ermißt und das Romantische für die eigentliche Sphäre seiner Kunst hält. Um so überraschender war sein zweites Auftreten mit einem antiken Stoff. „Sappho" machte darum keine geringere Wirkung.

„Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor", konnte man dem Stücke zurufen. Der Dichter schien nunmehr zur Anerkennung der gesetzlichen Schranken und Regeln gelangt zu sein; es gefiel ihm, sich von seiner früheren romantischen Welt mehr zu den Verhältnissen des Lebens zu wenden. Die neuen Elemente, in denen sich die „Sappho" bewegt, kehren ausgebildeter in den späteren Werken wieder.

„Das goldene Vließ", die Frucht mehrjähriger Arbeit, ist vielleicht in der Art, wie er hier behandelt wurde, einer der größten Stoffe, deren sich jemals ein dramatischer Dichter bemächtigte. Es war bereits früher

häufig versucht worden, uns die antike Welt wieder ins Leben hervorzurufen. Die Franzosen modernisierten sie und tauchten sie in Sentimentalität; die deutschen Verskünstler der vorigen Jahrzehente glaubten die Auffassung der Antike in der Nachbildung der klassischen Form zu finden. Klinger, der die großen Stoffe des Altertums in der damals üblichen Theaterprosa behandelte, brachte sie wohl um vieles dem Leben und der Natur näher, aber der Verfasser der „Zwillinge“ verlieh ihnen eine zu bürgerliche Gestalt. Goethe hatte in der „Iphigenia“ das rein Menschliche des antiken Stoffes ergriffen, und ihm den Gehalt und die Form verliehen, welche neue Zeit und Bildung, neue und ganz andere poetische Bedürfnisse erheischten. Die Poesie hatte durch die „Iphigenia“ eine neue Eroberung gemacht; aber „Iphigenia“ ist kein Trauerspiel. Die tragische Auffassung und Belebung jener gewaltigen Stoffe blieb noch immer eine Aufgabe der neueren. In „Pandoras Wiederkehr“ erscheint die Blüte des antiken und modernen Lebens vermählt, jedoch gestaltet sich das kleine Meisterwerk vielmehr zur Allegorie, sowie im zweiten Teile des „Faust“ die Griechenwelt symbolisch eingeführt und halb ernsthaft, halb in literarischem Scherz behandelt wird.

„Das goldene Vließ“ bietet in der ganzen neuen Literatur das einzige Beispiel einer echten tragischen Wiederbelebung der Antike dar. Die Art, wie hier das

Verhältnis des Jason zur Medea aufgefaßt wurde, gewährt uns einen der tiefsten Blicke in das menschliche Herz. Ein edler jugendlicher Griechenheld, kräftig und ruhmdürstig, versammelt andere edle Genossen zum Kriegszug nach dem Kolcherland. Seine Kraft, seine edle Kühnheit gewinnt ihm das Herz eines wilden jungen Barbarenmädchens, der Königstochter. Sie verläßt ihm zuliebe Vater und Vaterland; durch ihre Beihilfe, durch ihre Kenntnis geheimen Zaubers gewinnt er das ersehnte goldene Vließ. Sie wird sein Weib, und er kehrt mit ihr als Sieger in das heitere Griechenland zurück. Aber die Liebe, die unter Kampf und Streit begonnen und der des Vaters Fluch in die Fremde folgte, war keine glückliche. Mit Grauen dachte Jason an Medeens Zauberkünste; ihre wilde Leidenschaft genügte seinem Herzen nicht, welches nach der stillen innigen Neigung des Weibes verlangte. Zwei ungleiche Naturen waren aneinander geraten; ein wunderbares Verhängnis hatte sie verbunden, sie, die sich aus Liebe haßten und im Hasse liebten. Der Zwiespalt im Innern der beiden Gatten wuchs langsam, ward durch Schweigen genährt und wurde unvertilgbar.

Auf Kampf gestellt, rang ich mit ihr, und wie
Ein Abenteuer trieb ich meine Liebe.

Durch sie ward mir das rätselhafte Vließ,
Sie führte mich in jene Schauerhöhle,
Wo ich's gewann, dem Drachen abgewann.

So oft ich ihr seitdem ins Auge blicke,
Schaut mir die Schlange blinkend draus entgegen
Und nur mit Schaudern nenn' ich sie mein Weib.

Vier Jahr verschob die Rückkehr uns ein Gott,
Durch Meer und Land uns in der Irre treibend.
In Schiffes Enge, stündlich ihr genüber,
Brach sich der Stachel ab des ersten Schauders;
Geschehn war, was geschehn — sie ward mein Weib.

In dieser finstern Stimmung des Gemüts landet Jason mit Medea in Griechenland. Aber seine Vaterstadt verachtet das mitgebrachte Barbarenweib; das trotzige Herz der Fremdlingin verschmäht es, sich die Zuneigung der neuen Freunde zu gewinnen. Auch hier schrecken ihre geheimen Künste; man gibt ihnen Schuld an König Pelias Tod. Jason wird aus seiner Vaterstadt verbannt und kommt mit Medea als Flüchtling nach Korinth, dessen König ihn aufnimmt und selbst vor dem Gerichte der Amphiktyonen schützt und nur die geächtete Medea dem Banne Preis gibt. Jason fand in des Königs Hause und in Kreusens Nähe die holde, entschwundene Jugendzeit wieder, er gab sich auf einen Augenblick der seligen Erinnerung hin — da tritt die düstere Gefährtin seines Lebens drohend und heischend vor ihn: er sieht in ihr nur mehr die Unheil spendende Zauberin, vielleicht die Mörderin seines Oheims, wofür sie ganz Griechenland hält. Wer soll dir glauben, ruft er ihr zu, daß du den König

nicht getötet? Medea antwortet: Du! Dieses „Du“ ist weit tiefer, weit poetischer, als das gerühmte „moi“ der französischen Medea. — Der Bruch ist unheilbar geworden. Die Gatten trennen sich. Jason verliert seinen Mut, seine Kraft; Medea gewinnt sie. Verachtet, ausgestoßen aus der Gesellschaft, von ihrem Gatten verlassen, ihrer Kinder beraubt, im innersten Leben verletzt, ruft sie die alten Zauberkräfte wieder auf, denen sie freiwillig entsagt hatte. Sie erfüllen sie mit neuem, dämonischem Leben; sie stacheln sie auf, des Königs Haus, die verhaßte Kreusa zu vernichten; sie spornen sie an zur entsetzlichsten Tat: zum Morde der eigenen Kinder. — Man kann die furchtbare Katastrophe nicht tragischer und zugleich natürlicher herbeiführen. Jedes Motiv dazu ist aus der innersten Natur des Weibes entnommen; die Tat selbst ist nicht die Folge gewöhnlicher Leidenschaft, alltäglicher Eifersucht; sie geht aus dem unseligen Verhältnis der beiden Gatten, das sich vor unsern Augen entfaltete, beinahe mit unabweisbarer Notwendigkeit hervor. Das schwere Problem ist gelöst: daß wir Medea nicht gänzlich verabscheuen, weil sie die Grenze der Menschheit überschritten, sondern sie, diesem Jason gegenüber, mehr bemitleiden. Das goldene Vließ, woran sich in der Erinnerung der Tempelraub und der Mord des Gastfreundes knüpft, schreitet als Verhängnis im antiken Sinne durch die Trilogie.

Die Ausführung des großen Werkes zeigt sich ungleich. Eine tief eingreifende Störung seines innern Lebens scheint den Dichter gehemmt zu haben, das Werk wie aus einem Gusse zu gestalten und vollendet abzuschließen. Die vier ersten Akte der „Medea" dürften sich übrigens dem vollkommensten anschließen, was die tragische Poesie der Deutschen jemals erstrebte. Die Wirkung der Trilogie war nicht durchgreifend. Es war im ganzen „Kaviar fürs Volk". Freilich ist das wild Leidenschaftliche der „Ahnfrau" und die ruhige Klarheit der „Sappho" leichter aufzufassen. Es bedurfte des Spieles einer Schröder, um wenigstens den letzten Teil der Trilogie für das Repertoire unserer Theater zu gewinnen.

Indessen war das einmal gestörte Gemüt unsers Dichters nicht so leicht wieder beruhigt. Äußere und innere Lebensverhältnisse wirkten nachteilig auf seinen Genius. Lyrische Mitteilungen aus jener Zeit machten uns zum Teil mit seinem Zustande bekannt. Ich erinnere hier vor allem an „Incubus". So viel scheint gewiß, daß Grillparzer, vielleicht schon während der Ausarbeitung der Trilogie, die ursprüngliche reine Freude am Produzieren verlor. Übrigens folgten sich dennoch größere Werke, wenn auch in bedeutenden Zwischenräumen: „König Ottokars Glück und Ende", „Ein treuer Diener seines Herrn", „Des Meeres und der Liebe Wellen". Die Auseinandersetzung der Ur-

sachen, welche, außer einer krankhaften körperlichen Reizbarkeit, das Gleichgewicht seiner Seele störten, bleiben dem Biographen des Dichters überlassen.

Grillparzers letztes Werk ist „Der Traum ein Leben", eigentlich die Wiederaufnahme einer Jugendarbeit. Er hat sich ausschließlich dem Theater zugewendet, und leider zu einer Zeit, wo dieses bereits seinem Verfalle nahe und das edlere Interesse dafür, besonders für die Tragödie, fast erloschen ist. Grillparzer steht gegenwärtig im kräftigen Mannesalter. Es läßt sich daher erwarten, daß er nunmehr als mächtiger Beherrscher seiner Verhältnisse und Stimmungen den goldenen Faden der Poesie wieder aufnehmen wird.

Man muß übrigens nicht vergessen, daß die zarte Organisation, welche geistiges Produzieren möglich macht, auch empfindlicher ist gegen die rauhe Einwirkung der Außenwelt. Eine Laute ist bald verstimmt. Auch die Blume des Geistes verschließt sich vor unsanfter Berührung. —

Gleichzeitig mit Grillparzer trat in der literarischen Welt auf Josef Christian Freiherr v. Zedlitz. Er versuchte sich in verschiedenen Formen des Dramas und bewährte in allen den Poeten, am meisten in seinem letzten Werke: „Tassos Tod." Übrigens scheint seiner lyrisch-epischen Natur die bewegliche dramatische Form noch minder gemäß als dem großen Dichter

des „Don Juan". Seine Gedichte, vor allem seine „Totenkränze", haben ihm die Anerkennung und den Beifall von ganz Deutschland erworben. Seiner Übersetzung des „Childe Harold" sieht man mit Verlangen entgegen. Übrigens wäre zu wünschen, daß sich Zedlitz eines großen epischen Stoffes bemächtigte und darin die Resultate seiner poetischen Anschauungen niederlegte. In neuerer Zeit machte sich Deinhardstein durch seinen „Hans Sachs" und „Garrick in Bristol" einen bedeutenden Namen in der theatralischen Welt.

Diese beiden Stücke schließen sich dem poetischen Lustspiel in einer Art an, deren fernere Kultur höchst wünschenswert wäre. Die Leistungen der Frau von Weißenthurn im Felde des bürgerlichen Schauspiels und Lustspiels sind seit einer Reihe von Jahren in jedermanns Andenken.

Außer den genannten befinden sich in Österreich noch folgende bekannte dramatische Schriftsteller: Braun v. Braunthal, Castelli (eigentlich mehr Bearbeiter und Übersetzer), Eduard Duller, Karl Egon Ebert, Kuffner, Johann Graf Mailáth, Marsano, Pannasch (Verfasser des „Alboin"), Frau v. Pichler, D. Ernst Bohl (Verfasser der „Pest in Leon"), Treitschke, Weidmann und der Verfasser dieses Aufsatzes.

Einer eigentümlichen Erscheinung ist hier zu gedenken, die sich wohl nur aus dem bewegten und

mannigfaltigen Treiben einer volkreichen, lebendigen und jede Art von Richtung pflegenden Residenzstadt entwickeln konnte. Ich meine Raimunds, des genialen Schauspielers, Theaterstücke. Schon längst hatte er durch sein vorzügliches Darstellungstalent die mehr oder minder gelungenen Lokalstücke und Zauberpossen der Volksdichter (Gleich, Meisl, Bäuerle) ins rechte Licht zu stellen und im einzelnen zu veredeln gewußt, eh' er selbst als Autor auftrat und mit einem kühnen Aufschwung alle seine Vorgänger weit hinter sich zurück ließ. Er fühlte in sich ein poetisches Bedürfnis, welches er, bisweilen auf die wunderlichste Art, zu befriedigen suchte. Allein vielleicht ist es gerade die Mischung so mancher widerstrebender Elemente, welche seine Dichtungen für das große Publikum und für den Kunstfreund gleich anziehend macht. Raimund hat, wenn er dichtet, einen doppelten Zweck vor Augen: Er muß zuerst demjenigen Publikum Genüge tun, dem er sich zu Anfang seiner Bahn weihte und dessen Bedürfnisse er niemals außer acht lassen darf. Dieses verlangt denn vor allen Dingen, außer einigem äußeren Glanz und Flitter, seinen Liebling in einer bedeutenden komischen Rolle zu sehen. Dann will aber der Dichter auch, wie billig, sich selbst befriedigen und, nebst Spaß und Lachen, auch einiges aus seinem innern Leben darbringen. Es macht dem edlen Herzen Raimunds nur Ehre und ist seiner Bil-

dungsstufe ganz gemäß, daß er zu dem letzteren Zweck Poesie und Moral gleichsam verknüpft und so in den Allegorien seiner Zauberwelt das sittliche Schöne wie verkörpert darstellt, das er im wirklichen Leben oft so schmerzlich vermißt. Zugleich mochte ihm, als Dichter, Shakespeares und Calderons Manier vorgeschwebt haben, wie sich ihm als Menschenbeobachter täglich Szenen des Wiener Volkslebens darboten und den Schauspieler und Theaterdirektor die Produktionen der Hoftheater anregten, auch seine Untergebenen auf eine höhere Kunststufe zu heben. Diese verschiedenartigen Anregungen sind es nun, die, wie ich oben bemerkte, nur in einer so lebenskräftigen und vielgestaltigen Residenz, wie Wien, möglich sind.

Sie erzeugten jene trefflichen Schöpfungen Raimunds: „Der Diamant des Geisterkönigs", „Das Mädchen aus der Feenwelt", „Der Alpenkönig und Menschenfeind", welche, durch Raimunds Spiel belebt, auch das Ausland als Poesie aufnahm und pflegte. Stücke dieser Art werden immer willkommene Gabe, ja zeitgemäßes Bedürfnis sein.

Diese Mischung von Ernst und Scherz nebst der genauesten Theaterkenntnis und einer eigentlich sittlichen Richtung macht eben Raimunds Eigentümlichkeit aus; nur wäre zu wünschen, daß er sich nicht bisweilen allzusehr einem Hang zur Grübelei, zu überhäuften

Allegorien und nicht ganz klaren poetischen Bildern hingäbe.

Damit wir aber von dem trefflichen Manne nicht mit einem Tadel scheiden, so sei hier noch erwähnt, daß sein letztes Stück „Der Verschwender“ sich fast durchgehends seiner bessern Art anschließt und noch auf viele tüchtige und gesunde neue Erzeugnisse hoffen läßt. Das letztgenannte Stück kann Raimund kühn in die Fremde schicken, besonders wenn er es selbst begleitet, und unser Landsmann wird damit überall sich und uns Ehre machen.

Die epische Dichtkunst scheint in neuerer Zeit weder Stoff noch Form zu finden. Die Meisterwerke dieser Gattung entstanden in lebenskräftigen, ursprünglichen Zeiten und gingen aus dem tiefsten Gefühle der Nationalität hervor. Zu den bedeutendsten Versuchen, jenen Gesängen ähnliches hervorzubringen, gehören nach der Messiade immerhin Ladislaus Pyrkers Werke. Die „Tunisias“ insbesondere enthält wahrhaft poetische Schönheiten in denjenigen Teilen, wo uns der Dichter seine eigenen Erlebnisse wiedergibt. Die Anwendung der Maschinen wird in der epischen Poesie der Neueren immer das Mißlichste bleiben. Was ersetzt uns die Götter des Homer?

Bei unserer Art der Bildung, unserer Betrachtungsweise scheint überhaupt der philosophische Roman (im weitesten Sinne) geeignet, die Stelle der epischen

Gedichte einzunehmen. „Wilhelm Meister“ ist vorderhand unser Epos.

Die Romanenliteratur Österreichs wird durch eine Dame repräsentiert. Der Name Karoline Pichler, geb. v. Greiner, ist durch eine Reihe von Jahren im In- und Auslande geachtet! Ihre Schriften erfreuen sich vielleicht vor allen inländischen der größten Popularität, indem sie der allgemeineren Bildungsstufe der Gesellschaft zusagen. Reiner Stil, mäßige und einfache Darstellungsweise, sittlicher Charakter sind Eigenschaften, welche eine ähnliche Wirkung hervorzubringen geeignet sind.

Unsere übrigen Novellisten, Eduard Duller ausgenommen (gegenwärtig in Frankfurt am Main als Redakteur des „Phönix“), sind nicht von solcher Bedeutung, daß man sie mit den ausgezeichneten Schriftstellern dieses Faches in Deutschland vergleichen dürfte oder daß diese historische Skizze ihre Arbeiten ausführlicher besprechen könnte.

Die bedeutendsten Talente zählt Österreich in neuester Zeit im Felde der lyrischen Poesie. Ich nenne hier nur diejenigen Dichter, von denen bereits Sammlungen erschienen und die mehr oder minder auch im Auslande Anerkennung gefunden: Braun v. Braunthal, Castelli, Deinhardstein, Dräxler-Manfred, Karl Egon Ebert, Frankl (dessen episches Gedicht „Columbus“ mit nächstem erscheint), Anastasius Grün, Hermann v.

Hermannsthal, Gottfried v. Leitner, Nikolaus Lenau, Johann Mayrhofer, Passy, Freiherr v. Schlechta, Schleifer, Johann Gabriel Seidl, J. N. Vogl, Freiherr v. Zedlitz.

Castellis und Seidls Gedichte sind so ziemlich allgemein verbreitet. Man ist gewohnt, im übrigen Deutschland, besonders den ersteren für das Prototyp unserer vaterländischen Poesie zu halten, ja einer der Stimmführer nennt ihn sogar den österreichischen Anakreon. Viel mochte zu dieser Ansicht beitragen, daß Castelli „Gedichte in niederösterreichischer Mundart“ schrieb, die mitunter zu seinen besten gehören. Der naivgemütliche und scherzhafte Ausdruck gelingt ihm ganz vorzüglich; im Ernsten und Elegischen wird er von seinem jüngeren Mitbewerber Seidl sowohl in den Gedichten als in den „Flinserln“ übertroffen. Auch in der Präzision des Ausdrucks sowie in der Behandlung des Verses ist ihm Seidl meistens überlegen; dafür bewirkt Castelli durch seine witzigen Wendungen und Pointen, daß man seine inkorrekten Verse und Reime gerne übersieht. Beide Dichter sprechen übrigens eine heitere, bisweilen etwas oberflächliche Lebensansicht aus. Zu verwundern ist es, daß Seidl, bei seinem Talent und seiner Jugend, bereits seit Jahren verstummt.

Wenn Männer von Geschmack und sogenannter kritischer Einsicht über unsere Literatur sprechen und

schreiben, so sollte man doch billig voraussetzen können, daß sie dem großen Haufen nicht nachschwatzen und daß sie das eigentlich Bedeutende und Würdige herauszuheben verstehen. In dieser Hinsicht ist der Sänger der „Wlasta" und des „Klosters", der vortreffliche Balladen- und Romanzendichter Karl Egon Ebert, im Auslande noch lange nicht gehörig gewürdigt worden.

Noch minder erkannt scheint der gemütreiche Gottfried v. Leitner und der geistvolle Johann Mayrhofer. Den Gedichten des letzteren ließ Schubert am besten ihr Recht widerfahren, indem er viele der bedeutendsten in Musik setzte. „Memnon", „Antigone und Oedip", „Der zürnenden Diana" usw. sind durch die Musik erst völlig abgeschlossen worden. Die Gedichte machen uns mit einem männlichen und kräftigen Geist bekannt, dem freilich der eigentlich lyrische Schmelz fehlt und der mehr in resignierender Zurückgezogenheit, wie der Einsiedler aus seiner Zelle, die Erscheinungen der innern und äußern Welt dichterisch betrachtet.

Braun v. Braunthal ist im Auslande fast verbreiteter als im Inlande. Auch seine Poesie ist, wie meistens die der Neueren, Reflexionspoesie, aber er reflektiert mit Geist und auch das Gemüt geht dabei nicht leer aus. Schade, daß ihn ein unbezwinglicher Hang zum Bizarren bisweilen vom Wege der Natur ablenkt.

Grillparzer hat seine Gedichte noch nicht gesammelt herausgegeben. Einzelne, wie z. B. „Der Abschied von Gastein“, sind in jedermanns Munde. — An Ludwig Halirsch darf ich hier erinnern, der leider in jungen Jahren starb und dem es versagt blieb, ein Talent, welches in heilsamer Gärung begriffen war, weiter auszubilden. — Hofrat v. Hammer, dessen vorzüglichstes Wirken mehr der Wissenschaft als der Kunst angehört, hat doch der letzteren durch seine Übersetzungen und Bearbeitungen der orientalischen Dichter keine geringen Dienste geleistet und bietet das erfreulichste Beispiel dar, wie sich der eiserne Fleiß und die Gründlichkeit des Gelehrten mit den heiteren Spielen der Musen vereinigen läßt.

Die wichtigsten Erscheinungen unserer neuen Literatur sind unstreitig Anastasius Grün und Nikolaus Lenau.

A. Grün trat zuerst mit den „Blättern der Liebe“ auf. Es waren die ersten Knospen eines Dichterlenzes, der uns bald mit vollen, duftigen Blüten und frischen, schattigen Blättern erfreuen sollte. „Der letzte Ritter“ folgte. Dieser Romanzenkranz schien nicht das Werk eines 22jährigen Jünglings, sondern eines gereiften Mannes, der seine eigene Zeit und die seines Helden tief und vollständig erkannte und ebenso wiedergab. Da ist kein sehnsüchtiges Schwärmen für Mittelalter und Ritterschaft, keine sentimentale Liebschaft, kein

Frömmeln und lehnpflichtiges Wohldienen — sondern jene bedeutende Zeit, die Grenze alter und neuer Bildung, alter und neuer Ansichten, tritt uns klar und bestimmt vor das innere Auge; die wichtige Persönlichkeit des letzten Ritters verschmelzt die einzelnen Bilder zum wohltätigen Ganzen. Das Lied ertönt ernst und männlich, jetzt tief und elegisch, jetzt ironisch und heiter. Der Sänger erhebt uns zu einem Standpunkt; wir sehen, was verloren ging, und was aus seinem Schutte zu wecken nicht mehr an der Zeit ist; wir gewahren wie durch einen fernen Zauberschleier, was uns für das Verlorene entschädigen kann, welche Forderungen wir an die neue Zeit stellen dürfen und welche sie zu befriedigen imstande ist. Unser Blick ist erhöht und erweitert, wie nach dem Genusse jedes wahren Dichterwerkes.

„Der letzte Ritter" brachte eine bedeutende Wirkung in ganz Deutschland hervor; sein Verfasser gilt für einen Lieblingsschriftsteller und er ward, wie bekannt, in der Folge dieser Ehre nicht verlustig.

N. Lenau trat erst im Jahre 1833 mit einem Band Gedichten auf. Ihre Wirkung war so groß, daß schon im nächsten Jahre eine neue Auflage erschien. An den Gedichten fällt uns zuerst die sichere Behandlung der Form auf, zu einer Zeit, wo die etwas liederliche Genialität eines Heine eine Menge Nachahmer weckte und die unerläßliche Forderung an Schönheit

und Klarheit des Ausdruckes herabzustimmen drohte. An Heine läßt man sich's am Ende gefallen, wenn er sich gehen läßt; diese Nachlässigkeit gehört zu seinem Wesen. Ihm ist diese Form ein vornehmes, elegantes Negligé; die andern, denen sein Geist fehlt, glauben es ihm gleich zu tun, wenn sie im zerrissenen Unterkleide herumspringen.

Nicht nur in der Form, auch im Gehalt kann Lenau für den vollkommenen Antipoden Heines gelten. Seinem männlich-ernsten Geist ist die Selbstironie durchaus fremd; sein Schmerz äußert sich niemals durch Spott. Eine tiefe Melancholie ist der Grundton seiner Gedichte. Allein seine Trauer spricht sich so schön und so neu aus, sie weiß in der Natur mit scharfem Blick so viele Bilder und Gleichnisse ihrer tiefen Anschauungen zu finden, daß man sich gerne darein vertieft. Man wirft den Gedichten Monotonie vor. Man braucht sie ja nicht in einem Zuge zu lesen. Die Natur ist reich: es gibt Nachtigallen und Lerchen. Wähle sich jeder aus und wechsle nach Belieben.

Soeben erschien der von Lenau redigierte „Frühlingsalmanach", welcher seinen „Faust", ein Fragment enthält — Ilias post Homerum! Faust nach Goethe! — Dagegen sagt wieder ein wahrhafter Dichter, Achim v. Arnim: Jeder Dichter sollte einen Faust schreiben. — Fragt doch die Alten! die wußten's am besten. Leset Hygini fabulae ad tragoedias! Da stehen

die Stoffe verzeichnet. Wie viele Iphigenien, Medeen usw. wurden geschrieben! Wurde doch auch Tassos Tod erst in neuester Zeit von mehreren Dichtern dramatisch behandelt! Der Inhalt war voraus bekannt. Man lernt ihn ja doch kennen, und wehe dem Werk, das man nicht zweimal liest. Was liegt daran, einen bekannten Stoff zu wählen, wenn er anders brauchbar ist! Die Form ist der Stoff.

Übrigens bleibt ein Vorgänger, wie Goethe, immer zu fürchten, und es war vielleicht dem neueren Dichter zu raten, der dramatischen Gestaltung gänzlich zu entsagen, wenn ihm die Fabel von Faust gemäß erschien, die Bilder seiner innern Welt darin darzulegen. Ganz Europa kennt Goethes Faust; die jetzige Generation hat dieses wunderbare Werk gleichsam mit der Muttermilch eingesogen; es stand zu erwarten, daß man über Mangel an Pietät klagen würde, sobald ein neuer Dichter es wagte, die Gestalten des Faust und Mephistopheles aufs neue herauf zu beschwören. Hätte Lenau, was er nur teilweise tat, und was offenbar seiner Auffassung der Fabel sowie seiner Dichtungsweise vollkommen zusagte, den Faust im ganzen episch behandelt, so wäre dem Werke gewiß schnellere und unbedingtere Anerkennung geworden, während er jetzt, bei der verschiedensten Auffassung des Stoffes, bloß wegen der Einmischung dramatischer Szenen, erst die Vergleichung mit Goethe zu bekämpfen hat. Ein weiterer

Übelstand der gewählten äußern Form (dramatisch-episch) ist es noch, daß sie den Leser zerstreut und es ihm erschwert, das so Gegebene als ein Ganzes aufzufassen. Die Erzählung, welche die dramatischen Szenen unterbricht, hemmt und hindert die Einbildungskraft; die Gespräche hingegen, die sich in ein episches Gedicht einflechten lassen, unterstützen sie. Doch dem Dichter hat es einmal gefallen, diese Form zu wählen; er hat uns vorderhand nur die erste Hälfte des Gedichtes mitgeteilt, seine Zwecke lassen sich bis jetzt nur erraten und ahnen; das Ganze wird vielleicht ein Fragment bleiben — gleichviel! Wir müssen ihm dankbar sein für das einzelne Große und Schöne, was er uns gegeben. Mag das Gedicht durch Goethe angeregt sein oder nicht: es erschließt uns ein höchst merkwürdiges inneres Leben, es spricht in den gediegensten und männlichsten Versen eine Fülle von Gedanken und Empfindungen aus, wie man sie nicht oft zu hören bekommt, und es zeigt uns seinen Verfasser auf einer weit höheren Stufe als in seinen lyrischen Gedichten.

Die Kritiker in Deutschland werden mir schwerlich einen neueren Dichter nennen können (wenn ich Immermann ausnehme), der imstande wäre, eine solche Szene zu schreiben, wie die in der Schmiede oder die Malerszene. Der nächste Jahrgang des „Frühlingsalmanach" wird uns übrigens die zweite Hälfte des „Faust" mitteilen und die Kritik wird dann imstande

sein, über das Werk als ein Ganzes oder wenigstens Abgeschlossenes zu urteilen.

---

Das Besprechen literarischer Erscheinungen ist uns in neuerer Zeit zu einem solchen Bedürfnis geworden, daß wir oft vor lauter Reden über das Machen gar nicht zum Machen selbst kommen. Das Rezensieren nahm so sehr überhand, daß es gegenwärtig in Deutschland bereits weit mehr Kritiker als Schriftsteller gibt. Das Bedürfnis für Kritik läßt sich durchaus nicht abweisen. Das Publikum wünscht seine Ansichten zu berichtigen und zu befestigen; auch dem Dichter und Literaten ist es höchst willkommen, die Wirkung zu erfahren, welche sein Werk auf gebildete und wohlmeinende Männer von Fach oder Fachkenntnis hervorbrachte; ihr Lob oder Tadel regt ihn an, macht ihn auf Fehler oder Nachlässigkeiten aufmerksam, die man bei dem besten Willen in der einseitigen Einsamkeit des Schaffens übersieht; eine lebendige Kritik kann oft gute Winke für die Zukunft und Stoffe für neue Arbeit geben. Insoweit wäre alles gut. Aber die Kritiker sind mit ihrem Amt nicht zufrieden; sie wollen nicht nur forschen und analysieren, sie wollen herrschen und zerstören. Und in welchem Ton! mit welcher Anmaßung! Die Kritik setzt sich auf den Richterstuhl und bildet sich ein, die Poesie sitze vor ihr auf dem Armen-

sünderstühlchen. Gewiß, einen solchen Ton hätte Aristoteles gegen Clauren nicht angenommen, wie jetzt gegen Goethe und Schiller so mancher, der noch lange kein Clauren ist. Besorgen denn die Herren nicht, daß das Publikum am Ende ihren Aussprüchen völlig mißtraut? Ist es ihnen denn Ernst damit? Ich glaube kaum. Oder was soll man denken, wenn ein Mann von Kenntnis und Bildung sich's zum Geschäfte macht, den größten Dichter der Nation von dem ihm gebührenden Thron und in den Staub zu stürzen? Es gelingt ihm freilich nicht, ihn auch nur um einen Finger zu rücken, aber das ist nur um so schlimmer für die Sache der Kritik. Mehrere solche verunglückte Versuche, und das Publikum wird einsehen lernen, daß es doch keine so unfehlbare Sache um die Meinung des einzelnen sein muß; die Leute werden sich erinnern, daß schon Goethe und Schiller irrten und Lessing und wer nicht alles! Sie werden damit aufhören, an kein Urteil, an keine Autorität mehr zu glauben, und wer kann es der Menge verdenken, wenn sie sich nicht die Mühe geben mag, über ein und dasselbe Werk zwanzig verschiedene Ansichten aufzunehmen, um vielleicht durch mühsame Vergleichung die Wahrheit herauszufinden? Das hieße, die Leser müßten selbst Kritiker werden; ehe sie sich dazu verstehen, lesen sie lieber, was ihnen eben zusagt, was ihnen die Mode darreicht, und lassen die Gelehrten sich untereinander zanken. Dabei wird

sich die Kritik ihres schönen Rechtes begeben müssen: gleichmäßig mit den guten Schriftstellern auf die Einsicht und den Geschmack des größeren Publikums zu wirken. — Was gibt es nun für einen Ausweg aus diesem Labyrinth? Ich wüßte nur einen. Es müßten allgemeine Grundsätze der Kritik festgestellt, die Kritik des Schönen müßte zur Wissenschaft erhoben werden.

Die Auffindung, noch mehr die Anwendung allgemeiner Grundsätze auf Werke der schönen Literatur unterliegt ohne Zweifel großen Schwierigkeiten, um so mehr, als das Entstehen eines neuen originellen Werkes jedesmal neue Bestimmungen erfordern würde, aber dies ist und bleibt doch der einzige Weg, die Kritik wieder zu Ehren zu bringen. Wenigstens müßte der Kritiker die Leser insoweit mit seinen allgemeinen Ansichten bekannt machen, daß sie in der Folge selbst beobachten könnten, ob seine Beurteilung einzelner Werke, wobei keine Art von Parteilichkeit vorwalten dürfte, mit den früher aufgestellten Grundsätzen im Widerspruch stehe oder nicht. Doch das sind und bleiben pia vota.

Die Blätter, welche diesen Aufsatz mitteilen, haben, soweit es ihre andern Zwecke und der beschränkte Raum gestatten, schon manches Dankenswerte im Fache der Kritik, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, geliefert. Mögen nur wackere Männer, wie Michael Enk, Ernst Fr. v. Feuchtersleben u. a. nicht ermüden,

ihre Kräfte fernerhin für echte und lebendige Kritik, namentlich auch über Gegenstände der schönen Literatur, zu verwenden! Das Publikum wird, wenn es ein ernstes, würdiges und anhaltendes Streben sieht, Vertrauen fassen und das Geschwätz der Tageblätter, die ums liebe Brot schreiben, loben und tadeln, wird aus Mangel an Teilnahme nach und nach von selbst verstummen.

Wenn wir überblicken, was in Österreich, seit Grillparzer zum erstenmal auftrat, im Felde der schönen Literatur geleistet ward, wie viele, zum Teil bedeutende Talente sich entwickelten, die ihrer schönsten Reife erst entgegen gehen: so dringt sich uns die freudige Überzeugung auf, daß die österreichische Poesie, der noch „kein augustisch Alter blühte", im lebendigen Fortschreiten begriffen sei. Gleichmäßig wuchs auch die Teilnahme des Publikums für geistiges Leben, wie es denn eine bekannte Tatsache ist, daß der Buchhandel, besonders was französische und englische Literatur betrifft, fast von allen großen Städten Deutschlands in Wien seine besten Geschäfte macht. Insbesondere ist die Bildung des Mittelstandes der Gesellschaft in Österreich höchst beachtenswert. Schillers Xenien, an deren Wiederholung manche unserer Nachbarn jahrelang sich gefielen, sind längst zum Märchen geworden, was auch neueste Reisende, wie Dr. Wolfgang Menzel u. a. willig anerkannten. Fortschreitende

Bildung und liberale Ansicht wird auch den Talenten unseres Vaterlandes Raum gewähren, sich frei zu entwickeln; und eine Hemmung erscheint um so unnötiger, als ein redlicher und mäßiger Sinn, der sich in unserer Literatur ausspricht, sich ohnehin immer von der trüben Zerrissenheit und Verworrenheit einer gewissen neuesten Modeliteratur ferne hält. Auch wir wünschen die Poesie frei zu sehen von den Fesseln der Schule und des Pedantismus, sowie die Gesellschaft von denen der Gewohnheit und des geistigen Zwanges; aber wir glauben die Mittel oder die Bedingungen zur Erreichung dieses schönen Zieles darin zu finden, daß wir auf fortschreitende innere Bildung bei allen Klassen der Gesellschaft dringen. Vor den milden Sonnenstrahlen der Humanität und Intelligenz verschwinden die Nebel der Vorurteile und der Rohheit langsam, aber sicher, während das stets verneinende und aufregende Treiben, welches uns für den getadelten Zustand keinen besseren gibt, dem Blitze gleicht, der zwar auf Augenblicke die Nacht erhellt, aber nur ein ungewisses und zweifelhaftes Licht gewährt, das häufig nach einem falschen Ziele lenkt.

Wir wollen daher schaffen und nicht zerstören; wir wollen uns frei halten von gleißnerischer Lüge und allem übertünchten Wesen; wir wollen reden und singen, wie es uns ums Herz ist, oder — schweigen, wo uns das Wort nicht an der Zeit scheint. Wer in diesem

Sinne wirkt und schafft, sei uns willkommen, er gehöre unserm Vaterlande oder andern befreundeten Ländern derselben Zunge an; denn gerne und freundlich nehmen wir alles Gute auf, das in der Fremde entstand, sowie wir hingegen von den andern hoffen, daß sie unser aufrichtiges Streben mit Wohlwollen betrachten und beurteilen. Und so sei es mir denn erlaubt, mit einigen Versen zu schließen, die ich einem literarischen Freunde aus Deutschland, bei seinem Aufenthalt in Wien in das Stammbuch schrieb:

Strebt und wirket um die Wette,
Gebt euch brüderlich die Hand,
Kunst und Wissen, mag'sche Kette,
Leite durch das deutsche Land.

---

## 7. Kritik und Kritiker unserer Zeit (1835).

Ei sagt in's Himmels Namen
Wo die Kritik Ihr sucht?
Es liegt die Frucht im Samen
Der Samen in der Frucht.

Von poetischen Gesichten
Ließe manches sich verspüren;
Doch da mag der Henker dichten,
Wenn sie alle kritisieren!

Sind sie doch so weit gebracht,
Daß sie selber sich nicht trauen;
Denn eh' einer weint und lacht,
Muß er in die Zeitung schauen.

Es war eine schöne Zeit, als die Kritik noch nicht erfunden war. Die Menschen wandelten in den Paradiesen der Dichtung und ließen sich die frischen, vollen Früchte schmecken. Da kamen sie an den Baum der Erkenntnis und bissen in seine sauren Äpfel; darüber verloren sie ihren Naturgeschmack. Die kritische Äpfelsäure machte sie gleichgiltiger gegen die Süßigkeit der Traube und der Feige. Sie verspeisten die Früchte wie sonst; aber in der Verdauungsstunde rezensierten sie das Genossene.

Glaube nicht, geneigter Leser, ich wolle dir Märchen erzählen; wenn du in deinem eigenen Herzen forschest, so wirst du finden, daß ich dir reine historische Wahrheit gebe. Warst du nicht einmal jung und lasest Schillers Gedichte und versenktest dich mit Entzücken in ein Meer großer Gedanken und Gefühle? Und du gingst ins Theater, sahst Don Carlos aufführen oder Torquato Tasso und verlangtest kein Abendessen und verwebtest die Gestalten einer erhabenen Phantasie in dein innerstes Leben. Und du sahst den Schauspieler, welcher Don Carlos spielte, auf der Straße wandeln und blicktest ihm nach wie einem höheren Wesen. Du warst jung, lieber Leser, und du liebtest. Dein Mädchen und dein Dichter standen in deiner Seele beieinander. Sie waren beide rein, makellos, von Himmelslicht umflossen. Du verlangtest von deinem blonden Mädchen nicht dunkles Haar und wünschtest ihre blauen Augen nicht braun zu schauen; sie war dir eben recht, wie sie war.

So jung, wie du, waren einst die Völker. Homer, Shakespeare und Calderon lebten und dichteten in der glücklichen Jugendzeit. Da war Kunst und Leben noch nicht getrennt; da hatte die Kunst noch keine politischen und moralischen Zwecke; da gab es noch keine Theaterintendanzen, keine dramaturgischen Vorlesungen, keine geistreichen Ansichten und keine Theaterzeitungen. Die Dichter schöpften aus dem Leben und ihr Publikum

lebte die Dichtung mit. Glaubt doch den überklugen Leuten nicht, die da behaupten, Shakespeares Zeitgenossen haben ihn nicht verstanden und erst wir Neueren haben das Geheimnis entdeckt, daß er ein großer Dichter sei. Es ist wahr, wir haben ihn häufig kommentiert und expliziert; wir haben unsere ästhetischen Regeln und Grundsätze durch seine großen Beispiele erweitert; wir haben ihn als den Heiland der Poesie gepriesen und uns mit ihm; wir haben eine Art romantischer Poesie aus ihm destilliert, die sich zu seiner höchst natürlichen Dichtungsweise verhält wie gebranntes Wasser zu Rheinwein; es ist richtig, in dem Wust von ästhetischem Unsinn, der sich auf seinem Grabe auftürmte, findet sich bisweilen ein Körnchen Wahrheit beigemischt — aber glaubt Ihr denn wirklich, ein süßlicher und lebensmatter Franz Horn habe den wunderbarsten aller Dichter besser gefühlt und begriffen als seine Zeitgenossen, die lebenskräftigen und empfänglichen, geistreichen Engländer des 16. und 17. Jahrhunderts? Leset doch, was Ben Johnson, Beaumont und Fletcher und andere Musenfreunde Shakespeares über ihn sagen und dichten; leset, was euch die Geschichte über diese Männer und ihre Werke und über die Hörer verkündigt, für die sie schrieben. Ein Gedicht ist ja kein Rätsel, das man mühsam löst: es ist ein Laut der Natur, gewaltig, aber verständlich, den der Natürliche am besten begreift. Aber wir hören,

wie wir schreiben: künstlich, geschraubt, voll Absichten, mit verderbter Empfindung, mit überreiztem Geschmack, denn — wir haben die Kritik erfunden.

Aristoteles war eigentlich ihr erster Entdecker und Lessing setzte seine Entdeckungen fort. Beide große Männer fühlten das Bedürfnis, sich die Erscheinungen der Kunst und ihre Wirkungen zu erklären und so vielleicht Regeln festzustellen, nach denen sich die Werke des schaffenden Genius beurteilen ließen. Sie fühlten zu verschiedenen Zeiten, daß die Menschen der Kindheit entwachsen seien und daß es ihnen daher wohl anstehe, sich über ihre Empfindungen, über ihren Beifall und ihr Mißbehagen Rechenschaft zu geben. Sie wollten uns aber nicht aus dem Paradiese der harmlosen Kunst verjagen durch donnernde Machtsprüche und überkünstliche Systeme — vielmehr hatten sie im Sinne, den einmal erwachten Zweifel zu beschwichtigen, das Große und Schöne auch dem klügelnden Verstande unantastbar zu machen und uns so dasjenige aus der zweiten Hand, aus der der Wissenschaft, wieder zu erwerben, was uns aus der ersten, der Natur, zu empfangen nicht mehr genügte. Aristoteles erdichtete keine Theorien, er brachte zu seinen kritischen Forschungen keine vorgefaßten Meinungen mit, er war kein Poetenschulmeister, — nein, er durchfühlte und durchdachte die Dichterwerke seiner Zeit, er sonderte die Dichtungsarten und sprach zuerst aus, was die Erzeugnisse einer jeden

gemein hatten, was eine Art von der andern schied. Es war das Ei des Kolumbus.

Lessing verfolgte nach Jahrtausenden denselben Weg. Wie der Stagyrite aus des Sophokles und Euripides Werken seine Regeln und Grundsätze ableitete, so prüfte und erweiterte sie der Hamburger Dramaturg an seinem Shakespeare. Das ist ja eben der Zweck der Kritik: die ewigen Gesetze aufzufinden, nach denen die schaffenden Geister, gleich den Gestirnen des Himmels, unbewußt wandeln. Daß dieses Bewußtwerden der Gesetze dem produktiven Talente keinen Schaden bringe, hat der größte Dichter der Neueren, Goethe, bewiesen, der zugleich sein eigener, geistreichster Kritiker war. Freilich darf man sich in diese Labyrinthe nicht so weit vertiefen, um darüber die eigene, unmittelbare Anschauung zu verlieren, sonst käme man auf den Weg, der selbst unserm edlen Schiller Gefahr brachte, wie er denn bekanntlich am Ende mühsamer und aufrichtiger Forschung alle Theorien gegen einen einzigen praktischen Kunstgriff umzutauschen verlangte.

Die Kunstkritik wäre eine sehr hübsche Sache, wenn sie nicht Menschen ausüben müßten und wenn sie nicht Eigenschaften erforderte, die sich in demselben Individuum fast niemals vereinigen. Ein Kritiker soll nämlich besitzen: Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Unparteilichkeit, scharfen Verstand, warmes Gefühl, Einbildungskraft, sogar schaffende, philosophische Bildung,

Darstellungsgabe, praktischen Sinn, Belesenheit, Gelehrsamkeit. Siehe Lessing, Diderot, Home, Herder, Kant, Jean Paul. Rechnet man die Selbstverläugnung dazu, die es erfordert, statt selbst hervorzubringen, bloß über die Leistungen anderer zu sprechen, dabei weder Dank noch Wirkung zu erzielen, so wird man sich nicht wundern, daß die großen Kritiker noch seltener sind als die großen Dichter.

Die neueste Zeit hat es sich hierin leichter gemacht: sie hat die falsche Kritik erfunden. Die falsche Kritik wird ausgeübt von Dichtern und Nichtdichtern, von Gelehrten und Ungelehrten, von Rittern und Troßbuben; aus Sucht zu glänzen, aus Mutwillen, aus Gewinnsucht. Die Menschen haben es sich einmal angewöhnt, über alles eine Meinung haben zu wollen; die falsche Kritik kommt diesem Drang entgegen; sie prägt schnell eine Meinung aus und die Menge hascht begierig nach der kritischen Scheidemünze. Pikante und geistreiche Äußerungen gefallen stets, sie mögen wahr oder falsch sein; witziger Tadel reizt immer die Schadenfreude. Das Publikum genießt dabei ein doppeltes Vergnügen: zuerst an den Werken, dann an dem Tadel darüber. Leider fröhnen selbst begabte Männer diesem bösen Zuge des Herzens. Es ist nicht zu berechnen, was in diesem Sinne die hingeworfenen spöttischen Äußerungen eines einzelnen Stimmführers geschadet, wie sehr sie die Verständigung so vieles Guten und Schönen gehindert haben.

Das ist eine sehr schlimme Seite der falschen Kritik, aber bei weitem nicht die schlimmste. Geist erzeugt Geist; die witzige und geistreiche Kritik, wenn sie auch, vielleicht mit Bewußtsein, falsch ist, kann mich noch immer anregen und unterhalten, wenn auch nicht belehren; aber die geistlose ist der wahre Seelentod. Der gutmütige Leser oder Zuschauer liest ein neues Buch oder betrachtet ein neues Stück; er fühlt sich gerührt oder erschüttert, in einem behaglichen, erhöhten Zustand; — da erscheint am nächsten Morgen das ersehnte kritische Blatt; eine hausbackene, trockene Ansicht verkümmert ihm das Werk und dessen Schöpfer; im belehrenden Kathederton werden die Fehler herausgehoben. Das gute Publikum schämt sich seines Beifalls von gestern, geht mit Zweifel an das nächste neue Werk und so erstirbt allmählich sein Gefühl, seine Wärme, seine Empfänglichkeit. Und wer bewirkte das Wunder? Ein Häuflein unbekannter, verborgener Menschlein, ohne Ziel und Richtung, welche allmählich die harmlosen Gemüter der Menge verderben, wie jene Insekten Blüten und Blätter des vollen Fruchtbaumes zernagen.

Wie oft muß der Tadler irgendeiner Sache hören: „Mach' es besser, wenn du kannst!" — Ein andermal heißt es: „Dem Manne traut! Der versteht die Sache; er ist vom Fach." — So sprechen die Leute, wenn es sich darum handelt, einen Stiefel oder einen Rock zu

machen. Sie meinen, der Schuster und der Schneider verstünden das am besten. Aber wie man ein Gedicht machen soll, das glaubt ein jeder zu verstehen. Da ist jeder Tadel erlaubt, erwünscht, willkommen. Die Maler und Musiker haben es besser. An die Werke dieser Künstler wagt sich der Unverstand nicht so leicht, weil ihre Beurteilung gewisse Kenntnisse der Technik voraussetzt, deren Mangel sich nicht wohl verbergen läßt. Aber die Poesie ist leider keine Kunst, wie Malerei und Musik. Der Dichter gibt seine Gedanken und Gefühle in Worten. Aber die ganze Welt denkt, fühlt, spricht und schreibt. Darum glaubt auch jeder einzelne den Dichter übersehen und beurteilen zu können. Ganz recht! Legt den Maßstab eures Verstandes und Gefühls an die Dichterwerke, bildet euer Urteil, aber, um's Himmelswillen! laßt es nicht drucken. Muß es aber gedruckt sein, so bitt' ich euch noch eins: seid bescheiden! Beginnet euer Urteil immer mit den Worten: „Mir scheint“ oder „Es kommt mir so vor“. Die kategorischen Imperative stehen euch gar zu albern. Als Lessing seine Kritiken schrieb, mit welcher Schonung, mit welcher Gewissenhaftigkeit behandelte er die gewiß nicht bedeutenden Erzeugnisse seiner Zeitgenossen! Denn die echte Kritik ist human, wo sie irgendein Streben findet, eben weil sie tief ist, weil es ihr um die Sache zu tun, weil sie in den Kern der Dinge dringt, wenn ein Kern da ist. Gegen Dünkel und Anmaßung, gegen

Hohlheit und Flachheit gebraucht sie auch, und mit Recht, die Waffe des Witzes.

Die Art, wie Börne in der Wage die theatralischen Erscheinungen besprach, wenn auch dabei die übelste Laune herausblickt, war gewiß ehrlich und bieder und der guten Sache weit förderlicher als das Geschwätz aller übrigen Tageblätter, die die Leistungen der Schauspieler in allzeit fertigen Redensarten herausstreichen und nur die Schriftsteller loben, die zu ihrer Fahne schwören. Kann man denn zu einem Kritiker Vertrauen fassen, der von den schalen modernen Übersetzungen wie von einer Sache spricht, die nur irgend besprochen zu werden verdient, und nebenbei über Schiller oder Goethe den Stab bricht? Soll man dies Misere länger dulden? Wenn schon kritisiert werden muß, so würde ich dem Herausgeber dieser Blätter vorschlagen, eine Rubrik zu eröffnen unter dem Titel: Kritik der Kritik. Darin sollten alle anmaßenden Behauptungen der Tageblätter gründlich besprochen, gerügt und gehörig widerlegt werden. Der Ausmistung dieses Augiasstalles sollten sich anerkannte Männer, etwa ein Grillparzer oder Zedlitz, unterziehen. Tausende aus dem Publikum würden gewiß teil an dem Streite nehmen und der Sieg der Wahrheit würde sein glänzender Erfolg sein; denn wenn auch die Kritik des einzelnen, der Natur der Sache nach, nicht unfehlbar sein kann, so ist es gewiß für die Menge vorteilhafter,

bisweilen mit den Meistern zu irren, als immer mit den Schülern. Es ist nicht schwer, das Beste gut zu finden, worüber sich das allgemeine Urteil bereits festgestellt; aber die Erscheinungen der Zeit zu beurteilen und ihnen die rechte Stelle anzuweisen, erfordert einen ganzen Mann. Er sollte bereits anerkannt sein, damit seine Stimme das gehörige Gewicht besitze; er sollte nicht mehr mitten unter den Produzierenden stehen, um sich die nötige Unparteilichkeit zu bewahren. Jeder Literaturfreund wird bei diesen Betrachtungen gerne eines Mannes gedenken, der leider nicht mehr unter uns wandelt. Ich meine Karl August West (Josef Schreyvogel). Wie oft las ich sein vortreffliches „Sonntagsblatt", um mir daraus die damalige Zeit zu vergegenwärtigen! Wie wirksam, wie förderlich war es für echte Bildung! welch eine Schutzwehr gegen die falschen Bestrebungen! Es war die Biene, die Honig sammelt und sich zugleich ihres Stachels gegen die Verhinderer ihres Werkes bedient. Ein Blatt, in diesem Sinne redigiert und zugleich den Forderungen der vorgeschrittenen Zeit entsprechend, wäre gleich wünschenswert für Autor und Publikum. Die heischeren Stimmen der falschen Tonangeber würden von selbst verstummen, wenn die ungeschminkte Wahrheit als Sprecher aufträte; der redliche und unbefangene Teil des Publikums, und das ist bei uns wahrhaftig der größere, würde diese Sprache bald verstehen und von jenem

Gekläffe unterscheiden lernen. Und sollte sich dieses Ziel nicht erreichen lassen? Ganz gewiß! Trage nur jeder sein Schärflein bei, bekämpfe den Unsinn, wo er ihm in den Weg tritt; ermüde keiner, ruhe keiner, wenn es ihm auch unbequem fällt: mit vielen Arbeitern und aus vielen Steinen erbaut sich endlich ein Haus und fest bindet der Mörtel der Wahrheit.

Hindert dich ein falsches Streben?
Hemmet dich des Neides Hauch?
Wenn die bösen Buben leben,
Wack're Männer wollen's auch.
Laßt sie noch ein Weilchen kritteln
Über Dichter und Gedichte;
Wenn wir dann die Bäume schütteln,
Fallen ab die faulen Früchte.

# 8. Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater.

Mit besonderer Rücksicht
auf das Hofburgtheater in Wien (1849).

„Wie reizt doch das die Leute so sehr?
Was laufen sie nur ins Schauspielhaus?“ —
Es ist doch etwas weniges mehr,
Als säh' man grade zum Fenster hinaus.

Goethe.

## Das deutsche Theater.

Einer unserer größten Geister, zugleich selbst dramatischer Dichter, hat dem deutschen Theater geradewegs seine Zukunft abgesprochen. Wenn Goethe das Zustandekommen einer Nationalbühne bezweifelt und dem deutschen Theater das bürgerliche Element als seine eigentliche Sphäre anweist, so fürcht' ich nur, daß wir ihm beiläufig beistimmen müssen. Lag diesen Behauptungen stillschweigend seine politische Ansicht von den Deutschen zugrunde? Ohne Zweifel. Aber auch diese nicht ganz tröstliche Ansicht müssen wir halb widerstrebend anerkennen. Die Deutschen sind noch immer keine Nation. Die deutsche Natio-

nalität liegt in der Zukunft und so auch das deutsche Theater.

Was ist seit Goethe und Schiller von Seite aller dabei Beteiligten für die deutsche Bühne geschehen? — Nichts, oder soviel wie nichts. Goethe und Schiller haben nicht bloß Stücke fürs Theater geschrieben, sie haben die Bühne lange Zeit wie ihr Schoßkind gehegt und gepflegt; sie haben die Schauspielkunst mit tiefem Ernste behandelt, sie haben eine Schule für Schauspieler begründet, sie haben den praktisch-kritischen Maßstab an ihre eigenen, wie an fremde dramatische Werke gelegt. Bei solchem tiefen Eingehen in das Wesen der dramatischen Kunst konnte die Wechselwirkung auf das Publikum nicht ausbleiben. Das kleine Theater in Weimar war durch geraume Zeit die Musterbühne für ganz Deutschland und der literarische Geschmack, der sich in der deutschen Kleinstadt unter besonderen Verhältnissen ausbildete, war sprichwörtlich geworden. Bald nach Schillers Heimgang war seinem Freunde Goethe die Bühne verleidet. Goethe hatte bekanntlich einen Widerwillen gegen Hunde — und nun gar gegen Kunsthunde! Das Erscheinen eines Pudels auf dem Weimarer Theater soll ihn veranlaßt haben, auch den letzten Anteil an der Leitung des dortigen Bühnenwesens aufzugeben. Dieser Hund ist symbolisch. Er bedeutet den deutschen Ungeschmack und er ist auf sämtlichen deutschen Bühnen zu Hause.

Seitdem unsere beiden dramatischen Heroen Hand und Herz von der Bühne abgewendet, ist außer Immermanns lobenswerten, aber vorübergehenden Bestrebungen in Deutschland nichts geschehen, um das Theater doch als Kunstanstalt zu erhalten, wenn es schon kein nationales Institut werden sollte. Die Regierungen blickten von jeher mit vornehmer Geringschätzung auf die Bühne herunter und nahmen keinen Einfluß auf sie als mittels der Zensur, und das war eben kein segensreicher. Die Direktoren von Privatunternehmungen gingen nach Brot; die Intendanten der Hoftheater nicht minder, da sie mit der kärglichen Dotation selten ausreichten. Bedeutendere dramatische Schriftsteller, wie Heinrich von Kleist, Immermann, Platen, Grabbe, Hebbel, verschmähten es mehr oder minder, sich den erbärmlichen Forderungen des Schlendrians, der Theaterkasse und Zensur zu fügen, ließen das wirkliche Theater Theater sein, behielten nur eine gewisse ideale dramatische Form bei und kamen zuletzt dahin, mehr für Auge und Geist zu schreiben als für das Ohr und die äußere Gestaltung. Man darf einem deutschen dramatischen Dichter seinen Unmut verzeihen, aber praktisch ist's nicht, wenn er sich lieber verachtend von der wirklichen Bühne abwendet, als zu ihrer Wiederbelebung und Erneuerung selbsttätig mit Hand anzulegen. Die Franzosen wußten das besser anzupacken. Etwa das „théâtre de Clara Gazul"

ausgenommen, ist fast alles Dramatische, was in Frankreich je geschrieben worden, von der ältesten Zeit bis zur Juli-Revolution und von dieser bis zur Republik für die lebendige Anschauung, für das wirkliche Bühnenleben berechnet und demgemäß ausgeführt. Nicht nur Scribe, der Schilderer modernen Lebens, sondern auch der phantastische Viktor Hugo, der monströse Alexander Dumas würden lachen, wenn man ihnen zumutete, Dramen für den einsamen Leser zu schreiben. Haben doch sogar Georges Sand und Balzac ihre verfehlten Produkte auf die Bretter gebracht und sich für die erlittene „chûte" nicht etwa dadurch gerächt, daß sie weiter fürs Auge und für poetische Gemüter schrieben, sondern sie waren klüger und schrieben gar nicht, weil ihnen der beste Kritiker, das Publikum, genugsam bewiesen hatte, daß ihnen das dramatische Talent fehle.

Bei dieser praktischen Richtung der Franzosen darf es uns kein Wunder nehmen, daß das deutsche Repertoire durch eine Reihe von Jahren eine wahre Musterkarte aller neufranzösischen Erzeugnisse aufwies, während unsere einheimischen Dramatiker, die sich über den sinkenden Geschmack und über ihr Verkanntsein bitter beklagten, schmollend und grollend im Winkel saßen. Nur einer packte das Ding am rechten Ende und schrieb frisch drauf los, Stück auf Stück, wie's ihm eben leicht von der Hand ging, unbeküm-

mert über die Verachtung seiner poetischeren Brüder in Apoll und um das Bellen der Kritik. Man mag von Raupach — der wie ein Meteor am dramatischen Horizont erschien und ebenso verschwand — denken, wie man will, so bleibt es doch fest, daß er großes theatralisches Verständnis besaß, und daß er die eigentliche „Mache“ völlig weg hatte. Auch danken wir es ihm und seiner Rüstigkeit, daß die deutsche Bühne damals in den französischen Übersetzungen nicht geradezu auf- und unterging, indem er dieser Richtung oder vielmehr diesem Mangel an Richtung durch eine Anzahl Schauspiele entgegentrat, denen es an echt deutschen Elementen durchaus nicht gebricht und deren übrige Vorzüge: ein wohl durchdachter Plan, eine gebildete, natürliche, zum Teil poetische Sprache und eine ehrenwerte Gesinnung unverdient und viel zu früh in Vergessenheit gerieten. Wer „Isidor und Olga“ geschrieben, „Vormund und Mündel“ und das Volksstück „Der Müller und sein Kind“, den sollte man billig in Ehren halten. Allein die Deutschen vergessen leicht.

Von den jungen Männern der sogenannten „jungen Poesie“, welche Raupach zuerst kritisch und dramaturgisch mit Erfolg bekämpften, traten einige bald auch als seine dramatischen Mitkämpfer auf den Schauplatz und siegten ihm hier gleichfalls ob. Ein frischer Frühlingshauch schien mit einem Mal die

deutsche Bühne anzuwehen. Die Opposition, welche in den süddeutschen Kammern den Kürzeren zog, versuchte es in anderer Gestalt und mit Hilfe der theatralischen Darstellung, einen lebendigen und unmittelbaren Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Eine anziehende Fabel ward erfunden — ihr Hauptheld war meist ein Märtyrer der Freiheit oder der sozialen Verhältnisse; keck gezeichnete Charaktere, eine rasche geistreiche Prosa unterstützten sie und die kühnen Tiraden über Tyrannei oder Volksfreiheit verfehlten niemals ihre Wirkung. Die Regierungen halfen durch Verbote nach, wenn etwa das Feuer im Autor oder im Publikum zu verglimmen drohte; die Presse brachte die bureaukratische oder dynastische Engherzigkeit zur Sprache, man fing an sich zu schämen, verhandelte, gab nach, und das gefährliche Stück kam zuletzt mit einigen Abänderungen zur Darstellung, indem man einen Prinzen des Hauses in einen Grafen verwandelte oder ein paar „gar zu arge" Stellen der Schere des Zensors zum Opfer brachte. So war das deutsche Vaterland und das deutsche Theater zugleich gerettet. Ein ungeheurer Jubel brach im Parterre, selbst in den Logen aus und man schmeichelte sich wirklich für einige Zeit mit der Hoffnung, die Anfänge einer nationalen Schaubühne ins Leben gerufen zu haben. Nur das arme Wien ging bei dem neuen, köstlichen, dramatischen Schmause gewöhnlich leer aus oder bekam bloß den Tafel-

abhub, wenn dieser bereits kalt und unschmackhaft geworden war.

Was Raupach begonnen hatte, den Kampf gegen den französischen Einfluß, setzten Gutzkow und Laube mit Glück und Geschick fort, zugleich mit Geist und Jugendkraft; nur bedienten sie sich bei diesem Kampfe — meine beiden literarischen Freunde mögen mir das Wort nicht verübeln — zum Teil der Waffen ihres Gegners. Ich meine, sie lauschten dem neufranzösischen Theater manche seiner gar nicht zu verachtenden Kunstgriffe ab und wendeten sie mit Erfolg auf die deutsche Bühne an. Auch Friedrich Halm kam auf einem ganz andern Wege gleichfalls dahin, mehr die französischen Effekte als deutsche Art und deutsches Wesen auf unsere Bühne zu verpflanzen. Doch gleich viel! Der Hauptzweck ist erreicht: die Wirkung auf das Publikum und das Zurückdämmen der Übersetzungssündflut.

Um ein Wort von den Schauspielern zu sagen, so sind die letzten Größen verschwunden und neue nicht aufgetaucht. Ludwig Devrient ist heimgegangen, Sophie Schröder zurückgetreten. Seydelmann, welchen die Kunst leider zu früh verlor, war vielleicht zu kritisch und berechnend, um ein wahrhaft großer Schauspieler zu werden. Einzelne Künstler von Bedeutung sind durch ganz Deutschland zerstreut. Wien war sonst ein Sammelplatz für große Talente und ist es zum

Teil noch; nur fehlte hier bisher die geistige Anregung und die Freiheit der Bewegung, welche allein imstande sind, eine neue Kunstepoche herbeizuführen.

Mit dem Verschwinden der guten alten Stücke, auch der bürgerlichen, worin es wenigstens, wie bei Iffland, Charaktere darzustellen gab und mit dem Auftauchen der modernen Übersetzungen war die alte, gediegene Schauspielkunst fast zu Grabe gegangen. Diese Stücke und Stückchen spielen sich leicht herunter, etwa wie man „nach der Patrone" malt; die Schauspieler können sich's damit bequem machen. In Paris, wo die leichten Bilder unmittelbar aus dem Leben entstehen und mit lebendigster Grazie dargestellt werden, wo die modernsten Wendungen, die Feinheiten und Zierlichkeiten der französischen Sprache im Munde des Schauspielers ihren vollkommensten Ausdruck finden, wo Kleidung, Gang, Haltung, Mimik des Darstellers die Personen und ihre Zustände im Salon wie in der Hütte bis zur Wirklichkeit nachtäuschen — in Paris haben jene geistreichen kleinen Schöpfungen einen doppelten: einen ästhetischen und geselligen Wert. In Deutschland ist das ein anderes! Der deutsche Schauspieler, besonders in den kleineren Residenzen, weiß nichts von guter Gesellschaft, von gutem Ton. Der gute Ton kann sich überhaupt nur in einer Großstadt bilden und ausbilden. Es gibt keinen Gothaer, Coburger oder Schweriner guten Ton. Um aber das

Moderne doch einigermaßen auszudrücken und darzustellen, hat sich das deutsche Theater ein Ding erfunden, welches man „Konversationston" nennt und womit es die französische Anmut in der schlechten und meist schlecht memorierten deutschen Prosa, die ihm geboten wird, gewöhnlich in ihr Gegenteil verkehrt. Einzelne geistreiche und gebildete Künstler, welche sich zu den kleinen deutschen Bühnen verirren, helfen nur die Geschmacklosigkeit der übrigen so recht ins Licht zu stellen. Rechnet man noch dazu, daß der eine Schauspieler mit etwas preußischem, der andere mit etwas sächsischem, ein dritter mit etwas schwäbischem oder wienerischem Anklang spricht, daß sie das Unbedeutendste betonen, den leicht dahin flatternden Witz derb herausheben, damit er ja nicht überhört werde, daß sie im ganzen dem Souffleur nachsprechen und sich dadurch ein Tempo festgesetzt hat, welches geradewegs verzweifeln macht — wirft man noch einen Blick auf die geschmacklosen Dekorationen, auf die spärlichen Tische und Stühle von der vorvorletzten Mode, die nach gewissen Urtraditionen in hergebrachten rechten Linien stehen wie die Soldaten, auf die trübe, traurige, deutsche Beleuchtung, endlich auf das Publikum, welches ernst und gedankenvoll dasitzt wie ein Schwurgericht, keine Miene verzieht, niemals lacht, kaum lächelt und den ganzen Spaß wie ein Geschäft betrachtet, das eben auch abgetan werden muß — nimmt man alles

dies zusammen, so kann man vielleicht noch immer an eine deutsche Zukunft glauben, aber schwerlich an eine fürs Theater.

In letzter Zeit hat sich der Schlendrian ein wenig gehoben. Das etwas verbesserte Repertoire hat die Schauspieler gezwungen, aus ihrer Bequemlichkeit heraus zu gehen, und die gesteigerten Forderungen eines Publikums, welches sich zugleich immer spärlicher einfand, dringen ihnen jetzt die traurige Überzeugung auf, daß sie bereits auf dem Punkte stehen, für ihre Existenz kämpfen zu müssen.

Über Theaterdirektoren und Intendanten ein Wort zu verlieren, lohnt kaum der Mühe. Diese Herren gleichen sich überall mit wenig Ausnahmen. Der eine denkt mehr an die Kasse, der andere an die hübschen Schauspielerinnen; die Kunst ist ihr letzter Gedanke oder vielmehr sie denken ihrer gar nicht. Männer wie Immermann oder Liebich sind eben Ausnahmen. An der Spitze der Hoftheater stand bisher meist ein Kavalier, welcher die Sache begreiflicherweise dilettantisch behandelte. Die wenigsten haben einen Dramaturgen an der Seite.

Die Kritik hat sich einst viel mit dem Theater abgegeben; sie verstummte nach und nach, da sich keine neuen Schöpfungen vorfanden, um sie nach ihrem Ideal oder ihr Ideal nach ihnen abzumessen. Es war eine schöne Zeit, als die ersten Geister der Nation,

so praktisch als kritisch, das Theater in den Bereich ihrer Wirksamkeit zogen. Sie ist vorüber. Selbst ein Schriftsteller dritten oder vierten Ranges schämt sich jetzt, über Bühnen und „Bühnenleistungen“ zu schreiben. Alles wirft sich auf den Staat. Freilich, wenn wir den neuen Staat bekommen, wird auch das neue Theater nicht ausbleiben! Warten wir's ab.

Das deutsche Publikum verhält sich der Bühne gegenüber gleichgiltig! Wo ist die Zeit, als man scharenweise von Jena nach Weimar zog, wenn ein neues Stück von Schiller oder auch nur von Iffland oder Kotzebue zur Aufführung kam? Damals hatten sich freilich bedeutende Männer die Mühe genommen, das Publikum aufzuklären, zu bilden, zum Kunstverständnis und Kunstgenuß heranzuziehen. Und das deutsche Publikum ist nicht undankbar, wenn man sich mit ihm beschäftigt. Die Teilnahme fürs Theater, selbst in dieser politisch bewegten Zeit, ließe sich wieder erwecken. Ein Ministerium, welches endlich dahin kommen wird, das wichtigste ins Auge fassen zu dürfen, worauf unsere ganze Zukunft beruht, nämlich den Volksunterricht, wird auch einen seiner Haupthebel, die Schaubühne, nicht vergessen. Zum Glück haben wir nicht mehr nötig, mit Schiller die sittlichen Wirkungen der Bühne nachzuweisen und können uns hier vorzugsweise mit ihrer Kunstrichtung beschäftigen. Die wahre Kunst wirkt zugleich immer sittlich.

„Es ist ein großer Vorteil für den dramatischen Dichter," bemerkt Lessing, „daß er weder nützlich noch angenehm, eines ohne das andere sein kann." Betrachten wir die Verhältnisse und Zustände des deutschen Theaters, insbesondere die der Wiener Bühne und suchen wir nach den Mitteln, wie sich das noch vorhandene Gute erhalten, die Übelstände beseitigen lassen und wie das Bessere mählich herbeigeführt werden könne.

Die Hoftheater waren anfangs von Nutzen. Wir haben an Weimar ein Beispiel, was die Liebhaberei eines Fürsten, in Verbindung mit tüchtigen Männern, selbst mit geringen Mitteln, zu leisten imstande war. Diese Zeit der kleinen Auguste und Mäcene ist vorüber. Ein Fürst hat jetzt genug zu tun, sich selber zu erhalten; die künftigen Zivillisten, welche bedeutende Beschränkungen erleiden dürften, werden schwerlich ausreichen, um ebenso viele Hoftheater als Regenten bestehen zu lassen. War doch sogar der König von Württemberg schon nahe daran, sein erst kürzlich neu hergestelltes Theater aufzugeben. Die Hofschauspieler der kleineren Residenzen sind daher auch meist reaktionär gesinnt, weil mit dem Verluste oder der Beschränkung der Hofhaltungen ihr eigener erborgter Glanz, ja ihre Existenz bedroht erscheint. Es hilft aber nichts, wenn sie diese Existenz kümmerlich auf Jahre hinaus fristen — der Wendepunkt wird doch kommen. Die Hoftheater

werden fallen, und zwar die kleineren sehr bald. Wenn der Großherzog von Hessen-Darmstadt oder der Kurfürst von Hessen-Kassel bereits in Verlegenheit gerät, seine Beamten zu bezahlen, unter welche auch die Hofschauspieler gehören, so liegt der Gedanke äußerst nah, ihre Anzahl zu verringern. Mit dem Überflüssigen wird man den Anfang machen — und was ist überflüssiger als die Kunst? — Aber die Schauspieler müssen an ihre Zukunft denken. Die besseren Talente sind, wie bereits gesagt, durch ganz Deutschland zerstreut und die hervorragendsten unter ihnen benützten von jeher ihre Urlaubszeit zu Gastrollen. Wie wär' es denn, wenn mehrere kleinere Theater, auch Hoftheater, sich vereinigten und so als wohl ausgerüstete Gesellschaft mit einem gewählten Repertoire kleine Gastwanderungen anstellten? Ich muß mich über diesen Vorschlag, den wandernden Thespiskarren gelegentlich wieder in Gang zu bringen, etwas weitläufiger erklären.

In einer großen Stadt wie Paris oder auch nur wie Wien oder Berlin ist das Theater ein tägliches Bedürfnis. In Paris genügen die Fremden, um das Parterre zu füllen. Das ist mit den kleinen deutschen Residenzen gewiß nicht der Fall, in denen der Fremde höchstens ein Nachtquartier nimmt, wenn ihn der Postenlauf dazu zwingt. Bei der geringen Bevölkerung der Städte, deren fast eine jede ein stehendes Theater besitzt, wird darin nur drei- oder viermal

die Woche gespielt, und dabei ist man noch genötigt, mit Schauspiel, Posse und Oper abzuwechseln. Schlechte Vorstellungen und leere Häuser sind die Folge dieses hartnäckigen Festhaltens an einer stehenden und natürlich höchst mittelmäßigen Provinzialbühne. Die schlimmere Folge ist aber eine stets mehr und mehr zunehmende Gleichgiltigkeit gegen die theatralische Kunst überhaupt, welche hier so geistlos und schläfrig geboten wird. Bilden sich dagegen größere Gesellschaften — vielleicht abgesonderte für Schauspiel und Oper — welche mit den mehreren und bedeutenderen Talenten, die sich verbunden haben, sowohl die klassischen älteren Meisterwerke wie auch das neueste und beste der modernen dramatischen Literatur in vollständiger Besetzung zu bringen imstande sind, so läßt sich mit einiger Zuversicht erwarten, daß die Teilnahme für die Bühne wieder erwachen und somit auch die Theaterkasse dabei nicht leer ausgehen wird.

Nehmen wir nun an, eine dieser Gesellschaften spiele am Rhein — wo die Kommunikation durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so sehr erleichtert ist — und zwar abwechselnd in Mainz, Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen usw., sie halte sich an jeder dieser Städte nur drei bis vier Monate auf, das Schauspiel folge der Oper oder die Oper dem Schauspiel — und die Gesellschaft bringe ihr Bestes, was sie zu leisten imstande ist — würde die Zeit ihres Aufenthaltes sich

nicht lohnen? Würden die seltener, aber besser gewordenen theatralischen Vorstellungen nicht als eine Art von Volksfesten erscheinen, im Sinne der Griechen, und für die gewohnte Langeweile der in jedem Sinne stehenden Bühnen mehr als entschädigen? Ich denke mir, daß die Bewohner von Köln oder Aachen beim Scheiden der Gesellschaft sich bereits auf die nächsten Vorstellungen, aufs nächste Jahr freuen und für die Zeit ihres Entbehrens ihre vielen Schöppchen unter dankbarer Erinnerung an das heiter Genossene in gemütlicher Ruhe trinken würden. Und auch dem Schauspieler bietet die Bewegung und Wanderung mannigfaltige Vorteile dar. Jedenfalls frischt er sich auf und lernt ein neues Publikum, dabei sich selber kennen, wie uns schon Goethe von seiner in Lauchstädt gastierenden Weimarer Gesellschaft auf das behaglichste zu rühmen weiß.

Solcher Gesellschaften, wie ich vorgeschlagen, könnten sich durch ganz Deutschland mehrere bilden, zum Teil auf Aktien, und sich durch die Tageseinnahmen sowie durch Zuschüsse von seiten des Staates oder der Fürsten ganz anständig erhalten, besonders wenn ein tüchtiger Leiter an der Spitze stünde. Wir leben jetzt in der Zeit der Vereine. Einige 30 Hoftheater, ebenso viele städtische Bühnen können sich in Deutschland in der alten Weise nicht erhalten, soviel ist ausgemacht; auch droht die Kunst bei dem Zustande, in welchem

sie sich gegenwärtig befinden, ganz und gar unterzugehen — und die Künstler mit ihr. Ein Zentralpunkt für die ausgezeichneten Talente und eine Lehrschule für die angehenden, wie in Paris, bietet sich uns nicht dar — warum sammelt man also nicht das bessere, was wir noch besitzen, bewahrt es vor dem Untergang und bildet auf einem neuen Wege Neues heran, da das Alte längst nicht mehr ausreicht? — Die größeren Hoftheater, wie in Berlin, Dresden, München usw. werden fortbestehen oder sich als Nationalbühnen erneuern: die übrigen können ihr Heil nur in der Assoziation finden, sie mögen sich zu wenigeren stehenden Bühnen vereinigen oder ein wanderndes und lebendiges Volkstheater bilden, welches in der vorgeschlagenen Form wenigstens den Reiz der Neuheit für sich hätte. Doch nein! die Sache ist gar nicht so neu. Die wandernden Gesellschaften hegten und pflegten die dramatische Kunst noch zu Lessings Zeiten besser als späterhin so manches Hoftheater, und ich bin überzeugt, daß die Erneuerung der Wanderbühne im größeren Stil auch heutzutage der Kunst nur zum Vorteil ausschlagen würde.

Möge sich ein Schröder finden, der das Künstlerische eines solchen Institutes zu leiten imstande wäre — und ein Rothschild, der es der Mühe wert hielte, einen geringen Teil seiner Geldmittel, eigentlich nur seines Kredits daran zu wagen!

## Die Theater in Wien.

Wien besitzt fünf Theater, darunter zwei Hoftheater, deren das eine sich seit kurzem auch Nationaltheater nennt. Auch von den Vorstadtbühnen hat die eine, noch früher als das Burgtheater, diese Bezeichnung angenommen. Namen machen's leider nicht aus und es ist nicht so leicht, ein Hoftheater zum Nationaltheater umzuschaffen, wie etwa einen Hofrat zum Ministerialrat umzutaufen. Die Vorstadtbühnen waren sich bisher vollkommen selbst überlassen und mochten sehen, wie sie draus kamen. Nur die Zensur überwachte sie sorgfältig und jätete den kleinsten politischen Keim aus, der etwa aus dem vertrockneten Boden der Volksbühne hervorzuwachsen drohte. Dagegen hatten sie völlige Freiheit, das Alberne, Gemeine, ja Unsittliche zu bringen und bedienten sich dieses Rechtes auch hie und da solange, bis endlich der gesunde Sinn des Volkes selbst der tollen Wirtschaft überdrüssig ward. Die Volksdichter erschraken, als sie plötzlich gewahrten, daß ihre Possen und Zoten nicht mehr „zogen“ und warfen sich nach dem ausgesprochenen Zauberwort „Konstitution“ aufs politische Feld, welchem sie jedoch bis jetzt nicht mehr als Schlagwörter und Äußerlichkeiten, kein eigentliches Lebensbild abzugewinnen wußten. — Meiner Ansicht nach sollten sämtliche Theater (auch die der Provinzen) unter das Ministerium des Innern oder

des Unterrichts gestellt werden, in dessen Interesse es läge, die Konzessionen nur an gebildete und kunstverständige, zugleich praktisch erfahrene Männer zu verleihen, welche einem Hauptzwecke des Staates, dem der Volksbildung, nicht geradezu entgegenarbeiten, ohne doch ihrem eigenen Säckel besonders dabei zu raten. Zu wünschen wäre, daß die Grenzen des Darzustellenden für jede der Wiener Nebenbühnen beiläufig abgesteckt würden, wie dies in Paris der Fall ist, und daß so nach und nach auf jeder derselben eine eigentümliche Gattung von Stücken heimisch würde, die sich ihr Hauptpublikum zu gewinnen und fest zu halten wissen, wie ein beliebtes Blatt seine Abonnenten. Ein dramatisches Komitee von Sachkundigen, als Vermittler zwischen Ministerium und verantwortlichem Theaterdirektor, müßte ferner, ohne in die Souveränitätsrechte des letzteren geradezu einzugreifen, das Ganze des Theaterwesens doch insoweit überwachen, daß die jeder Bühne festgesteckten Grenzen nicht überschritten würden; auch hätte es gegen das offenbar Verwerfliche, Schädliche und Unsittliche sein Veto einzulegen, im übrigen dem Direktor bei Beurteilung von Manuskripten und dergleichen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Es versteht sich von selbst, daß es der Regierung, indem sie einen mehr oder minder unmittelbaren Einfluß auf die Theater gewinnt, nun doppelt daran gelegen sein muß, diese öffentlichen Anstalten, zugleich

die Ernährer zahlreicher Mitarbeiter, in Flor oder doch aufrecht zu erhalten, und daß ihr daraus auch die Pflicht erwächst, zeitweisen Stockungen, wie bei politischen Unruhen und dergleichen, durch Vorschüsse oder Aushilfen zu begegnen. Selbst durch bleibende Subventionen wäre der Einfluß auf die Bühnen nicht zu teuer erkauft und der Reichstag wird gewiß nicht anstehen, sie zu bewilligen, wenn er diese Kunstanstalten dadurch zu heben und sie in die Lage zu setzen vermag, auf die Volksbildung tätig und nachhaltig einzuwirken. Sieht man erst den guten Willen von oben, etwas für die Volksbühne zu tun und sie in einen edleren Lebenskreis zu ziehen, so werden es auch die besseren dichterischen Talente nicht mehr unter ihrer Würde halten, sich für sie zu verwenden, und das Publikum wird bald neues Vertrauen für eine veredelte Lieblingsunterhaltung gewinnen, wie für alles, worin ein neuer Geist sich zeigt. Und die rechten Männer werden uns nicht fehlen! Wien und Österreich schließt Talente genug in sich, man muß sie nur zu wecken und guten Mutes zu erhalten wissen.

Das Operntheater wird vermutlich Hoftheater bleiben nach wie vor, es mag im Wege der Verpachtung oder der eigenen Regie fortgeführt werden. Was sich etwa tun ließe, um der deutschen dramatischen Musik, die in dieser politischen Zeit nicht einmal mehr einen letzten Schwanengesang ertönen ließ, unter die Arme

zu greifen, darüber mögen Kunstverständige anderwärts sich vernehmen lassen; wir wollen hier vorzugsweise das rezitierende Schauspiel ins Auge fassen.

Das Hofburgtheater hieß schon unter Kaiser Josef „Nationaltheater“; jetzt hat es sich diese zweite Benennung neuerdings angefügt. Diese Bühne galt und gilt noch immer für die erste Deutschlands, sowohl was die Trefflichkeit der Schauspieler und des Zusammenspielens, als was die Reinhaltung des Repertoire anbelangt. Und in der Tat hat das Burgtheater von jeher ein gewisses Dekorum zu beobachten gewußt und niemals, gleich andern Hofbühnen, den „Rochus Pumpernickel“ und „Lumpazivagabundus“ auf „Don Carlos“ oder „König Lear“ folgen lassen. Das deutsche Theater ist im ganzen ein théâtre historique und hat die dramatische Gleichberechtigung aller Nationalitäten als Vorbild der künftigen politischen längst praktisch betätigt. Zur Zeit, als unsere Bühne sich künstlerisch erneuerte, mußte man, bei der Armut an einheimischen Schauspielen, zu den tragischen und komischen klassischen Werken der Franzosen greifen, welche in der Folge fast gänzlich wieder verschwanden, um den modernen Erzeugnissen der Seinestadt Platz zu machen. Diese, jedoch mit Maß und Auswahl, nebst den inzwischen hinzugetretenen Spaniern und Engländern, sowie die Meisterwerke unserer früheren deutschen Dramatiker und die besseren Produkte der

älteren Dichter zweiten Rangs samt den Leistungen der Zeitgenossen bilden vorläufig den Stock und Stamm der deutschen Bühne überhaupt und des Hofburgtheaters insbesondere. Das bürgerliche Element ist auch in Wien vorherrschend, wie allenthalben, und Familienrührungen verfehlen hier noch immer nicht ihre Wirkung, besonders auf das zweite Parterre. Ich erinnere mich, daß Kotzebues „Silberne Hochzeit", sowie sein „Menschenhaß und Reue" vor längerer Zeit neu in Szene gesetzt, damals binnen Jahr und Tag an die zwanzig Vorstellungen bei vollem Hause erlebten. Seitdem sind Parterre und Logen freilich etwas kritischer und skeptischer geworden und die Zeit nun gar politisch. Das hindert aber nicht, daß uns das Burgtheater auch nach den Märztagen sein gemütliches „Räuschchen" oder „Reue und Ersatz" und dergleichen neu auftischt und seinem Charakter als théâtre historique getreu uns diese Bilder „der guten, alten Zeit" zur süßen Erinnerung vorführt, wenn auch nicht immer bei vollem Hause. Man muß aber auch gerecht sein. Unsere Schauspieler wissen diese unschuldigen Dinge, für welche sie eine Vorliebe zu hegen scheinen, mit einer Meisterschaft und Naturwahrheit wiederzugeben, welche uns häufig mit dem leeren Inhalt aussöhnt. Der Ruhm des Hoftheaters im sogenannten „Konversationsstück", auch im modernen, ist unbestritten und der Verfasser dieser Skizze muß der erste sein, das

Verdienst und Geschick der Schauspieler anzuerkennen, welche seine leichten dramatischen Versuche zuerst zu Ehren brachten. Dessenungeachtet fühlte er längst lebendig — und fühlt es jetzt mehr als je — daß das bloße Wiedergeben des Konventionellen, wenn auch in der höchsten Vollkommenheit, noch lange nicht genüge, um einer Bühne den ehrenvollen Namen einer Kunstanstalt anzueignen. Nicht als verlangte ich, daß ein Theater, welches täglich spielt, täglich ein Meisterwerk bringen müsse — das wäre das Unmögliche verlangt und würde uns, die wir doch auch etwas zu leisten vermeinen, geradewegs von der Bühne ausschließen. So viel Selbstverleugnung darf man uns nicht zumuten! — Allein wenn der Begriff Kunst einmal gefaßt ist, so ist damit ein Zweck, ein Streben, ein Bewußtsein ausgesprochen. Alle Kunst entsteht aus dem Leben, zumal die dramatische, die das Leben selber darstellt, und zwar nicht ein verlebtes, abgelebtes, sondern ein wirkliches, lebendiges, organisches Leben, welches in einer ewigen Umgestaltung begriffen ist und seine Phasen des Werdens und Seins im holden Zauberspiegel der Dichtung als ein zweites, schöneres Dasein frei und heiter begrüßen mag. Große dramatische Dichter vermögen es, eine Phase des Menschen- und Völkerlebens aus der innersten Tiefe aufzufassen und so lebendig darzustellen, daß es dem Gehalte nach für alle Zeiten gilt, wenn auch die Lebensformen längst

gewechselt, und welches sich so in seiner vollendeten Kunsterscheinung als ein Symbol für alles Menschen- und Seelenleben darstellt. Auf diese Weise hat in Berlin das alte griechische Drama, trotz der fremden Form und Lebensanschauung, in seinen menschlich-nationalen Elementen noch nach zwei Jahrtausenden eine ästhetisch-sittliche, eine poetisch-lebendige Wirkung hervorgebracht, In diesem Sinne ist Shakespeare nach zweihundert Jahren noch so neu und frisch, als wär' er von gestern.

Die Griechen und Shakespeare sind die Allergrößten. Goethe und Schiller sind die Großen. Auch die Schauspiele dieser beiden Dichter sind von einem so tiefen inneren Leben erfüllt und es ist ihnen der Stempel einer so mächtigen, zugleich so reich gebildeten Persönlichkeit aufgedrückt, daß sie schwerlich jemals aufhören werden, einen Hauptbestandteil der historischen deutschen Bühne auszumachen. — Betrachten wir dagegen andere deutsche Dramen, welche gleichfalls und mit Recht für Meisterwerke gelten, etwa den „Nathan“ oder die „Minna von Barnhelm“, so finden wir, daß weder das erstere mit seiner edlen religiösen Polemik im Sinne der Humanität, noch das zweite mit seiner naiven Sittenschilderung und naturwahren Abspieglung der deutschen Zeitperiode des großen Friedrich das Theaterpublikum unserer Tage anhaltend zu fesseln vermöge. Ein einsichtiger Direktor oder Dra-

maturg wird dessenungeachtet bemüht sein, einen freilich mehr kritischen als ursprünglichen Dramatiker wie Lessing der deutschen Bühne solange wie möglich zu erhalten und ihn seinem Publikum bei günstigster Gelegenheit und mit vorzüglichster Rollenbesetzung, wenn auch selten, vorzuführen. Das Theater sollte überhaupt die Geburts- und Sterbetage seiner großen Meister durch die vollendete Darstellung eines ihrer Werke feiern — das gäbe zugleich eine lebendige Literärgeschichte für das Publikum. Wie oft ward dieser Gedanke schon angeregt! Aber der Schlendrian will nichts davon wissen. — Die Schauspiele und Lustspiele von Schröder, Iffland, Kotzebue usw., welche sich in einem beschränkteren Ideenkreise bewegen, sagen unserm Geschmack, unserer veränderten Anschauungsweise nicht mehr recht zu, man nennt sie veraltet — aber die besseren darunter sind dennoch dem Repertoire sorgfältig zu bewahren, zudem da sie meist eine Fülle lebendiger, aus dem Leben geschöpfter Charaktere in sich schließen, die zugleich dem Schauspieler eine willkommene Gelegenheit darbieten, seine Kunst von der besten Seite selbstschaffend darzutun. Eine kundige Hand mag übrigens die Breiten und Längen dieser Stücke mit Geschick kürzen oder sie durch kleine Zutaten dem modernen Geschmack näher rücken, was um so mehr erlaubt sein darf, da es sich hier selten um ein abgeschlossenes Kunstganzes handelt. Vor allem gibt

es Lustspiele von Kotzebue, voll der köstlichsten Laune, wie „Sorgen ohne Not", oder „Die deutschen Kleinstädter". Mit dem letzteren hat der Verfasser einen Wurf für alle Zeiten getan — denn immer wird es deutsche Kleinstädter geben, selbst wenn das einige Deutschland schließlich zustande kommt, und man braucht den Dialog des Originallustspieles nur etwa von Jahrzehent zu Jahrzehent geistreich aufzufrischen und umzuschreiben, um ein neues oder neu scheinendes Lustspiel für die Zeitgenossen zu gewinnen. Wie glücklich hatte dies z. B. Schröder mit Beaumont und Fletchers „Rule a wife and have a wife" versucht, welches als „Stille Wasser sind betrüglich" noch heutzutage auf der deutschen Bühne gerne gesehen wird. — Die Leistungen der Mitlebenden, wenn sie nur einigermaßen von Bedeutung sind, muß das Theater bringen, wie es sich von selbst versteht; schon seine Selbsterhaltung fordert das, denn das Publikum frägt zuletzt doch mehr nach dem Neuen als nach dem Vortrefflichen. Die besseren Erscheinungen werden dann dem bleibenden Repertoire zugeschlagen, welches übrigens gleichfalls von Jahrzehent zu Jahrzehent einer Revision unterzogen werden sollte; denn beiläufig alle zehn Jahre ändert sich Geschmack, Richtung, Sinnesart der Menge, auf welche man zu wirken hat. Wenn aber irgend ein Ereignis auf eine rasche Umänderung und Verbesserung der Schaubühne hindrängte, so war

es das der Märztage. Ein Volk, welches sich urplötzlich die Freiheit der Presse errungen hat, soll und wird sich auf der Bühne nicht länger mit einer Fülle von Dramen abspeisen lassen, welche ihm nichts weiter als lauter abgelebte, geistlose gesellschaftliche Verhältnisse, wohl auch servile Polizeizustände abspiegeln, gegen die es, um sie im wirklichen Leben abzuschütteln, vor kurzem eine Revolution unternommen hat. Wien hat das Glück, ein großes, theaterlustiges, noch nicht gar zu kritisches, folglich empfängliches Publikum zu besitzen — das empfänglichste in ganz Deutschland — das Burgtheater ist ein wohl begründetes, längst anerkanntes Institut, welchem eine treffliche Schauspielergesellschaft, ein ziemlich gewähltes Repertoire, dabei die gehörigen Geldmittel zu Gebote stehen — es wird daher nur darauf ankommen, alle diese und noch andere Elemente tüchtig zu benützen, sie mit den Forderungen der neuen Zeit in Einklang zu bringen, um der deutschen dramatischen Kunst, welche mit dem Wiedererwachen der Nation sich erneuern wird und muß, vorderhand hier ein Asyl zu bewahren, in der Folge eine schöne, dauernde neue Wohnstätte zu bereiten. Die Anfänge hierzu soll der nächste Dramaturg begründen, dessen Wirken für deutsche Kunst und Bildung wahrhaft segensreich werden kann.

Der letzte Dramaturg, welchen das Hofburgtheater besaß, war der treffliche Schreyvogel, genannt

West, welcher sein Leben in leidenschaftlicher Hingebung für das Theater, sowie im rastlosen Kampfe gegen die Zensur und gegen die Gemeinheit von unten und oben abmühte und abnützte. Was er den Schauspielern war, wird jeder, der noch aus jener Periode herstammt, dankbar anerkennen; er lebte nur für sie und ihre Kunst — für die Kunst überhaupt. Wie er eifrig bemüht war, das kleinste Dichter- oder Darstellertalent aufzuspüren, zu bilden, in die Welt zu führen als ein wahrer Musaget, so lohnte ihn auch einmal das Glück, einem großen schöpferischen Talente in seiner ersten Entwicklung zu begegnen. Der Dichter der „Ahnfrau“ legte den ersten Entwurf seines Trauerspieles in Schreyvogels Hände. Wie gerne Grillparzer, Zedlitz, Raupach u. a. sich des kritischen Beirates des kunstverständigen Mannes bedienten, steht in jedermanns Andenken. Auch dem Verfasser dieser Skizze war es vergönnt, mit seinen ersten dramatischen Versuchen die Aufmerksamkeit Schreyvogels einigermaßen auf sich zu ziehen, mit welchem er bald trotz der Verschiedenheit des Alters in ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis geriet. Im Jahre 1832 wurde Schreyvogel, mit dem damaligen obersten Kämmerer längst im Zwiespalte, plötzlich durch einen Machtspruch von der Bühne entfernt, welcher der streng rechtliche, unparteiische, höchst uneigennützige und schlecht besoldete Ehrenmann seine besten Jahre, seine besten Lebens-

kräfte gewidmet hatte. Es war eine völlige Ungnade, wie man schon aus der Art seiner Entfernung und zum Überfluß aus der geringen, sogenannten „normalmäßigen“ Pension entnehmen konnte, die man ihm zukommen ließ. Der redliche Mann, der niemals an Intrigue glaubte, war wie vom Donner gerührt. Nicht nur seine Lieblingsbeschäftigung, auch beinahe der Lebensunterhalt war dem bereits gealterten Manne entzogen. Aber er war an Tätigkeit gewohnt — mit Eifer suchte er seine Schriften hervor, sichtete sie zu einer Gesamtausgabe, beschäftigte sich mit dem Entwurfe zu einer neuen Zeitschrift. Wenige Monate dieser künstlichen Aufregung genügten, um seinem Leben ein Ziel zu setzen. Damals mußte man zähneknirschend schweigen — jetzt mag es gerade heraus gesagt werden, daß die elendeste Kabale einen der wackersten Männer getötet hat.

Nach Schreyvogels Abgang ward es erst völlig klar, wie im Grunde dieser einzige Mann das Theater insoweit aufrechterhalten, daß es noch beiläufig einer Kunstanstalt glich. Die ersten, die sich nicht mehr auf der Bühne noch im Schauspielhause einfanden, waren die dramatischen Dichter. Das Haus war ihnen verleidet. Die Schauspieler vermißten mit Schmerz die Kenntnisse, den kritischen Rat, den redlichen Willen des Mannes, der ihre Sache, auch wo sie nicht die Kunst, sondern ihre bürgerliche Stellung betraf, ohne

alle Nebenabsicht zu der seinigen gemacht. Diejenigen unter ihnen, welche sonst seine Gegner waren und über seinen Fall gejubelt, kamen bald zu besserer Einsicht. Sie merkten's bald, daß sie eine hirtenlose Schar waren und es vielleicht noch lange bleiben sollten. Der Schlendrian riß ein und überwucherte die Bühne. Man fing an, das Theater, welches mit einer nichts weniger als bedeutenden Dotation im Staatsbudget figurierte, zu einer Einnahmsquelle machen zu wollen. Um den Herren oben ein Beifallslächeln zu entlocken, suchte man Ersparnisse einzuführen, welche häufig in Knickereien ausarteten, besonders gegen die Schriftsteller. Wie es ein Stempel- oder Tabakgefäll gab, so sollte es auch ein Theatergefäll geben. Der Gefällendramaturg berechnete genau, was die Stücke „trugen" und die Wiederholungen wurden nach den Überschüssen von so und so viel Gulden angesetzt. Das Sonntagspublikum war einigermaßen der Retter der Tragödie, denn bald hatte man heraus, daß Schiller oder Shakespeare an Sonntagen „zog". In abscheulicher Zensurverballhornung und größtenteils durch Schauspieler zweiten und dritten Ranges besetzt, wurden die dramatischen Meisterwerke unserer Nation den gläubigen und bar zahlenden Sonntagsseelen geboten. Als Anekdote mag hier am Platze stehen, daß „Wilhelm Tell", der eine geraume Zeit verboten war, plötzlich für die Sonntage erlaubt wurde — aus Rück-

sicht für die Kasse; doch mußte abgewartet werden, bis der Kaiser (Franz) das Lustschloß Laxenburg bezog. Ein andermal wurde „Fiesko“ zugestanden; doch mußte zum Schluß die deutsche Leibwache erscheinen und „Heil Doria! Heil dem Herzog!“ rufen. Solcher Anekdoten gäb' es hunderte zu erzählen, doch es braucht keiner Anekdoten, um erst zu beweisen, wie polizeilich-geistlos die erste Bühne Deutschlands früher geleitet worden.

Wenn der rechte Mann kommt, im Staat oder auf dem Theater, so wird bald manches besser werden, vorausgesetzt, daß es wirklich der „Rechte“ ist, um den die Wohlwollenden und Verständigen sich gerne scharen mögen. Vor allem wünschte ich, daß das Burgtheater sich entschiede, ob es als Hoftheater oder Nationaltheater sich neu gestalten wolle. Ich gestehe, daß ich das letztere vorziehen würde. Es wäre darum nicht nötig, daß der Hof dem Nationalinstitut seine Neigung oder Unterstützung entzöge. Das neue Österreich braucht aber ein Volkstheater im besten, im edelsten Sinne des Wortes. Auch die früheren Räume genügen nicht mehr. Abgesehen, daß das Burgtheater der abscheulichste, geschmackloseste Rumpelkasten ist, wie in keiner kleinen deutschen Residenz ein ähnlicher zu finden, so ist es auch durchaus nicht imstande, das Publikum zu fassen, welches sich zu neuen oder beliebten Vorstellungen hinzu drängt, noch wird es in Zukunft, wenn die besser

gewordenen Zeitverhältnisse ohne Zweifel die Teilnahme fürs Theater wieder steigern, imstande sein, die Abonnenten für Logen und Sperrsitze zu befriedigen. Bisher waren diese privilegierten Plätze als förmlich radizierte zu betrachten. In den Logen saß der hohe Adel — ich weiß nicht, wie viel Ahnen der nachweisen mußte — und ausnahmsweise ein paar überreiche Bankiers. Angesehene Familien buhlten jahrelang um die Gunst, eine Viertel- oder Achtelloge zu bekommen, und da mußte ihre „gute Gesinnung" außer allem Zweifel sein. Gewöhnliche Sterbliche, auch wenn sie schweres Geld bieten konnten, haben niemals erfahren, wie das Innere einer Loge in dem traurigen und finstern Musentempel aussieht. Die Sperrsitze im Parterre waren von Hofräten und Diplomaten in Beschlag genommen, die meist gratis darauf saßen, und von den Habitués. Auch das ist kein Publikum. Die dramatischen Dichter, welche ausschließlich für das Burgtheater arbeiteten, erhielten Freikarten ins stehende Parterre, welches sie natürlich aus mancherlei Gründen fast niemals betraten, sondern es vorzogen, ihren Sperrsitz bei den wenigen interessanten Vorstellungen bar zu bezahlen. Im zweiten Parterre und in den beiden Galerien sitzt und steht das eigentliche Publikum, welches seine Schaulust bei neuen Vorstellungen bisher um so weniger befriedigen konnte, weil ihm früher an die 1200 (jetzt noch immer bei 900) Freikarten die besten Plätze vorweg nahmen.

Wer alles vom Hofe freien Eintritt hat, weiß ich nicht; am unangenehmsten berührten jedenfalls die Hofkammerdienerinnen, welche man sonst im ersten Parterre mitten unter Offizieren und Kadetten aller Waffengattungen stehen und sich drängen sah.

Allen diesen und unzähligen andern Übelständen kann nur der Bau eines neuen, bequemen und schönen, der Residenz würdigen Schauspielhauses abhelfen, welches zugleich den Vorteil böte, in seinen Räumen ein großes, wirkliches, nicht bloß ein privilegiertes Publikum zu versammeln und es als den einzigen, wahren, vielköpfigen Geschmacksrichter über neue Werke urteilen zu lassen. Die Kosten kommen in einem Staat wie Österreich um so weniger in Anschlag, als es sich hier um ein nationales Institut handelt, welches zugleich eine Menge Künstler und Arbeiter beschäftigt, und als die Ausgabe durch das Abonnement für Logen und Sitze und durch die größeren Tageseinnahmen bei zweckmäßiger Bühnenleitung in wenig Jahren vollkommen hereingebracht sein wird. Ich weiß, wie sehr der Schlendrian seit langer Zeit sich gegen solch einen Vorschlag zur Wehre setzt. Die obersten Leiter unserer Bühne gerieten sonst in Wut, wenn man einen solchen Gedanken äußerte oder auch gelegentlich von Einführung der Tantieme sprach. Die letztere besteht — wenn auch nur provisorisch — aber unsere armen Künstler müssen sich noch immer mit ihren abscheulichen, schmutzigen

Garderobezimmern behelfen, zu welchen sie in ihren tragischen und komischen Masken sich mitten durch ein gaffendes und gleichfalls gedrängtes und gezwängtes Publikum hindurch drängen müssen. Es ist unmöglich, daß diese und andere Übelstände länger andauern. Die neue Zeit verlangt ein neues Theater, verlangt ein neues Publikum, zum Teil auch neue Schauspieler.

Unsere Gesellschaft besteht aus vortrefflichen Talenten, welche teilweise noch der guten alten Schule angehören, aus später hinzu Gekommenen, die sich dem Rahmen des Ganzen geschickt eingefügt, aus einigen tauglichen Beihelfern, wie sie auf jeder Bühne zu finden sind, und aus einer Anzahl älterer und neuerer, mehr als mittelmäßiger Schauspieler — „gute Leute und schlechte Musikanten,“ welche man besser ihrem Provinz- oder sonstigem Schicksale überlassen hätte. Man kann nicht lauter bedeutende Schauspieler gewinnen, ich weiß wohl! aber doch erträgliche — vor allem bildungsfähige. Geringe Talente lassen sich oft mit großem Vorteil verwenden, besonders, wo die gehörige Kunstleitung nicht fehlt. Aber aus nichts wird nichts. Leute, die einen abscheulichen Dialekt sprechen, Leute mit Sprachfehlern usw. sollten billig auf der ersten Bühne Deutschlands niemals haben erscheinen dürfen. Junge hübsche Leute, mit wohlklingendem Organ und angenehmer Gestalt, die sich dem Theater widmen wollen, sind ja nicht so selten und sind mir auch häufig auf

Provinzbühnen begegnet. Wenn man sich endlich entschließen wird, eine Schauspielerschule zu errichten, so würden manche Übelstände bei unsern Engagements für zweite und dritte Rollen wegfallen, wo man häufig die Katze im Sacke kauft oder einer mächtigen Protektion nachgeben muß, während man in der Schule nur die Augen und Ohren offen zu halten und zu prüfen braucht. Aber auch ohne eine solche Anstalt ist's doch eben nicht gar so schwer, Mißgriffe bei Engagements zu vermeiden oder mäßig taugliche Schauspieler für kleine Rollen zu finden. Freilich hat nicht ein jeder das Glück und den Takt des guten Schreyvogel, welchem es vergönnt war, den nicht genug zu lobenden Fichtner als jungen Menschen von kaum zwanzig Jahren zur Hofbühne zu ziehen, wo er ihn anfangs für die höhere Tragödie bestimmt hatte, während Neigung und Anlage den jungen Künstler bald vorzugsweise dem Dienste der heiteren Thalia zuführte.

Im ganzen ist die Tragödie auf unserer Bühne minder gut bestellt als das Lustspiel. Künstler wie Löwe, La Roche, Anschütz, die Frauen Rettich und Hebbel bilden zwar noch immer einen Kranz des Ausgezeichneten, wie ihn in diesem Augenblick keine andere deutsche Bühne aufzuweisen vermag, doch reichen sie nicht aus, zumal da sie auch im Lustspiel verwendet werden. Es fehlt uns vor allem ein jugendlicher Heldenliebhaber, eine junge tragische Liebhaberin, beide ersten

Ranges. Im übrigen Deutschland wären sie vielleicht zu finden. Die Vortrefflichkeit unseres Lustspiels ist ebenso anerkannt, als die Klage laut geworden ist, daß vielen unserer ersten Schauspieltalente, wenn nicht das Jugendfeuer, doch leider die Jugend fehle. Mit einigen neuen Engagements, einigen Pensionierungen und mit kluger Verwendung einiger minder beschäftigten Mitglieder, deren Eifer man nur ein wenig anzustacheln braucht, ließe sich ohne Zweifel eine Gesellschaft erneuern, welcher vielleicht nichts als die einheitliche Kunstleitung gebricht, um sie aus einer gewissen Lethargie zu wecken und sie zu ihrem vorigen Glanze zu erheben.

Ich spreche hier von der Sache, nicht von den Personen, darum scheu' ich mich auch nicht, es geradezu auszusprechen, daß das herrschende Pensionssystem des Hofburgtheaters mit unter die Hauptursachen gehört, welche zu seinem zeitweiligen Verfall beigetragen. Die Zukunft des Schauspielers für den Fall der Krankheit, des Alters usw. soll gesichert sein — zugegeben! Daraus folgt noch nicht, daß der Schauspieler, der immer Künstler bleibt, in allen Verhältnissen als Beamter behandelt werden müsse. Freilich das Theatergefäll kennt nur theatralische Gefällsbeamte! Man regiert die Gesellschaft mit Dekreten, läßt sie die abendlichen Bureaustunden halten, mutet ihr keine außerordentlichen Dienstleistungen zu, läßt sie im Gehalt vorrücken und stellt ihr nach abgelaufener Dienstzeit

die normalmäßige Pension in Aussicht. Damit mag man sich gute Beamte ziehen, aber keine guten Schauspieler. Die Kunst lebt nur in der Freiheit, und wenn sie der Ordnung bedarf, eines weisen Plans, so scheut sie doch nichts mehr als pedantischen Zwang. Der Schlendrian ist es, welcher allen Kunstenthusiasmus erstickt — der Schlendrian hat auch damals die große Künstlerin Sophie Schröder, welche bereits an Jahren vorgerückt, aus Wien vertrieben, so sehr ihr bedächtige Freunde rieten, ihren Anspruch auf die „Pension“ durch den revolutionären Schritt nicht leichtsinnig hintanzusetzen!

Nach zehn Jahren ist ein mit Dekret angestellter k. k. Hofschauspieler pensionsfähig und nun behält er seine Anstellung, seinen Gehalt, bis er seine vierzig Jahre „ausgedient“ oder noch drüber, er mag gut oder schlecht spielen oder auch gar nicht. Er war vielleicht einmal, etwa vor dreißig Jahren vortrefflich, darum erhielt er einen guten Kontrakt, einen hohen Gehalt — aber er hat sich inzwischen verschlimmert, mehr als verschlimmert; er ist bequem geworden, hat frühzeitig gealtert, ist mit der Zeit nicht fortgeschritten — gleichviel! Er ist k. k. Beamter. Er schadet dem Repertoire, der Theaterkasse, er bringt alle neuen Stücke um — alles gleichviel! Er hat einmal das Dekret und die Dienstzeit für sich.

Es ist eben so lächerlich als zweckwidrig, einen Schauspieler als Beamten zu betrachten, zu behandeln,

und doch geschieht es. Und nun gar eine Schauspielerin! — Ich finde es begreiflich, daß man einen Beamten nach zwanzig Dienstjahren zum Registratursdirektor macht und ihn diesen Posten, zu welchem er sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Erfahrung befähigt, noch weitere zwanzig Jahre behaupten läßt — aber daß eine hübsche und anmutige Schauspielerin, die uns in ihrem achtzehnten Jahre als Gurli entzückte, noch weitere zwanzig oder dreißig Jahre fortgurlisieren darf oder muß, das finde ich abscheulich. Oder sie tritt ins Mutterfach über, worin sie nur Mittelmäßiges leistet, kaum Erträgliches, wird aber fortwährend wie in der Gurlizeit bezahlt, während die neuen jungen Gurlis sehnsüchtig ihrem Anstellungsdekret entgegen harren und erst dann in die „Wirklichkeit" treten, wenn sie längst keine Gurlis mehr sind — das finde ich ungerecht. — Man sieht, wie das System der Beamtenhierarchie, auf die Künstler angewendet, geradewegs zum Absurden führt. —

Das Publikum bezahlt den Schauspieler und sein Talent. Ein guter Schauspieler, der zugleich die Kunst und die Kasse hebt, wird nicht leicht zu teuer erkauft. Aber ein Theater, welches Pensionen zahlt, kann seine Gagen weit geringer ansetzen. Es ist kein Zweifel, daß das System der Pensionierung vorzugsweise nur der Mittelmäßigkeit zugute kommt, während der bedeutendere Künstler, um den es sich doch zuletzt handelt, nicht um die Aushelfer, dabei in jeder Hinsicht

den kürzeren zieht. Die fixe Anstellung fördert ihn weder in seiner Kunst, noch ist sein Geldbeutel besonders dabei beraten, da er schließlich mit Krethi und Plethi in denselben normalmäßigen Pensionstopf geworfen wird und doch nicht völlig sicher ist, daß man ihn seine vierzig Jahre „ausdienen“ lasse. — Wohlan denn! Man kontrahiere mit jedem Schauspieler nach zehn Spieljahren auf eine mäßige Pension und bezahle ihm während dieser Zeit eine Gage nach seinem Verdienste, nach seiner Brauchbarkeit. Nach Ablauf der zehn Jahre stehe es ihm frei, die Pension wo immer zu verzehren; zieht er es vor zu bleiben und findet die Direktion ihre Rechnung, ihn zu behalten, so wird ein neuer Kontrakt auf neue zehn Jahre oder auch nur auf fünf Jahre abgeschlossen und die Gage nach seiner gegenwärtigen Fähigkeit geregelt, erhöht oder vermindert, etwa noch Abzüge zu einem Pensionszuschuß festgesetzt. Und so von zehn zu zehn Jahren! Bei einem solchen System, wo sich der Schauspieler gewissermaßen selbst pensioniert, ist für seine Zukunft, aber auch für die Kunst gesorgt, indem ein gewisser Wetteifer des Talentes immer frisch erhalten und es dem bequemeren oder minderbegabten Schauspieler unmöglich wird, sich in einer durch Glück oder Begünstigung ihm zugefallenen Ausnahmsstellung oder gar in einer Art Sinekure lässig hindämmernd zu behaupten. Die Ein- und Durchführung eines solchen Systemes

steht aber nur dann zu erwarten, wenn die bisherige Hofregie aufhört und das Theater als ein nationelles Institut unter das Ministerium gestellt, durch den Reichstag dotiert und als Kunstanstalt von einem tüchtigen Dramaturgen mit unumschränkter Machtvollkommenheit geleitet wird. Die Regisseure als „Vertrauensmänner“ mögen ihm bei seinem Werke ratend und ausführend zur Seite stehen.

Es ist zu erwarten, daß man nur Männer von Geschmack und Kunstbildung, die zugleich das Vertrauen der Gesellschaft genießen, zu Regisseuren wählen wird — dann darf man ihnen auch die ihnen gebührende Stellung nicht versagen. Den Regisseuren kommt eine Stimme zu bei der Entscheidung über die Annahme neuer Stücke, bei der Besetzung, bei der Feststellung des Repertoires; sie haben auch die Stücke in Szene zu setzen und die Proben zu leiten. Der Direktor oder Dramaturg, welcher nicht alles allein zu besorgen imstande wäre, trägt einen Teil seiner Geschäfte und seiner Verantwortlichkeit auf sie über: sie sind die Sektionschefs und Räte des dramaturgischen Ministeriums und auf ihre Energie und sonstige Persönlichkeit wird es vorzugsweise ankommen, wenn das Theater neuen Flor gewinnen soll. Das kann und wird aber nur geschehen, wenn sie mit einem einsichtsvollen und geistreichen Dramaturgen Hand in Hand zu gehen bereit und imstande sind. — Die

ökonomischen Geschäfte, welche dem obersten Direktor natürlich gleichfalls nicht fremd sein müßten, wären nach wie vor von einem tauglichen Beamten unter Kontrolle der Staatskasse zu besorgen.

Eben kommt mir Eduard Devrients Reformschrift: „Das Nationaltheater des neuen Deutschlands" zur Hand, zu deren Herausgabe der Verfasser durch einen Auftrag des preußischen Kultusministeriums veranlaßt ward. Es freut mich, daß meine flüchtig hingeworfenen Gedanken den Ideen eines praktischen und kunsterfahrenen Mannes nicht gar zu ferne stehen. Da zugleich verlauten will, auch unser Ministerium trage sich mit dem Gedanken einer Bühnenreform, so erlaub' ich mir dessen Aufmerksamkeit auf Devrients Schrift zu lenken. Für die Mängel meiner Skizze, welche wenigstens auf eigener Anschauung beruht, bitte ich die Kundigen im vorhinein um Nachsicht. Mit meinem Wissen habe ich darin nichts als die Wahrheit gesagt und einige fromme Wünsche ausgesprochen. Für kurze Zeit träumten wir von einem gemeinsamen deutschen Vaterlande — es ist eine verzeihliche Täuschung, wenn Eduard Devrient und ich auch bereits die Propyläen eines neuen deutschen Theaters in rosiger Morgendämmerung zu erblicken glaubten!

Wien, im Februar 1849.

# 9. Kleine theatralische Studien (1877).

## 1. Der theatralische Kronos und das streitende Theater.

Ein dramatisches Repertoire reicht nicht weit über ein Menschenalter hinaus. Der Theater-Kronos verschlingt nach und nach die meisten seiner Kinder und nur ein Shakespeare-Zeus bleibt etwa am vollen Leben und beherrscht die Bretterwelt durch ein paar Jahrhunderte. Wenn man so seine mehr als sechzig Jahre ins Theater gegangen ist wie ich — welche Sterne hat man am dramatischen Horizont aufgehen, hell glänzen, mählich verbleichen und schließlich wieder im Nebel verschwinden sehen! Da ist unser Heinrich v. Collin. Sein „Regulus", „Mäon", „Balboa" waren durch einige Jahrzehente Repertoirestücke. Wo sind sie hingekommen? Iffland und Kotzebue hielten weit länger aus, allein weder die bürgerliche Moral des einen, noch des andern Witz und Spott wollen seit geraumer Zeit mehr munden. Einzelne ihrer Stücke tauchen bisweilen auf als Denkmale einer vergangenen Zeit und Anschauung. Ein jeder der beiden hatte im verflossenen

15*

Jahre zwei Aufführungen im Burgtheater. Und der Verfasser der „Schuld" und der tränenreiche Houwald, beide einst das Entzücken von uns allen, als wir noch jung waren, sie werden aus ihrem Schattenreiche gar nicht wieder hervorgeholt. Ebensowenig Zacharias Werner, der freilich nur dramatische wie poetische Kuriositäten und Phantasien gebracht. Aber auch von dem derben Praktiker Raupach, dem quondam theatralischen Alleinherrscher, ist nur „Der Müller und sein Kind" übrig geblieben. Da begreift es sich, daß auch die dii minorum gentium, wie Clauren, Holbein, Deinhardstein usw. längst unter die Verschollenen gehören. Daß aber ein bedeutender Dramatiker und wirklicher Dichter, daß ein Friedrich Halm, dessen „Fechter von Ravenna" doch in die neue Ära hineinragt, gleichfalls beinahe der Vergessenheit anheimfallen konnte, mag vielleicht weniger dem Publikum als den Theaterdirektionen zur Schuld angerechnet werden. Im ganzen darf man freilich ohne Übertreibung behaupten, daß das deutsche Theaterpublikum wenig Pietät besitzt und daß es sehr — vergeßlich ist. Es wäre Pflicht der Kritik, da ein wenig nachzuhelfen, auf das alte wie neue Gute aufmerksam zu machen, es nach Kräften zu fördern. Es geschieht aber beiläufig das Gegenteil. So hebt zum Beispiel die Rezension über ein neues Lustspiel gewöhnlich folgendermaßen an: „Wir Deutsche haben keine Lustspieldichter und keine Lustspiele. Die

beiden Meisterwerke ‚Minna von Barnhelm' und ‚Der zerbrochene Krug' sind Ausnahmen und bestätigen nur unsern Ausspruch, und die Komödie von gestern ist ein neuer Beleg dafür" usw. Und nun wird das arme Lustspiel heruntergemacht, in welchem weder ein verabschiedeter und verliebter Offizier vorkommt, der einen Ring versetzt, noch ein Prozeß um die Scherben eines Kruges geführt wird und welches daher nicht „klassisch" ist, sondern Alltagsware ohne Gehalt, ohne Tiefe, ohne Charakteristik.

In Paris geht das anders. Wenn Alexander Dumas und Sardou neue Stücke bringen, so werden sie weder mit Shakespeare verglichen, den die Franzosen soviel wie gar nicht kennen, noch mit Molière, auch fällt es keinem Sterbensmenschen bei, von der neuen, modernen Arbeit zu verlangen, daß sie sich durchaus in die Formen des „Misanthropen" oder des „Tartuffe" einzwängen müsse, sondern das Stück wird einfach seinem Inhalt und Gehalte nach besprochen, gelobt oder getadelt, ohne Seitenblicke und ohne Voreingenommenheit, auch ohne literarischen Schwulst und Bombast. Ist das Lustspiel gut oder auch nur lustig, so freut sich das Publikum darüber wie der Rezensent. Das macht: in Frankreich gilt „Leben und leben lassen" — die Deutschen sind aber neidisch, besonders die deutschen Literaten. Nebstdem herrscht bei uns eine literarische Clique, die den Ruhm an die Ihrigen

verteilt, alle „Fremden“ ignoriert oder schlecht macht. Irgend ein mächtiger Sosier, wie Cotta, hält die Schreibfedern in seinem Solde und läßt mit ihrer Beihilfe seine Artikel anpreisen. So weiß die „Augsburger Allgemeine“ zeitweise von einem neuen Schiller zu erzählen — das heißt, irgend ein in Stuttgart begünstigter homo novus hat ein Buchdrama geschrieben, bei Cotta verlegt und es soll daher vom Lesepublikum gekauft werden. Nach Jahr und Tag sind Buch und Autor vergessen, bis auf den Namen. So ist auch durch „Vetter Cotta“ unser Ladislaus Pyrker seinerzeit zu Ehren gekommen und jahrelang in der „Allgemeinen“ als „deutscher Homer“ angepriesen worden. Wenn aber schon Horaz bemerkt, daß der gute Homer zuweilen einduslе, und Jean Paul in seiner „Vorschule der Ästhetik“ einem jeden Epos die Erlaubnis erteilt, etwas langweilig zu sein, so bediente sich jener Kirchenfürst dieser „exceptio“ in viel zu hohem Grade.

Wir übrigen Österreicher, der deutschen Clique fern und fremd, stehen literarisch ziemlich im Schatten. So war Grillparzer durch geraume Zeit in Deutschland so gut wie unbekannt. Seit Tieck und Solger galt er als Verfasser von „Schicksalstragödien“, weil er als junger Mann ein „Gespenst“ auf die Bühne gebracht. Auch der alte Goethe kannte ihn wohl kaum über die „Ahnfrau“ hinaus. Die Wiener Briefe des derben Maurermeisters und Strophenliedlers Zelter, der von

Poesie soviel wie nichts verstand (von Musik nur wenig), waren nicht geeignet, dem Groß-Kophta in Weimar eine bessere Meinung von unserm Wiener Tragiker beizubringen. Der Theater-Kronos war auch bereits nahe daran, den guten Grillparzer samt seiner „Sappho", „Medea" und „Hero" zu verschlingen, wenn sich nicht der theatralische Kentaure Laube dem Allesvertilger männlich entgegengestellt, ihm seine Opfer noch zur rechten Zeit entrissen hätte.

Die bessern ältern Dramen dem Repertoire zu erhalten, scheint um so notwendiger, als dermalen nur selten bedeutendere Neuigkeiten auftauchen, das Publikum auch dem Theater gegenüber eine Stellung einnimmt, welche es doppelt wünschenswert macht, daß der geistige Gehalt des Bühnenwesens ja nicht vernachlässigt werde. Der Verfall des modernen Theaters, worüber sich jedermann anmaßt zu klagen, wird nun gar von einer Seite her betont, von welcher man es kaum erwarten durfte — nämlich aus Paris, welches doch dermalen in theatralibus (auch in Deutschland) mehr den Ton angibt als je. Ein Buch, das mir in die Hand fiel, von Jules Claretie: „La vie moderne au théâtre" (Paris 1875) stimmt ganz merkwürdige theatralische Jeremiaden an. Der Verfasser jammert vor allen Dingen über den Bau der riesig großen neuen Theater. (Davon weiß auch unsere Hofoper ein Lied zu singen und das künftige neue Burgtheater wird ihr

vermutlich akkompagnieren). — „Le succès aime les maisons modestes", meint der Verfasser. In den neuen Prachtgebäuden verlange man weniger nach geistiger Nahrung als nach Äußerlichkeiten und Spektakel. (C'est tout comme chez nous!) Das „Metier" des Theaterdirektors werde dabei von Jahr zu Jahr schwieriger und unverläßlicher. Von Kunst kaum mehr die Rede. Nur Geld die Losung, als handle sich's um eine Börsenoperation. Um aber ein großes Stück in Szene zu setzen — und andre „ziehen" nicht — seien Hunderttausende erforderlich und fällt das Drama durch, so kommt man nicht auf die Kosten. So geht ein Theater nach dem andern zugrunde. (Auch in Paris, dieser Theaterstadt par excellence!) Dazu die hohen Gagen nebst dem Aufwand in Dekorationen und Kostümen, selbst in modernen Stücken. Mademoiselle Mars habe ihr ganzes Repertoire mit vier, fünf Kleidern gespielt; so viele „robes" war in letzterer Zeit die Deslée bemüssigt, an einem einzigen Theaterabend zu verzehren. Und das Publikum verlange das, denn es sei durch die „Offenbachiaden" daran gewöhnt. Frankreich habe vor Zeiten durch Bildung und Geschmack, durch Geist und Feinheit (auch in Theatersachen) den Ton angegeben — dermalen renne man nur den Pariser Übertriebenheiten und Frivolitäten nach. Eine Umkehr sei daher vonnöten. Die Zeit sei ernst geworden und das Theater, welches die Zeit widerspiegelt, habe dabei die

Verpflichtung, die großen Ideen, welche uns bewegen, in sich aufzunehmen. Der Verfasser weist auf Alexander Dumas hin als den Gründer eines „théâtre militant“, welches sich mit den brennenden Fragen des Tages beschäftigt. Das Theater dürfe nicht zu einem „amusoir vulgaire“ herabgewürdigt werden, alles Edle und Große gehöre auf die Bühne: die Arbeitsfrage, das Los des Weibes, das Vaterland und die Freiheit. „Le poète à charge d'âmes“ — wie Viktor Hugo sagt. Der dramatische Dichter sei folglich verpflichtet, seine Kunst ernst zu nehmen als eine Sendung im Dienste der Wahrheit und Schönheit, er müsse das im Genuß taumelnde Publikum wieder auf die richtigen Wege der Einfachheit und Natur zurückführen. Mit Cancan und Parodie müsse ein Ende sein, sonst käme man wohl noch dahin, Schillers „Don Carlos“ in eine Opera buffa umzuwandeln und den Marquis Posa eine Gigue tanzen zu lassen.

Man kann dem Autor in den meisten dieser Auslassungen nur völlig beistimmen und sich aufrichtig freuen, daß ein Franzose so unparteiisch über Franzosen urteilt. Nur gegen den „Theaterkämpfer“ Dumas ließe sich einiges einwenden; allein der ist nun einmal der Liebling des Herrn Claretie. Der Kritiker lobt alle Stücke seines Leibpoeten, wie auch deren Vorreden, und hat vermutlich auch nichts dagegen, daß der Verfasser des „Demi-monde“ unserm Goethe das Genie

abspricht. Nur an der „Femme de Claude" entdeckt er einige leichte Makel; dagegen werden fast alle neuen französischen Dramatiker und ihre Werke ziemlich hoch gehalten. Gehören aber „La baronne", „La comtesse de Somerive", „Les deux orphelines", „Le Sphinx", „L'Etrangère" usw. wirklich zu dieser theatralischen ecclesia militans, welche Wahrheit und Schönheit zu predigen berufen ist? Ich möchte sehr bezweifeln, daß derlei Sensationsdramen imstande sind, eine Regeneration des Theaters herbeizuführen. Der Verfasser scheint nicht völlig davon überzeugt, indem er eingestehen muß: „Oui, le théâtre est en décadence. Ici, comme en toutes choses, comme en peinture, comme en littérature, il y a un grand nombre de talents remarquables, ingénieux, spirituels, charmants; il n'y a plus de créateur ou d'inventeur. Toute cette innombrable et précieuse monnaie ne vant pas un lingot d'or."

Einverstanden. Wir Deutschen besitzen aber diese dramatischen Goldbarren glücklicherweise in Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, samt den Epigonen Hebbel und Otto Ludwig. Auch den Ausländer Shakespeare können wir als ehrliche deutsche Eroberung hinzurechnen. Freuen wir uns also dieses reichen theatralischen Besitzes, der den Franzosen fehlt und mit welchem sich die deutsche Bühne wohl noch eine Weile aufrechterhalten läßt. Werden wir aber auch den

Neuern und Mitlebenden gerecht, insofern sie sich bemühen, das Theater in einem Sinne fortzusetzen, welcher dem von ihren großen Vorbildern eingeschlagenen Wege nicht widerspricht. Im Dienste der Wahrheit und Schönheit sind auch die bescheidenen Hilfsarbeiter nicht zu verachten. Neben den lingots d'or bedarf man — der petite monnaie.

Bereits vor einem halben Jahrhundert wurden Klagen laut über den Verfall der deutschen Bühne und jetzt klagt man abermals. Es fehlt an großen neuen Talenten, sowohl produzierenden als darstellenden, das ist richtig; vergleicht man aber das Repertoire von damals mit dem von heute, so neigt sich die Wage entschieden zu unsern Gunsten. Die dramatischen Meisterwerke, die Shakespeares mit inbegriffen, welche vormals nur als spärliche Kost gereicht wurden, füllen dermalen alljährlich beiläufig ein Drittel der Abende des Burgtheaters aus. Das gibt einen theatralischen Stock, der nicht zu verachten ist! Sonst bringt man von ältern Stücken die bessern, nebst den Neuigkeiten, auch denen der Franzosen, in sorgsam einstudiertem Zusammenspiel, „soweit unsere Kräfte reichen". — Das hindert nun freilich nicht, daß der unersättliche Theater-Kronos noch immer alljährlich seine Opfer verschlingt. Doch auf die Gefahr! Man trägt sein Scherflein bei und verzichtet obendrein auf die Ehre, der streitenden theatralischen Kirche des Herrn Claretie beigezählt zu werden.

Die eigentliche Polemik gehört nicht aufs Theater und ist trotz allem Zujauchzen des Tages nicht imstande, ein Stück auf den Brettern zu erhalten. Wenn man sich nun gar darauf beschränkt, gewisse Paragraphe des Code français und sei's mit noch so vielem Geiste, dramatisch zu bearbeiten, so erhält man lauter Dramen von ähnlicher Farbe, die einander ablösen und deren vorletztes dem letzten weichen muß, um nach Jahr und Tag dem nächsten neuen Platz zu machen — vermutlich wieder nur auf ein Jahr. So läßt unser Stadttheater binnen einer Theatersaison eine ganze Reihe dieser Kostbarkeiten kaleidoskopisch an unsern Augen vorübergaukeln. — Das moderne Theater, welches Neuigkeiten verlangt und seiner Natur und Einrichtung nach verlangen muß, setzt sich nun freilich auch auf diesem Wege fort, allein das Repertoire gewinnt dabei nur selten einen dauernden Besitz. Zwar auch Molière und Beaumarchais haben polemisiert und im „Tartuffe" und „Figaro" ihre Zeit abgespiegelt, aber dabei ins Ganze und Volle und so auch ins rein Menschliche gegriffen. Daraus wurden lebendige und bleibende dramatische Gestalten. Ein parteiischer „Rabagas" ist nur für die Stunde und schwindet mit ihr.

Bei alledem wird man zugeben müssen, daß die modernen französischen Bühnenschriftsteller von Scribe bis Dumas mit ebensoviel Geschick als Kühnheit in das soziale Leben zu greifen verstehen. Sie schaffen

nun freilich in dem lebendigen Paris und das théâtre français — solange die Republik aushält — unterliegt keiner Hofzensur. Das lasterhafte Frankreich erfreute sich überhaupt von jeher einer gewissen Theaterfreiheit. Molières Kämpfe um „Tartuffe“, jene Beaumarchais' um seinen „Figaro“ stehen vereinzelt wie Viktor Hugos Theaterprozesse und auch diese führten schließlich zu einem glänzenden Siege. Uns sollte die geistige Freiheit vorläufig von außen kommen. Die Gallier mußten erst (im Jahre 1805) in Wien ihren Einzug halten, auf daß es uns gestattet wurde, unsern Klassiker Schiller drucken zu dürfen — eigentlich nachdrucken. Diese Löschpapierausgaben waren nun freilich durch den Frieden von Schönbrunn, durch über tausend Quadratmeilen Land und beinahe drei Millionen Menschen ziemlich teuer erkauft. — Und unser armes Theater hatte überdies keinen Gewinn davon. Nach dem Abzuge der Franzosen gab es keinen „Tell“ und „Fiesco“ mehr und der Präsident in „Kabale und Liebe“ wurde abermals in seinen fabelhaften Vicedom umgewandelt, der Vater in den Oheim.

Das sagte aber einem fremden Schauspieler nicht zu, welcher in den zwanziger Jahren als gastierender „Ferdinand“ nach Wien kam. Bei der Probe bestand er auf „Vater“ und „Sohn“ wie er's gewohnt war. Die einheimischen Künstler erklärten sich bereit, auf diese restitutio in integrum des Originaltextes einzu-

gehen. Schreyvogel ließ die Leute gewähren. Ein schöner Sommerabend, dachte er, ein leeres Haus und der Kaiser in Laxenburg — da kann man's riskieren. — Die Probe ging wie am Schnürchen. Auch verschiedene, sonst höchlich verpönte Stellen, wie: „Kann der Herzog Gesetze der Menschheit verdrehen oder Handlungen münzen, wie seine Dreier? Er kann den Hermelin über seine Schande hinwerfen!“ — dies und ähnliches ließ sich vernehmen. Die Kulissen des Burgtheaters blieben dabei unbeweglich. Inzwischen hatte sich der Himmel getrübt und es trat Regenwetter ein. So kam Kaiser Franz in Laxenburg um seinen Abendspaziergang, auch waren weder das gewohnte Quartett, noch die Tarokpartie mit Kutschera bei der Hand. Der Kaiser langweilte sich also und beschloß, in sein Burgtheater zu fahren. Das Stück hatte bereits begonnen, als er in die Hofloge eintrat. Schreyvogel, auf den Tod erschrocken, eilte auf die Bühne, um den „Vater“ zu kontremandieren, den „Oheim“ zu restituieren. Das setzte aber die heilloseste Verwirrung ab. Noch als Musikus Miller sprach von „Sr. Exzellenz dem Herrn Papa“; Vicedom Wilhelmi faßte sich zwar und redete seinen verlornen Sohn per „Neffe“ an, dieser erteilte ihm aber, wie auf der Probe, den süßen Namen Vater. Kurz, die Schauspieler kamen aus dem Häuschen und der Souffleur hatte seine liebe Not bei diesem verwandtschaftlichen Durcheinander.

Bei den späteren Vorstellungen des Stückes wurde die alte Ordnung wieder hergestellt. Ferdinand mußte vor wie nach emphatisch ausrufen: „Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Onkel noch nie gehört worden ist — dringen Sie nicht bis in diese!“ Du lieber Himmel! In was denn für eine? Was ist mir Hekuba! Was ist uns ein Onkel, oder eine Tante? Aber dieser Zensuronkel kann für ein Symbol gelten wie im „Nathan“ das Wort „Wahrheit“ statt „Religion“. Alpaka statt echten Silbers, verlangt die Theaterzensur.

Jules Claretie hat doch Recht! Wir brauchen ein théâtre militant, um vor allem die Theaterbeschränkungen zu bekämpfen, die Beschränkung überhaupt, die Geistesbeschränktheit von oben wie nach unten den Hochmut der Großen, die Dienstesbeflissenheit der Kleinen, die Engherzigkeit, die Unwissenheit, den Unverstand.

Januar 1877.

## 2. Dramatische Liebespaare.

Freundschaft steht gewissermaßen höher als die Liebe, oder beruht doch auf festerer, realer und rationeller Grundlage. Darum überdauert sie auch die heftigern Empfindungen; die leidenschaftliche Liebe der jungen Gatten geht allmählich in stillere Neigung,

Wohlwollen und Freundschaft über. Derlei ruhige und friedliche Verhältnisse taugen aber wenig fürs Theater, das nach Bewegung verlangt, nach Konflikten und Leidenschaften. Die Liebe als solche ist nun die süßeste wie die gewaltigste, zugleich die geheimnisvollste Leidenschaft. Man mag die Sache drehen wie man will, der eigentliche Kern der Liebe, bei welcher Sinn und Seele zusammenfließen, ist kaum völlig zu ergründen. Wie entsteht die Liebe? Warum liebt man? Niemand weiß es. Die romantische Liebe! „Die Kaprice auf gerade diese," wie Hegel sie wenig galant bezeichnet. Die erste Liebe! Gibt es Holderes im Menschenleben? Es ist das Gefühl der Unendlichkeit, der Ewigkeit, welches Jüngling wie Mädchen erfüllt, durchglüht. Wird das von Dauer sein? Wer denkt daran? Wer denkt an die Zukunft, wo der Moment alles ist! Zwei Wesen finden sich, sie brennen vor Begierde, einander zu besitzen, sie scheuen nicht Kampf und Gefahr, selbst der Tod hat keine Schrecken für sie — sie verschlingen sich in eins, die rauhe Außenwelt schwindet vor ihren seligtrunkenen Blicken, nur sie und die Liebe bleiben — das Rätsel des Lebens scheint für immer gelöst.

Das ist die Situation zwischen dem blutjungen Romeo und der vierzehnjährigen Julie. Sie begegnen sich zum erstenmal auf einem Ball und ihre Herzen, wie man zu sagen pflegt, fliegen einander zu. Das ist beinahe wie in Werners „Weihe der Kraft",

wo der mystische junge Theobald bei Theresens Anblick ausruft: „Mein Urbild!“ — Daß Romeo die reizende junge Schöne gleich beim ersten Zusammentreffen ohne Umstände küßt, entschuldigt A. W. Schlegel damit, daß derlei zu des Dichters Zeiten nicht für eine besondere Vertraulichkeit gegolten habe. Weniger begreift sich des Liebenden rasches Abspringen von seiner Schwärmerei für Rosalinde zu Julie. Schlegel bezeichnet das als den „heiligern Ernst seiner zweiten Leidenschaft“. Was ist aber daran Heiliges? Die beiden jungen Leute gefallen einander. Voilà tout. Sie kannten sich bisher gar nicht, wissen gegenseitig nichts von ihren Lebensverhältnissen, noch von ihren Charakteren oder Eigenschaften. Es sind eben ein paar Verliebte, vom Liebespfeil getroffen. Aber bald erfahren sie zu ihrem Schrecken, daß sie zwei einander feindlichen Häusern angehören. Allein was kümmert das zuletzt die Liebe! Va banque! Romeo dringt mit Lebensgefahr in den Garten der Capulets und Julie sagt ihm entschlossen:

> Schwör' dich zu meinem Liebsten,
> Und ich bin länger keine Capulet!

Verliebt und praktisch fragt sie zugleich, wie's mit dem Heiraten stehe. Sie werden ein Paar, insgeheim, allen Stammesfeindschaften und Gefahren zum Trotz. Damit beginnt eigentlich erst die Tragödie. Die Ehe war aber nur von kurzer Dauer. Wie hätte sie sich bei

gutem Ausgang der Sache wohl in Zukunft gestaltet? Hätten die beiden Charaktere auf die Länge für einander getaugt? Ich will von der holden Julie voraussetzen, daß sie ihrem jungen und feurigen Gatten treu geblieben, eine gute Hausfrau und Mutter geworden wäre. Aber dieser Romeo mit seinen Schwärmereien! Wie, wenn jene stolze Rosalinde, die ich mir als eine Art „Sphinx" vorstelle, dem jungen Gatten hinterher einen Schritt entgegen tut? Etwa zu einer Zeit, wo Julie im Hause beschäftigt ist oder bei ihren Eltern zu Besuch oder ein wenig unpaß und dergleichen. Der erste Liebesrausch ist bei dem romantischen Schwärmer vermutlich verraucht, und in Verona kann ihm leicht wieder ein Weib vorkommen, welches er für das schönste hält, „seit Welten stehn". Kurz, ich habe den jungen Menschen im Verdacht, daß er in der Ehe Seitensprünge machen würde, und die arme Julie dürfte sich darüber die schönen Augen ausweinen. Der weise Dichter sah das ohne Zweifel voraus und ließ lieber beide sterben, im Vollgefühle ihrer gegenseitigen Leidenschaft,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kusse sich verzehren.

Shakespeare hat wohlgetan. Die Erdenschlacken sind abgefallen, die zärtlich Liebenden leben für immerfort in der heiligen Naphtaflamme der Poesie wie im

Gedächtnis aller fühlenden Herzen, und so ist und bleibt „Romeo und Julie“ unbestritten das Symbol und die Tragödie der Liebe für alle Zeiten und Nationen.

Diese flüchtigen Bemerkungen hatte ich vor Jahren niedergeschrieben und mich ihrer erinnert, als ich unlängst Eduard v. Hartmanns gesammelte „Studien“ durchblätterte. In einem kleinen Essay über das Liebesdrama werden dort Dinge ganz ernsthaft ausgesprochen, die mir vordem als Einfälle oder Schrullen durch den Kopf gelaufen. Auch der Philosoph nennt Romeo einen „Flattergeist“, ja er spricht ihm sogar die Männlichkeit ab, wie die eigentliche Leidenschaft. Der junge Mensch werde nur durch Affekte (Sinnlichkeit) geleitet und seine Heirat mit einem vierzehnjährigen Mädchen würde heutigentags dem „Reichsstrafgesetzbuche“ verfallen.

Auch Julie kommt nicht viel besser weg: sie entwickle zwar eine tiefere Leidenschaft als ihr Romeo, doch sei sie im Grunde „gemütlos“ (gleich ihm) ob gegenseitigen Mangels aller Anhänglichkeit für Eltern, Angehörige und Vaterland. Die Liebe sei überhaupt hier von Shakespeare nicht „in seiner sonst echt germanischen Gefühlsweise“ behandelt worden, sondern „wesentlich im romanischen Sinne“. Daß sich Julie mit ihrer Liebe sogleich ihrem Romeo an den Kopf werfe, darüber, sowie über ihr rücksichtsloses Geständnis

an die gemeine Amme würde sich „jedes deutsche Mädchen" skandalisieren usw. Kurz, Hartmann will das Stück durchaus nicht als „das Hohe Lied der Liebe" gelten lassen.

Und warum nicht? Weil die Liebe hier romanisch ist? Wie soll sie anders sein? Die beiden leben und lieben ja in Verona und nicht in Augsburg, Frankfurt oder gar Sachsenhausen. Es ist die heiße italienische Liebe, es sind heiße junge Herzen, deren es ja auch in Deutschland gibt, nach dem Zeugnis Gottfrieds von Straßburg und seines Hohen Liedes „Tristan und Isolde". Die beiden Veroneser Liebenden vergessen ihre Eltern und deren Parteigezänke. Das liegt doch wohl in der Natur einer überwältigenden und alles verschlingenden Leidenschaft. Aber Julie hat kein Gemüt zu ihren Eltern. Nun, die wollen sie von heute auf morgen an den unbedeutenden und ihr verhaßten Grafen Paris verheiraten. Das arme Mädchen weigert sich aber mit Ehrerbietung:

> Ich fleh' euch auf den Knien, mein guter Vater,
> Hört mit Geduld ein einzig Wort nur an!

Darauf der alte Capulet: „Geh' zum Henker!" Er schilt sie eine Dirne, ein Talggesicht, eine Hexe. Sie soll den reichen Herrn Grafen heiraten, seinen guten Freund, oder betteln, hungern, am Wege sterben. Da wendet sich die Tochter an Mama Capulet:

> O, süße Mutter, stoß mich doch nicht weg!

Und was erwidert diese?

Tu, wie du willst, du gehst mich nichts mehr an.

Ein recht gemütliches Elternpaar. Und zu denen soll die Tochter Gemüt haben! Sie ist freilich kein „deutsches Mädchen", hat nur eine „romanische Liebe" im Herzen. Was verlangt aber eigentlich Herr v. Hartmann von einer Liebestragödie? Hätte Shakespeare vielleicht ein abstraktes Liebespaar schildern sollen, welches weder in Italien, noch in Deutschland, noch in Frankreich oder Rußland oder sonstwo auf realem Boden fußt, sondern überall und nirgends zu Hause ist? Derlei läßt sich etwa philosophisch konstruieren, poetisch konzipieren nun und nimmer. Der Essayist räumt zwar gnädig ein, daß Romeo und Julie den romanischen Idealen so ziemlich entsprechen; daß sie aber auf das schroffste mit den deutschen kontrastieren, was er gleichfalls behauptet, kann ich ihm nun und nimmer zugeben. In einer Tragödie, die wohl durch die Shakespearesche angeregt worden, in Kleists „Familie Schroffenstein", benehmen sich die deutschen Liebenden nicht minder rücksichtslos als die italienischen, den äußeren Verhältnissen sowie ihren Eltern gegenüber. Auch dieses Stück bringt Liebe, Leidenschaft und schöne Naturlaute, nur nicht in so reichem Maße als das des Engländers. Streift das Nationelle, Zufällige und der Zeit (auch dem Zeitstile) Angehörige von „Romeo und Julie" ab und das Schöne und

rein Menschliche bleibt als Residuum in dieser ausschließlich einzigen Tragödie der Liebe. Für diese Ansicht könnte ich eine Menge Autoritäten anführen; ich begnüge mich mit deren drei.

Bei Gelegenheit der Aufführung der Tragödie „Zaïre“ in Hamburg bemerkte der alte klassische Lessing in seiner Dramaturgie: „Die Liebe selbst hat Voltairen die Zaïre diktiert — so sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist ‚Romeo und Julie‘ von Shakespeare.“ — Und der moderne und frivole Heine meint nun gar: „Nicht das benannte Menschenpaar, sondern die Liebe selbst ist der Held in diesem Drama.“ — Und mein dritter Gewährsmann? — Es ist kein Geringerer als das Theaterpublikum von Shakespeares Zeiten bis auf unsere Tage, als mit sich übereinstimmende Einheit, als Person gedacht. — Dermalen sind wir nun freilich längst in den Pessimismus geraten, welcher die Liebe, insofern sie nicht Mitleid ist (caritas), als leidige Selbstsucht deklariert und die schönen Mädchen nur als „Knalleffekte der Natur“ betrachtet. — Sei's! Und mag die Liebe nichts weiter als eine süße Täuschung sein! Die Dichter werden darum vor wie nach doch nicht aufhören, Liebesdramen zu schreiben, solange sich die Jugend durch Schönheit und Anmut und Idealismus

täuschen läßt und das dürfte wohl währen bis ans Ende aller Tage.

In den Dramen von Jupiter Goethe spielt die Liebe nur eine Nebenrolle. Seine Mädchen lieben zwar meist innig und warm, die Liebhaber machen sich's dagegen ziemlich bequem, wie diese Weislingen und Clavigos — die „schlechten Figuren", als welche sie ihr Schöpfer selber bezeichnet. Auch Faust ist ihnen beizuzählen, der, nachdem er sein holdes Gretchen genossen hat, sich nicht weiter mehr um das arme Ding bekümmert. — Egmont liebt nun gar als ein vornehmer Herr. Hat er das sittsame Bürgersmädchen verführt? Man weiß es nicht recht. Sie hat sich ihm wohl freiwillig ergeben oder — „halb zog er sie, halb sank sie hin". — Jedenfalls glaubt er ihr genug zu tun, wenn er einmal „spanisch" zu ihr kommt. Kaum, daß sonst ein zärtliches Wort über seine Lippen kommt, während sie ihm Herz, Seele wie Leib und schließlich das Leben opfert. Es macht beinahe einen komischen Eindruck, daß das Gewissen in dem Kavalier erst kurz vor seinem Untergange erwacht. Er empfiehlt das Klärchen dem Sohne Albas. „Ich kenne ein Mädchen —" sagt er. „Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig." — Recht gemütlich. Aber zu spät, Herr Prinz von Gaure! Das gute Kind ist längst versorgt, es hat Liebe, aber auch Arsenik im Leibe. Und ihr Brackenburg desgleichen, der arme treue Bürgers-

sohn, der sie weit mehr geliebt hat als der galante Herr Graf.

Da liebt der Graf Wetter von Strahl, der doch auch ein vornehmer Herr ist, ganz anders. Er droht dem Käthchen wiederholt mit der Hundspeitsche, obschon oder besser: weil er sie liebt. Schon in dem großen Monolog zu Anfang des zweiten Aktes ruft er schmerzlich aus: „Käthchen! Mädchen! Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen?“ Was hindert ihn? Seine vornehme Geburt, ihre Niedrigkeit. Nun ja, er darf sie nicht zu seiner Frau machen. Aber die Dirne läuft ihm ja nach und er braucht nur zuzulangen à la Egmont. Allein der schwäbische Ritter ist von einem edlern Kern und von besserer Noblesse als der niederländische Genußling. Er will das Mädchen nicht unglücklich machen, er will sich selber und seine Neigung bezwingen und so greift er in seinem Herzenskonflikt zur Peitsche, die man auf der realen Bühne ja nicht weglassen sollte.

Schiller, welcher die Tragödie seines großen Freundes ziemlich unparteiisch beurteilt, will diesen Egmont, dessen Verdienste man nur „vom Hörensagen“ kenne, für keinen eigentlichen Helden gelten lassen, und dieser zweifelhafte Held und Patriot sei zwar überdies ein Liebhaber, jedoch — „ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben“. So ist es auch. Die Liebe gilt ihm nur für ein Mittel, „um von

seiner Stirn die sinnenden Runzeln wegzubannen“. Eine zerstreuende Kavalierepisode, die einem braven bürgerlichen Paar das Leben kostet!

Einmal rächt sich aber die in „Egmont“ so vornehm und obenhin behandelte Liebe — und zwar an dem Dichter selbst, denn unter den Liebeswunden Tassos scheinen sich auch gewisse eigene Schmerzen des Autors zu bergen. Es geht aber dabei etwas anders zu als in „Egmont“, eigentlich umgekehrt. Der Dichter und einfache Edelmann verliebt sich da in eine hochstehende und prüde Prinzessin, die sich von ihm den Hof machen läßt, aber nur poetisch und par distance, denn wie er wärmer wird, sie in die Arme schließt und ausruft: „So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!“ Da stößt sie ihn fort — „Hinweg!“ und rennt davon. Dieses „Hinweg!“ gibt Aufschluß über den ganzen Charakter der Dame, wenn man darüber noch im Zweifel sein könnte. Wahrhaftig, diese Leonore von Este, obwohl gleichfalls Italienerin, ist weitab von einer „romanisch“ hingebenden Julia! Es mag wohl nur so etwas von „deutscher“ oder Weimarer Hofliebe in ihr stecken. — Verdient aber dieser Tasso ein besseres Schicksal? Dieser poetische Kammerjunker am Hofe von Ferrara! Man erweist sich ihm zwar äußerst gnädig, schmückt ihn sogar mit einem Lorbeerkranz, macht ihm ab und zu auch süße Augen — und Herzog Alphons sagt sogar:

Ich bin auf ihn als meinen D i e n e r stolz!

Dieses Abhängigkeitsverhältnis erkennt auch Tasso an, indem er bemerkt:

— E i n e n Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn, der **mich** ernährt.

Wen mahnt es dabei nicht an das Ilm-Athen und an den armen Schiller, welchem Serenissimus von der Hoftafel ein Kibitz-Ei sendet! Der Dichter saß an einem Nebentisch mit andern „Dienern". — Und Tasso! Man nimmt ihm sein Gedicht, sperrt ihn ein, weil endlich einmal der Mann in ihm erwacht und er gegen einen Höfling, der ihn mißhandelt, den Degen entblößt. (Nebenbei bemerkt, die einzige wirklich dramatische Szene in dem ganzen Schauspiel.) Aber dieser Tasso erträgt alles mit Geduld, auch das abscheuliche „Hinweg!" der kalten Prinzessin, er selber wird hinweggejagt — und wie er die Wagen der hohen Herrschaften rollen hört, die Karosse der zimperlichen Schwester, des hochmütigen Bruders, da tobt und wütet er wohl? — Nein! Da ruft er wehmütig aus:

O küßt' ich nur noch einmal seine Hand! —

Wie hündisch! — Nun, bei Gott, wenn das ein Dichter ist, ein Mann und ein Liebender! Da zieh' ich mir doch meinen Romeo mit seinen „Affekten" vor, der sich in der Liebesverwirrung das Leben nimmt,

anstatt andere „Kombinationen“ abzuwarten, wie die Studie über die Liebestragödie ihm anrät. Aber der Italiener hat kein Fischblut! Die Leidenschaft überlegt und wartet auch nicht. Tasso hingegen fügt sich geduldig in sein Schicksal. Er ist zufrieden, wenn man ihn nach Consandoli schickt, wo er die Stukkaturwände „mit einem leichten Wedel säubern“ will! — O über die Hofkammerdienerseele! Und so ein Mensch soll ein Heldenepos geschrieben haben? Aufs höchste eine „Achilleis“.

Gretchen und Klärchen sind blühende und duftige Liebeswesen, alles Natur an ihnen; sie haben auch keinen krankhaften oder hysterischen Beigeschmack, wie etwa das Käthchen des armen Kleist. Der große Goethe hat überhaupt die stille und ergebene Neigung des sanften Weibes wiederholt abgeschildert, mit Vorliebe, dabei objektiv und mit aller Psychologie. Seine Marien sterben an der Schwindsucht oder stehen dem Treulosen, der sie verlassen hat, in seiner letzten Krankheit tröstend bei — aber seine Liebhaber sind lauter größere oder kleinere Mahadöhs, die sich äußerst herablassend gegen die Erdentöchter benehmen, ohne sich selber viel mit Liebesschmerzen zu befassen. Anders unser Schiller, der Idealist. Er kennt keine einseitige Liebe. Freud' und Leid muß beiden Parteien gemeinsam sein. Der Räuber Moor tötet seine Amalie auf ihre eigene Bitte, Ferdinand seine Louise, weil er sie für treulos hält, und

dann, seinen Irrtum erkennend, vergiftet er sich selbst. Was dem einen recht, ist dem andern billig. In diesen Liebesverhältnissen, wie sie ein Jüngling schildert, ist allerdings viel Überschwängliches, aber in den Gestalten pocht trotz alledem warmes Herzblut, kein bloß klassisch-kalter Ichor. — Don Carlos und die Königin sind poetisch feiner, verklärter. Innerlich miteinander verbunden, entsagen sie freiwillig, höhere Lebenszwecke im Auge.

Die schwärmerische und metaphysisch-stilistische Liebe zwischen Max und Thekla, mitten in Kriegs- und Staatsaffären und in eine rohe deutsche Zeit hineingezwängt, hat mich niemals recht erwärmen können. Es ist und bleibt trockener Idealismus und wurzelt in Kant und dem kategorischen Imperativ. Rudenz und Bertha sind schwache Abklatsche dieser ideellen Vorbilder und lieben einander schematisch — die Liebe der Johanna verliert sich in die Wolken und den Himmel, wohin ihr folgen mag, wer das imstande ist oder Lust dazu hat.

Heinrich v. Kleist versteht sich weit besser auf Liebe, in der „Familie Schroffenstein" wie in dem innigen und zärtlichen, nur etwas pathologischen Käthchen. Die Szene am Hollunderbusch bleibt darum doch ein wahres dramatisches Liebesbijou. Das ist so ein Erguß echt deutscher Liebe. „Penthesilea" wie Shakespeares „Cleopatra" sind Leidenschaftsriesinnen, mehr erschreckend als anmutend.

Grillparzer, der weibliche Dichter par excellence schildert uns in Bertha und Melitta das liebende Mädchen, in Sappho das leidenschaftliche Weib, in Medea beides. Es sind die verschiedensten Liebesabstufungen und sie enthalten feine Züge, wohl auch Widersprüche, wie sie der Dichter dem weiblichen Herzen abgelauscht. Mit seinen Liebhabern ergeht es ihm wie dem großen Goethe — sie erregen wenig Interesse. Der wild stürmende Jaromir mag noch angehen; der rücksichtslos egoistische und schließlich brutale Jason wird einem unangenehm, ja ärgerlich und unausstehlich; Phaon ist völlig unbedeutend. Nur Hero und Leander bilden ein wahrhaft dramatisches Liebespaar, an welchem man auch den höchsten Anteil nimmt. Diese beiden, Romeo und Julie im antiken Kostüme, sind die echt Liebenden. Sie vergessen die Außenwelt wie die Naturelemente und schreiten in süßem Traumleben ihrem tragischen Untergange entgegen. Grillparzer hat Shakespeare glücklich fortgesetzt oder ergänzt.

Auch Friedrich Halms „Imelda Lambertazzi“, eine Art Nachahmung von „Romeo und Julie“, ist als eigentliches Liebesdrama zu nennen, und die indische „Sakuntala“.

Damit wäre beiläufig so ziemlich alles angedeutet, was auf dem Theater von Liebe in tieferer Bedeutung gebracht wird. Da nun unsere Bühne im Grunde kein „echt germanisches“ Liebesideal aufweisen kann, so

müssen wir uns zur Not mit der „romanischen" Liebestragödie weiter behelfen, auf die Gefahr, daß die „deutschen Mädchen" über die gar zu hingebende Julie wirklich ihre holden Stumpfnäschen rümpfen sollten. Der Philosoph des „Unbewußten" ruft mir Goethes „Kenner und Enthusiast" ins Gedächtnis. Das „Maidel jung", das warme Leben, die Schönheit, die dem einen das Herz zerreißt, ist dem andern allzu schlank, er sturt sie an, entdeckt Sommerflecken an ihr —

Wägt alles gar bedächtig —

Doch er sturt und stiert und registriert nicht vergebens! Denn —

Um ihn versammelten Männer sich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Januar 1877.

### 3. Die theatralische Gattung.

Unter meinen alten Papieren fand ich einen Zettel des Schauspielers Korn. Er spricht darin über mein romantisches Lustspiel „Fortunat" nachfolgendes lakonisches Urteil aus: „So trefflich das Stück geschrieben ist, so dürfte die Gattung doch auf unserm Theater von dem Publikum zurückgewiesen werden."

Trocken, aber praktisch. Der Mann hatte theatralischen Takt und hatte recht. Das Stück wurde auch ausgepfiffen.

Aber die Gattung! Was für eine? Welche ist die rechte? Und auf wie lange ist sie's und bleibt sie's? — Wenn wir das deutsche Theater in seiner Entwicklung und Weiterbildung verfolgen, so sind es zwei Hauptrichtungen, nach denen es sich seit zwei Jahrzehenten, und zwar ziemlich stetig fortbewegt. Kaum, daß man vor Lessing von einer deutschen Bühne sprechen konnte. Französische Stücke, französischer Geschmack und vaterländische Geschmacklosigkeit (Gottsched) hatten unsere Bretter überwuchert. Unser einziger genialer Dramatiker aus früherer Zeit, Gryphius, war vergessen — die „Gattung", zu welcher seine kühn phantastischen Sachen („Cardenio und Celinde" usw.) gehörten, hatte seit lange ausgegolten. Die beiden älteren Schlegel, Weiße und andere Tragiker dieser Art stolzierten in Übersetzungen wie in ihren eigenen Werken im stolzen Schritt des französischen Alexandriners einher; Gellerts Schäfer- und Hausspiele und ähnliches samt massenweisen Übersetzungen oder Bearbeitungen repräsentierten das Lustspiel; in Wien standen die kaum verbannten, halb improvisierten Possen und Hanswurstiaden noch in lebhafter Erinnerung.

Das höhere Drama, wie es dem Deutschen gemäß war, nahm erst mit Schiller seinen Anfang und erfreute sich auch bald der leidenschaftlichsten Zustimmung der Nation, besonders als der Dichter nach seiner urwüchsigen „Räuber- und Fiescoprosa" sich dem „Idealismus

in Jamben" vollständig hingab. In dieser einen Richtung, in sentimental-dramatischer Verseströmung segelten die deutschen Tragiker dem tonangebenden Meister nun gläubig und ergeben nach. Mit mehr oder minder Talent oder Genie, darauf kam's eben nicht an. Klingende Verse und edle Gesinnung entschädigen für manches. Das Publikum ist nicht ekel und nimmt auch glitzernden Straß und böhmische Steine statt Perlen und Diamanten an. Hab' ich doch mit eigenen Ohren vernommen, wie der quondam oberste Kämmerer, der freundlich wohlwollende Graf Moriz Dietrichstein zu unserm guten Otto Prechtler nach Aufführung eines dessen lebhaft beklaschter Dramen mit Überzeugung sagte: „Sie sind halt schon unser Schiller!" — Otto Prechtler war aber nur ein kleiner Schiller aus zweiter oder gar dritter Hand — aus der des „Zriny"-Dichters Theodor Körner etwa oder aus der des weinerlichen Houwald, welchem bereits unser Heinrich v. Collin jambisch vorgearbeitet hatte, dem „Regulus" dieses jedenfalls verdienstvollen Autors (die Tragödie ging auch über alle deutschen Bühnen) widerfuhr sogar die Ehre, von dem großen Goethe kritisiert und teilweise auch gelobt zu werden, nur daß der Dichterrezensent zugleich den bedenklichen Rat erteilte, das etwas stoffarme, fünfaktige Trauerspiel zusammenzuziehen, und zwar — in einen einzigen Akt. — Der Ton, welchen Schiller angeschlagen, klingt noch immer fort und fort,

und auch das Schauspiel von Redwitz, „Philippine Welser“, welches in unsern Tagen auf dem Stadttheater zur Aufführung gelangte, ist ihm nicht untreu geworden. Die vorübergehenden Leiden der schönen Bürgerstochter haben dem Publikum kaum weniger Tränen entlockt als die königlichen Schmerzen der „Maria Stuart“ in der großen Abschieds- und Rührszene.

Schiller hatte große und erhabene Stoffe gewählt und sie groß und gewaltig durchgeführt; auch paßte der glänzende und prächtig vorgetragene Vers zu Gehalt und Ton seiner Vorwürfe. Zudem — ein jeder Dichter hat seine Art und Weise, die an dem Nachahmer häufig verdrießlich fällt; allein auch jedes Genie hat seine Makel und kleinen Flecken, die man nun freilich nicht nachahmen sollte. Das Genie selber gefällt sich zuletzt in seiner Lieblingsmanier mehr als recht ist und versteinert sich wohl auch darin. Ist nicht Goethes in der „Iphigenia“ ebenso lichtklare als innige, warme Poesie in der „Natürlichen Tochter“ bis zur Eiseskälte erstarrt? Seine abstrakten Personen „Herzog“, „Graf“, „Hofmeisterin“, „Weltgeistlicher“ usw. sind keine dramatis personae, sondern nichts als blutleere Schemen, welche sich in wechselseitigen, periodisch wohl abgerundeten Reden und Gegenreden ergießen — eine Art poetischer Kanzleistil, der nur in dem formellen Berlin und da nur zu einer gewissen Zeit Anklang gefunden. Schiller

wird nicht selten breit (wie im „Don Carlos“) und allzu kunstvoll und zierlich beschreibend oder ausmalend, auch da, wo es nicht hingehört, wie in der „Jungfrau von Orleans“, wenn der einfache Landmann Raimond von seiner „trefflichen“ Johanna spricht, der „edlen, zarten Himmelsfrucht“. — „Jetzt liebt sie noch“ — so fährt er fort —

Jetzt liebt sie noch zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Haide fürchtet sie
Herabzusteigen in (?) das nied're Dach
Der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft seh' ich ihr aus tiefem Tal mit stillem
Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herden ragend steht,
Mit edlem Leibe, und den ernsten Blick
Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.

Welche Fülle von Adjektiven! Und wer hat je einen Bauer seinen Schatz in so zierlich gewählter Weise herausstreichen hören? — Auch über „Tell“, die Landleute und deren ausgesuchte Redeweise wurde ähnliches bemerkt und der grübelnde Monolog des Armbrustschützen (worin er sich vor sich selber über seine künftige Gewalttat entschuldigt), sowie die berühmte, an und für sich hochpoetische Rede Melchthals:

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges usw.

mußte den Tadel der Kritik erfahren und nicht mit Unrecht. Einem Menschen, zudem einem Bauer, welcher die Blendung seines Vaters erfährt, eine Art von beschreibender Chria in den Mund zu legen, paßt weder für die Person, noch entspricht es der Situation. — Macduff, welchem die Kunde wird von dem Hinschlachten seines Weibes und seiner Kinder, macht seinem Schmerz und gepreßten Herzen in weit natürlich-menschlicherer Weise Luft. „Meine Kinder auch? — Auch mein Weib getötet? — Er hat keine Kinder! — Alle!" — Das sind die Jammerlaute, die sich seiner wogenden Brust entringen, und zwar einzeln, ohne Zusammenhang, durch die Zwischenreden des Rosse unterbrochen und deshalb um so wirksamer und einschneidender. Hie Shakespeare, hie Schiller! Man muß jedem seine Art lassen. Der Engländer findet einen Stoff, der ihn theatralisch anzieht, „Macbeth" oder „Othello"; meist ist es die große Leidenschaft, die den Dichter reizt, von welcher er selber erfüllt ist wie seine Zeit; er sucht nun seinem Helden auf der Bühne gerecht zu werden, und zwar in traditioneller Form, wie sie längst gang und gäbe ist, denn der große Shakespeare hat Vorgänger, von deren Art und Weise er kaum abweicht, sowenig wie von dem Gang der Novellen, nach denen er seine Dramen gestaltet, und wenn seine Tragödien und Komödien ein höherer Gehalt erfüllt, so ist es, weil er selbst höher steht als die andern.

Als Dichter, Weltdichter ist er einzig; als Dramatiker muß er jedenfalls als primus inter pares gelten. Auf der Bühne erscheint er, nach Goethes Ausdruck, als „Epitomator der Natur", seine Stücke sind höchst interessante Märchen, nur von mehreren Personen erzählt. Zugegeben. Doch geschieht das beiläufig in der bereits hergebrachten und akzeptierten Form und mit der höchsten Virtuosität; der Phantasie des Zuschauers wird dabei ein unendlicher Schauplatz eröffnet, der um eine Welt über die wirkliche Bühne und über die Schöpfungen der theatralischen Vorläufer hinausragt. So ist Shakespeare gewissermaßen ein Homer, welchem die kleinern Homeriden vorausgingen.

Anders steht es mit Schiller. Wenn Lessing und Goethe vor ihm waren, so geht der Gründer der deutschen Tragödie doch völlig andere und neue Wege, die auch von den realistischen Pfaden Shakespeares abweichen. Die Idee ist es, von welcher Schiller ausgeht, und in ihrem Dienst sucht und wählt er den Stoff, welchen er seinen Zwecken gemäß behandeln und darum in notwendiger Folge vergeistigen, in eine höhere Sphäre heben muß. „Don Carlos", „Tell" oder „Wallenstein" — sie sind die Diener der Idee und zugleich deren Symbole. Das tritt am deutlichsten zutage in der „Braut von Messina" mit ihrem Chor als idealer Person. In der Vorrede zu dieser Tragödie

nimmt der Dichter auch das Recht für sich in Anspruch, die verschiedenen Religionen als ein kollektives Ganzes zu behandeln und wie die Religion selbst unter der Hülle aller Religionen liege, demgemäß die Idee des Göttlichen poetisch-philosophisch auszusprechen. In solcher Weise faßt der Dichter den frei gewählten Stoff symbolisch auf, indem er ihn verklärt und ihn in das Gewand einer nur ihm eigenen, mächtigen und prächtigen Sprache kleidet, zu deren Schwung und Flug nun freilich auch sämtliche Personen des Dramas, hohe wie niedrige, sich zu erheben genötigt sind. Der Nachahmer geht aber immer nur auf das Äußere; ihm fehlt der Kern der Sache, der innere Gehalt, die befruchtende große Idee — statt ihrer gilt ihm weichliche Sentimentalität und die Form des klingenden Verses, mit dessen Beihilfe er seinen magern Stoff in das höhere Reich der Poesie zu erheben bestrebt ist. Und das Publikum geht darauf ein. „Das Stück ist schwach“, heißt es, „hat wenig Erfindung — aber die noble Gesinnung, die schöne Sprache!“

Gesinnung und Sprache geben aber noch keine Tragödie, sondern aufs höchste ein mehr oder minder wirksames Theaterstück, welches die Tränenschleusen zu öffnen geeignet ist. Das ist nun die eine „Gattung“, mit welcher das deutsche Theaterpublikum von Schillers Epigonen seit mehr als einem halben Jahrhundert gespeist wird. Selbst ein wirklicher Dramatiker wie

Friedrich Halm kann es nicht unterlassen, sich vorzugsweise als sentimentaler Sprachkünstler zu erweisen. Heinrich v. Kleist und Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig haben es dagegen verschmäht, die ausgetretenen Pfade noch weiter und breiter zu treten, sie schlagen ihre eigenen, zum Teil einsamen Wege ein, auf denen sich eine genial angelegte Natur, wie die Grabbes, in völlige dramatische Wildnisse und Wirrnisse verlor.

Zu der zweiten Hauptrichtung unserer Bühne hat Lessing mit seiner „Minna von Barnhelm" den Ton angegeben, mit diesem bürgerlichen Zeitgemälde auf preußisch-militärischem Hintergrunde, welches der Verfasser „Lustspiel" nennt. Das bürgerliche Element ist darin vorherrschend, nicht ohne Beimischung von Sentimentalität, wohl nach Diderots Muster. Das Komische ist durch mehrere Personen mit Maß vertreten. Da ist kein großer englischer Humor, wohl aber echt deutsche Heiterkeit und gute Laune. Es präsentiert sich uns ein munteres, etwas schnippisches Kammermädchen, ein gemütlicher und leicht feuerfangender Wachtmeister, ein spitzbübischer Wirt, ein derber und treuer Bedienter, schließlich ein abenteuernder Franzose, der das Deutsche radebricht. Diese Figuren aus dem Alltagsleben, wie auch die lächerliche alte Jungfer, der Pantoffelheld, die böse Sieben, welche gezähmt wird, dieses und ähnliches wird auf der deutschen Bühne mit nie fehl-

schlagender Wirkung wieder und wieder gebracht. Der große Lessing hat den Weg eröffnet, Iffland und Kotzebue und ihre Nachfolger haben ihn, jeder in seiner Weise, fortgesetzt. Das Bürgerliche, in frei gewählter Beschränkung, daneben das Ideale jezuweilen in Lüften schwebend — das ist das deutsche Theater. Heute „Don Carlos", morgen „Der Veilchenfresser" — das ist unser Repertoire.

Es lebt dermalen kein großes dramatisches Genie. Es mag wohl in der Zeit liegen und in unsern zerflossenen Zuständen, daß sich die modernen deutschen Dramatiker mit einem Mal auf die altrömischen Zustände der lasterhaften Kaiserära geworfen. Der alte Tacitus, aus welchem man die heiklen Stoffe geschöpft, hat da viel Unheil verschuldet. Diese „Messalinen" und „Neros" und „Caligulas" dürften sich aber kaum als haltbar erweisen. Das Verrottete und Kranke ist kein Vorwurf für die Tragödie, die sich nur von großen Ideen und Leidenschaften und gewaltigen Konflikten nährt. Finden diese aber bloß bei den alten Römern und Griechen statt? Ich denke, unsere modernen sozialen Zustände enthalten hinlänglichen Stoff für tragische Konflikte, wie uns Hebbel deren auch in seiner „Maria Magdalena" vorgeführt; desgleichen Otto Ludwig in seinem „Erbförster". Das sind Stücke einer neuen „Gattung", welche sich das Publikum nach einigem Zögern schließlich auch gefallen ließ.

Weit schlimmer steht es mit dem Lustspiel, welches aus seinem bürgerlichen beschränkten Kreise durchaus nicht abweichen soll. Eine Privatgesellschaft ließ sich unlängst Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire und tiefere Bedeutung“ vorspielen. In dieser phantastischen Komödie spielt bekanntlich der Teufel in persona eine Rolle. Er kommt auf die Erde, friert im heißen Juli, setzt sich in einen geheizten Ofen und fühlt sich mitten in den Flammen, welche ihn an die höllischen mahnen, äußerst behaglich. Dem Publikum ward aber, wie ich vernehme, mehr als unbehaglich bei dem Satanshumor, dem Verhöhnen der weichen Sentimentalität und andern kecken Späßen und Satiren des Detmolder Aristophanes. Das Stück gehört eben auch unter die „Gattung“, von welcher nach der bewährten Ansicht des Theaterpraktikus Korn das verehrte Publikum nichts wissen will.

Eine freiere Gestaltung des Lustspiels scheint dermalen noch immer nicht an der Zeit, auch wären ihr die Intendanten und Theaterdirektoren im vorhinein abgeneigt. Ein leichter Scherz über Ärzte und Advokaten mag allenfalls hingehen, aber eine Satire über Minister und Volksvertreter und andere privilegierte Persönlichkeiten! Anathema sit! Derlei bedarf es aber. Die Komödie respektiert niemanden und nichts, keine Person, keinen Stand, keine exzeptionelle Stellung. Was also tun? Bleiben wir bei unserer bürgerlichen Gattung und

bei den französischen Ehebruchsdramen, schütteln wir aber alle Jambenstücke ab, die uns nichts darbieten, als die edle Gesinnung des Verfassers und seine „schöne Sprache"!

Februar 1877.

## 10. Moriz Schwind zum Gedächtnis (1877).

In meinem Zimmer hängen zwei Bilder von Schwind. Das eine ist eine früheste Jugendarbeit; ein Ritter, zugleich Beschützer einer kaum angedeuteten, etwas derben Maid, welcher ein Ungeheuer bekämpft. Vermutlich Perseus und Andromeda. Der Ritter mit dem aufspringenden Pferde mahnt an Raphaels „Heliodor". Man erfährt, welches Muster dem Jüngling vorgeschwebt und mit welchem poetischen Hauche das Nachbild angeweht ist. Es ist zugleich derb und tüchtig gemalt und in dem ernst-dunkeln Ton gehalten, wie er dem Stoffe geziemt. — Das andere Bild rührt aus den späteren Jahren des Künstlers her und gehört unter seine „Reisebilder" deren er an die vierzig gemalt und die er wohl auch als „Lustspiele" zu bezeichnen liebte. Graf v. Schack in München ist der Eigentümer der Mehrzahl dieser köstlichen Schöpfungen. Das eine Stück, welches ich besitze ist aus der „Schwind-Ausstellung" bekannt. Wir beide als junge Leute (er war seinerzeit schlank und mager wie ich) fahren auf einem „Leiterwagen" in einer poetisiert-österreichischen Gegend.

Auch der Fuhrmann, die Pferde, alles ist echt österreichisch, wie wir selber. Die Farbe einfach, natürlich, klar, licht-übergossen. Eine Handzeichnung aus seinem letzten Lebensjahre hängt über dem Bilde. Die Zeichnung hat drei Abteilungen. Im Mittelstück sitzt der alte, längst ziemlich korpulente Freund, nach dem Leben getroffen. Die Zigarre in der Hand, wendet er seine immer feuersprühenden kleinen Augen behaglich schmunzelnd nach mir, der im Schlafrock sitzt und ihm aus einem Manuskripte vorliest. Das war von jeher des Freundes Begehren, so oft er zu mir, wie er sich ausdrückte, zum „Lever“ kam. Ein Schulkamerad von uns beiden (er starb erst im Sommer dieses Jahres 1877) ordnet die Bücher in meinem Zimmer. Raimunds „Jugend“ schwebt über uns und schneidet mir die Feder; Schuberts Büste blickt freundlich auf uns. — Die Abteilung rechts bringt eine Wiener Gesellschaft von anno dazumal, Damen und Herren mit einiger Porträtähnlichkeit; Liszt tobt seitwärts auf dem Klavier. In der Abteilung links schwebt die etwas derbe Nymphe des Starnberger Sees über den Wassern; ein Nachen mit weiblichen und männlichen Figuren landet eben an dem anliegenden Häuschen Schwinds. — Wer weiß nicht, mit welcher Anmut er zu zeichnen verstand? Er wollte die Skizze mit Wasserfarben leicht kolorieren und mich an meinem Geburtstage damit überraschen — da überraschte ihn der Tod.

Ich besaß noch zwei kleine Bildchen des Freundes, die ich bereits vor Jahren einer Freundin überließ: einen bärtigen Rübezahl, welcher durch den Wald streift. Alles braun, Recke wie Bäume. Ein märchenhafter Ton. — Das andere Bildchen stellt einen kecken, protzigen Kerl dar in farbenreichen, hell schimmernden Gewändern. Er schreitet dahin, als gehörte ihm die Welt. Wir hatten uns über Schwind lustig gemacht, wenn er in seiner übermütigen Laune war. Da schmierte er das Ding in ein paar Stunden zur Erinnerung hin.

Ich erwähne dieser künstlerischen Kleinigkeiten, die ebenso charakteristisch gezeichnet als im Charakter gemalt sind, ein jedes in Farbe und Ton verschieden. Mir ist sehr wohl bekannt, daß man übereingekommen ist, unserm Schwind, wie auch seinem Zeitgenossen Kaulbach (und diesem mit weit mehr Recht) die Farbe geradewegs abzusprechen, wenn man ihn auch als Zeichner gelten läßt. Jedenfalls wird man anerkennen müssen, daß er sein Lebelang ehrlich bemüht war, seine Farbe zu suchen, und diese jedesmal dem eben gewählten Stoffe anzupassen. Jeder echte Künstler muß sich mehrmals abhäuten und verwandeln. Das gilt vom Maler so gut wie vom Musiker und Dichter. Von der „Laune des Verliebten“ und den „Mitschuldigen“ bis zu „Faust“ und „Iphigenia“, von Mozarts ersten Klaviersonaten, an denen noch die Clementische Eier=

schale klebt bis zur „Jupitersymphonie“, zu „Don Juan“ und „Zauberflöte“ und „Requiem“ — was für ein Weg, welche Phasen! Man ehrt aber die vollendeten Schöpfungen eines Meisters nicht eben damit, daß man seine Anfänge verachtet. In der Kunst gibt es Übergänge, keinen sogenannten „überwundenen Standpunkt“. Was einmal Leben hatte, lebt für immer. Anakreons Taube girrt heute noch wie vor zweitausend Jahren und Catulls Trauer um den Sperling seines Mädchens klingt wahr und innig wie an dem Tage, an welchem das Gedicht entstanden war. Alle Kunstwerke stehen übrigens in einem gewissen Zusammenhang und so ziemt es, die Kunst da fortzusetzen, wo sie die letzten Meister gelassen. Auch in der Malerei gibt es einen Homer und Homeriden wie in der Poesie. Der moderne Künstler (nicht der Modekünstler) wird sich in das Leben der Antike sowie der mittelalterlichen Kunst versenken, ohne beide neu aufwärmen zu wollen. Welcher Dichter wollte auch eine Ilias post Homerum schreiben? Welcher Maler wird daran denken, die tote christliche Mystik zu galvanisieren, die magern Heiligen, die gekreuzigten und in Öl gesottenen Märtyrer zu einem neuen Scheinleben (zu unserer Marter) wieder aufzuwecken! — Man verstehe mich aber recht! Man soll nicht etwa tun, als wären Jupiter und Christus gar niemals auf der Welt gewesen! Sie waren da, sind noch immer da, und man kann ihrer gar nicht

entbehren, selbst des alten Olympiers, wenn man auch nicht mehr „beim Zeus“ schwört und dem Liebhaber so vieler göttlicher und Erdenweiber keine Hekatomben mehr opfert. Auch das alte Römer- und Griechentum lebt und blüht noch frisch, nur anders als in der steifen, französischen Tragödie, die sich einbildete, es nachzuahmen, aber nur eine Karrikatur daraus zu machen verstand. Im „Julius Cäsar“ ist das Römertum neu und lebendig wieder geschaffen, aber nicht für alte tote Römer (wie etwa in Collins „Regulus“) sondern für frische lebendige Engländer, sowie „Iphigenia“ nicht im alten Griechenstil, sondern in modern-deutscher Lebensempfindung gedichtet ist. — In ebensolcher Weise hat auch der große Cornelius heidnisches wie christliches so gut gebraucht und benützt wie ihrer Zeit Raphael und Michel Angelo.

Alle Kunst ist Übergang. Allein der Raphaelsche Weg, sagt man uns, ist nicht fortzusetzen — mag sein! Vielleicht ebensowenig wie in der Musik der Mozartsche. Aber muß man darum hinter Raphael und zu Clementi zurückkehren? Gewiß nicht! In der Kunst gilt nur ein Vorwärts. Das Schöne hat Raphael in seiner Art und Weise gebracht — seht zu, daß Ihr es in der eurigen schafft! Wenn die modern-christlichen Maler Fiesole nachahmen wollten, die Zerknirschung, Abtötung, die himmlisch verklärten und lungensüchtig abgezehrten Leiber und Gesichter, so war das eben

eine Kaprice, eine Marotte wie eine andere. Wenn dagegen die moderne Kunst in Frankreich, Belgien und Deutschland die Technik und den Effekt quand même obenan stellt, worauf man ja, wie in der Malerei auch in Musik und Poesie (siehe Richard Wagner, Hebbel, Hamerling) mit unruhiger Hast hinstürmt, so liegt dem Regen und Rühren aller der Künstler, aller der Künste zuletzt das unausgesprochene Gefühl zugrunde, daß man des hohlen Idealen satt und übersatt ist, sowie der Mythologie und der christlichen Mystik, daß man im Gegensatze zu dem Abgestorbenen und Ausgelebten sich auf das Reale, Wirkliche, selbst und mit Erlebte werfen will, aus dem sich späterhin ein neues Ideelles wohl von selber gestalten wird. Der neue Weg mag anfangs wie Übertreibung erscheinen — allein aus Leben wird Leben! Delacroix, Ingres, Delaroche, Gallait und wie sie alle heißen, haben Lebendiges gebracht, auch die neuen Landschafter sind der Symbolik der Natur um ein Merkliches näher gerückt — und ohne Symbolik keine Kunst!

Cornelius war der Schöpfer der neuen Kunst und der Gründer einer Schule, aus welcher auch unser Schwind hervorging, ohne darum seine Eigentümlichkeit zu verlieren. Der junge Künstler hatte lange gebraucht, bis er sich emporgerungen und -geschwungen, doch gilt er nun als das, was er längst war. In poetischer Konzeption kommt ihm kein Lebender gleich,

kaum nahe; da ist alles frisch empfunden, natürlich, menschlich wahr, dabei voll Humor, Geist und Grazie. Ich erinnere nur an die „sieben Raben“. Die Meisterschaft in der Zeichnung sprachen ihm selbst seine Gegner nicht ab. — Von seinen ziemlich zahlreichen Ölgemälden möchte ich vor allen „Ritter Kurts Brautfahrt“ herausheben. Er malte das Bild in Wien. Ich sah ihm oft bei der Arbeit zu. Das nette poetische Werk entstand wie eine Miniatur, mit tausend und aber tausend feinen Pinselstrichen, hat auch die rechte Farbe für ein „Lustspiel“, wie er es nannte und eine lebhaftere, als man sonst bei ihm gewohnt ist. Es erging aber dem Jünger wie seinem großen Lehrer, dem Meister Cornelius. Die poetische Konzeption war beiden die Hauptsache und die ist immer edel und schön. Die heutige moderne und virtuose Farbentechnik eines Makart und anderer war ihnen ebenso fremd als das Bizarre, ja häufig Widrige der Vorwürfe, die nun gang und gebe sind, wie etwa bei Gabriel Max. Die Malermuse war keusch bei den sinnigen und gemütvollen Künstlern und geizte nicht nach rohen Effekten.

Auf der „Brautfahrt“ sind Lenau, ich und andere Freunde angedeutet. Die lange hagere Figur im flatternden Talar war im Leben einer unserer Gymnasialprofessoren. Leander König hat auf meine wie auf Schwinds geistige Ausbildung einen großen Einfluß

ausgeübt. Dabei war's ein wunderlicher Kauz und eine mephistophelische Gestalt, die dem Künstler vorschwebte, als er dem Lehrer das malerische Denkmal setzte.

In „Ritter Kurts Brautfahrt" geben sich bereits alle Vorzüge des Malerdichters in Erfindung, Charakteristik, wie in der höchst glücklich natürlichen Gruppierung kund. Die zahlreichen Personen, der Ritter mit seinen Gläubigern, die auf ihn einstürmen, und was dazu gehört, daran hängt, der ganze bewegliche und bewegte Troß stellt, ohne sich zu drängen oder sich im Wege zu sein, eine einfache, lebendige, fortschreitende und vollkommen verständliche Handlung dar. Man hat die Empfindung: das müsse alles so sein, könne gar nicht anders! Gemalt ist das Ding ganz eigens! Man ahnt die zahllosen Pinselstriche, welche nötig waren, um ein so feines, kleines und vollendetes Ganze zu schaffen und fühlt sich doch angenehm berührt, auch durch das zarte Kolorit, ohne an die Mühe des Hervorbringens zu denken. Das macht, das Bild ist nicht ängstlich gemalt, nur gewissenhaft. Und es ist ein eigener Stil, der nur diesem Maler angehört, gerade zu diesem Vorwurfe gehört. Kurz, es ist ein reizendes Kabinettsstück und man muß nur bedauern, daß der Künstler nicht Muße und Laune fand, um mehr und vieles dieser Art ins Leben zu rufen. —

Schwind hatte sich seit Jahren beinahe ausschließlich auf Freskomalerei geworfen. Das ist eine Kunst, die immer aufs neue wieder entdeckt werden muß und bei welcher das rohe Material, wie Kalk und Sand, eine weit größere Rolle spielt, als man gewöhnlich annimmt. Und nun gar die Farbe, die rasch und keck aufgesetzt werden muß, solange der Mörtel noch frisch und feucht ist. Da ist wenig nachzupinseln, nachzubessern! Mißlingt eine Figur, so gilt es gleich, ein Stück Wand herunterzuschlagen, von neuem anfangen! Kurz, es ist viel Handwerk dabei, viel Kunstgriff bei dieser Kunst, und da ihre Technik seit lange vernachlässigt war, eigentlich erst seit Cornelius wieder zu Ehren kam, so hatten seine Nachfolger alle Hände voll zu tun, um der Sache zur Not gerecht zu werden. Was die Alten für geheime Künste besaßen, um ihre Erd- und Mineralfarben so frisch und hell und für ewige Zeiten aufzutragen, darüber ist leider die Kunde nicht zu uns gelangt. Aber die Farbe ist da und spricht laut genug! — Schwind mußte mir selber zugestehen, daß seine Freskofarbe in den verschiedenen Perioden seines Malens höchst verschieden war. Er hat also seine Farbe gesucht, wie seinerzeit Raphael, wie auch Meister Cornelius, den er so hoch hält. Schwind hat die Farbe, welcher er nachstrebte, nicht immer gefunden. Man vergleiche seine Stiegenbilder bei Arthaber (dermalen Wertheimstein) in Döbling bei Wien,

die Sachen in Karlsruhe, auf der Wartburg, in Reichenhall. Es sind höchst verschiedene Versuche und Stufen. Hell muß gemalt werden, das war dem jungen Anfänger schon in Döbling klar — aber blaß ist nicht hell, und jene Stiegenskizzen waren schon in ihrem Entstehen matt und sind nun beinahe gänzlich erloschen und verblaßt. In der Folge ging's besser. Man lernt zu und Übung macht den Meister. Im neuen Opernhause hatte Schwind sein Meisterwerk zu liefern und hat es auch geliefert, wenn man die Konzeption des Ganzen ins Auge faßt. Die Kartons zur „Zauberflöte", die als Fresken für die „Loggia" des Theaters ausgeführt wurden, sowie die Entwürfe zu den Opernszenen fürs Foyer sind längst nach ihrem vollen Werte gewürdigt worden. Schwind hat in diesen Werken einen hohen Reichtum von Erfindung und Phantasie entwickelt und das Beste und Gediegenste in seiner Art und Weise darin gegeben. Was die Ausführung der kleinen reizenden Figuren im großen betrifft, wie auch die Farbengebung, so sind tadelnde Stimmen darüber laut geworden. Ich überlasse diese Streitpunkte und ihre Entscheidung mit Recht den kompetenten Kennern und Kunstrichtern. — Nur eins erlaube ich mir als Laie zu bemerken: Fresken sind keine Effektstücke, wie etwa die großen Makartschen Sachen, die wunderlichen Phantasien einer gärenden Jugendkraft, von deren Schöpfer man noch immer nicht mit Sicherheit vor-

aussagen kann, ob sich ein echter, gottbegnadeter Künstler aus ihm herauswachsen wird oder nur ein Tausendkünstler.

Die Schwindschen Märchenbilder erfordern Stimmung, wie sie sie erwecken, sie wirken poetisch und symbolisch, das reiche und mannigfaltige Leben, welches sie enthalten, schließt immer wieder ein neues Schönes auf, je mehr man sich darein vertieft und es einem zuletzt klar wird, daß es nur der innere Gehalt ist, die edle Harmonie von Stoff, Stil und Form, wodurch irgend eine Schöpfung sich zum wahren Kunstwerke erhebt. —

Die Wiener Schwind-Ausstellung hat zur Genüge dargetan, welche Schöpfungskraft in dem Künstler lag, welcher Reichtum von Erfindung und Charakteristik. Seine Handzeichnungen sind nun vollends unschätzbar. Ich erinnere nur an Lachners Biographie und an das Blatt: „Schubert und seine Freunde".

Der poetische Künstler griff auch dem Handwerk unter die Arme und lieferte die graziösesten Zeichnungen für Uhren, Vasen, Tischaufsätze und dergleichen.

Als Schwind im Opernhause malte, kam er eines morgens zu mir — „Ich bringe dir etwas" — sagte er — „ich weiß nicht, ist es gut, mittelmäßig oder völlig schlecht. Du weißt, daß mir dieser Stoff seit Jahren und Jahren im Kopf herum rumort — aber ich

fürchte, ich bin zu alt, ich kann nichts Gescheites mehr machen."

Was war's? Was hatte er mitgebracht? Die ersten Entwürfe und Skizzen zur Melusine. — Wir sahen nun die Blätter durch, die allerdings von ungleichartiger Ausführung waren, doch von Altersschwäche erwies sich an ihnen keine Spur. Und der zaghaft bescheidene Meister wendete sich um Auskunft und Urteil zuerst an mich! Warum? Weil er mich liebte, wie ich ihn. Und wenn ich, der Kunstlaie, nicht einmal Dilettant, dem Technischen der Malerei gegenüber völlig ein Fremdling, wenn ich mich über diese neue Konzeption aussprechen sollte, so mutete er mir das zu, weil ich seine Seele kannte, sein poetisches Gemüt, weil ich seit unsern Jugendjahren ein beständiger Zeuge und Begleiter seines Strebens und Schaffens war. — Wir berieten uns nun über die Komposition, mehr über den poetischen Stoff als über die künstlerische Ausführung. Einige der Skizzen waren bereits so vortrefflich angeordnet, daß nichts daran zu ändern oder zu verbessern war, über andere, minder gelungene, kamen wir in lebendiger Diskussion bald aufs Reine. Ich bat nun den Künstler um die Erlaubnis, die Blätter, die mich entzückt hatten, insgeheim ein paar Freunden mitteilen zu dürfen, vor allem dem kunstsinnigen, dabei kritischen Dessauer, auch einer ebenso liebenswürdigen, als geistreichen und

poetisch empfindenden Frau, welcher auch ich meine Dramenskizzen vorzulegen gewohnt war. Schwind hielt nicht minder große Stücke auf die Dame.

Melusine ist nun längst in aller Welt Händen, und wenn das poetische Werk als Seitenstück zu den „Raben" diesen nicht völlig gleichkommt, so grenzt es doch zunächst daran.

Moriz Schwind ist und bleibt ein Unikum. Der letzte Romantiker. Ein Stück Mittelalter war in ihm wieder ins Leben getreten, zugleich von dem lebendigsten Hauche der Gegenwart angeweht. Der Mensch stand aber nicht hinter dem Künstler zurück. Er malte, wie er war, und war, wie er malte. Er und Schubert waren kräftige Urnaturen. Da war nichts Gemachtes, nichts Konventionelles, nichts Ungekränkeltes! Ihre Muse tüchtig und gesund wie sie selber. Nichts Verblaßtes, wie bei uns Gesellschaftsmenschen! — Ich habe in meinem langen Leben keinen Dritten gefunden, welchen man jenen beiden hätte gleichstellen dürfen.

Mit Schwind bin ich bereits in der ersten Grammatikalklasse zusammen gesessen, mit Schubert erst im Winter 1825 in ein näheres Verhältnis getreten. Schwind brachte ihn eines abends zu mir. Ich mußte den Freunden auf ihr Verlangen vorlesen. Ich gab ihnen ein kleines, sogenanntes romantisches, soll heißen halb verrücktes Drama zum Besten. Dann ging's ans

Klavier. Schubert sang seine neuesten Lieder, auch spielten wir vierhändig. Hierauf ins Gast- und Kaffeehaus. Der neue Freundschaftsdreibund war geschlossen. Von da an waren wir unzertrennlich. Das ging so weit, daß wir in der ersten Zeit wechselweise bei einander übernachteten, wo denn der Mitteilungen kein Ende wurde. In der Jugend hat man sich soviel zu sagen! Das Thema: Kunst ist ja unerschöpflich. Auch das der Liebe. Ähnlich gesinnte Freunde schlossen sich uns an, auch an anmutigem weiblichen Umgang war kein Mangel. Kurz, unser Lebensschiff steuerte damals mit vollen Segeln, bis es einen argen Leck und Riß bekam. Schubert starb am Elisabethtage, am 19. November 1828. —

Als Schuberts Statue im Stadtpark aufgestellt wurde (am 15. Mai 1872) fand ich mich mit Franz Lachner (leider ohne Schwind!) bei der Feier zusammen. — „Weißt du noch" — erinnerte mich Lachner — „wie ich dir mit Schubert seine neue vierhändige Phantasie zum ersten Mal vorgespielt?" — Wir rekapitulierten überhaupt unsere Jugendzeit. Lachner ist fern und die andern alten Freunde sind nicht mehr. Mit wem soll ich nun rekapitulieren?

Schwind besaß einen scharfen, durchdringenden Verstand; sein frischer, nicht selten derber Humor ist allgemein bekannt. Viele seiner schlagenden Einfälle, wie Aussprüche über Kunst und Leben werden häufig

zitiert, sein goldenes Gemüt bricht dabei überall hervor. So in seinen Briefen an mich, aus denen sich der Mensch und Künstler wie rekonstruieren ließe. Ich gebe hier einige Auszüge.

Aus München, welches er parodierend ein „Bierhaus der Geister" nennt, berichtet mir Schwind im Jahre 1832: „Cornelius macht Evangelisten von der Größe eines mächtigen Landhauses."

Seine Sehnsucht nach Wien und den Freunden (Grillparzer, Lenau, Feuchtersleben u. a.) spricht sich wiederholt aus. — Einer unserer Schulfreunde hatte es nur bis zum Marktschreiber gebracht, ein anderer nahm seine Wirtschafterin zur Frau. Schwind bemerkt darüber: „Von Slobi weiß ich es schon, daß er die Butter numeriert und Staux hat sein Waschfaß, seinen Kochlöffel geheiratet. — Bravo!"

Er reist nach Italien und schreibt mir im Jahre 1835: „Von Venedig kenne ich bis jetzt den Markusplatz. Das andere sieht niederträchtig aus und stinkt, als ob das Wasser noch aus den Zeiten der Republik wäre."

Aus Karlsruhe in den vierziger Jahren: „Es sind tüchtige Leute hier, aber alle einzeln, lauter Robinsone. Das ist einmal in Deutschland nicht anders und daran scheitert alles."

Schwinds Widerwillen gegen die Kunstausstellungen spricht sich aus: „Das table d'hôte-Essen auf

den Kunstvereinen bringt die Hausmannskost außer Gang und mit ihr alles Selbsterzeugte und Echte."

Im Jahre 1842: „Ich will den Rhein ein wenig verkosten und den Kölner Dom noch sehen, bevor ihn das einige Deutschland verhunzt. — Der Mensch prahlt und Gott zahlt."

Er war zum erstenmal Vater geworden und da heißt es aus Karlsruhe: „Von meinem Leben hier ist gar nichts zu sagen, es ist sehr schlecht, bis auf eins, das ich dir auch wünsche: mein kleines, possierliches, kokettes, gescheites, launisches, eigensinniges, gefälliges, freundliches, verstecktes und zärtliches Mädel. Die Ähnlichkeit" (mit dem Vater) „ist beinahe unverschämt."

Im Jahre 1845 aus Paris: „Es ist die Hauptstadt von Deutschland, was ist da viel zu reden! — Die Deutschen haben das für uns wichtigste Element nicht: den Lokalstolz. Natürlich, weil sie überhaupt keine Freude an der Heimat haben."

(In Berlin ist das jetzt anders geworden. Aber Preußen ist noch lange nicht Deutschland!)

Aus Frankfurt schrieb er mir früher (unterm 4. November 1844) einige vielleicht nicht allgemein bekannt gewordene Details über den Beginn der Krankheit unseres gemeinsamen Freundes Lenau: „Du wirst wissen, wie es dem guten Niembsch geht. Da ich durch die Familie seiner vortrefflichen Braut von dem

Gang seiner Krankheit unterrichtet bin, will ich nicht versäumen, dir, was ich weiß, darüber mitzuteilen, um so mehr, als die letzten Nachrichten hoffnungsvoller Natur sind. Er saß am 29. September beim Frühstück (alle Schriftangelegenheiten waren in Ordnung und er wollte als übermorgen hierher kommen), als ihm, wie er selbst schreibt, ein sonderbares Gefühl über den Körper bis an die linke Wange lief. Er sprang an den Spiegel und da die linke Seite des Gesichtes verzogen erschien, rief er aus, er sei vom Schlage gerührt. Die Ärzte erklärten die Erscheinung für eine rheumatische Gesichtsmuskellähmung, die sich bald heben lasse und auch wirklich verschwunden ist. Indessen zeigte sich bald, daß er seiner Gedanken nicht mehr Herr sei, indem er einen Aufsatz schrieb, des Inhalts, daß er durch ein musikalisches Wunder geheilt sei, den er durchaus wollte in der „Allgemeinen Zeitung" abdrucken lassen. Dann kamen Phantasien die Nacht durch, stellenweises Irrereden bei Tag, bis endlich das Übel in Tobsucht überging, die die traurige Maßregel notwendig machte, ihn nach Wienental (Winenden) zu bringen. Doktor Pfitzer fuhr mit ihm hinaus und verließ ihn ruhig, wissend wo er ist, nach einem Spaziergang im Garten eingeschlafen. Nach Doktor Zellers Ausspruch sollte er ganz herzustellen sein, wenn seine Körperkräfte ausreichen. Ein Brief Zellers acht Tage später sagt: Lichte und trübe, ruhige und

stürmische Momente wechseln ab. Er hoffe viel und fürchte viel. — — — In seinen (Lenaus) Phantasien kommt nichts vor als Schwärmerei über Musik, seine Braut und das Glück, dem er entgegen geht. Also keine fixe Idee. Von der Trauer und dem Entsetzen, das die erste Nachricht verbreitete, ist nicht zu reden. Mir ist, seit man wieder hoffen kann, ein Stein von Herzen." (Die Hoffnung war leider trügerisch!)

In einem Briefe aus Frankfurt vom Jahre 1847 lautet es: „Der schlechte Zustand der Malerei in Wien ist mir sehr erklärlich. Alles was gemacht wird, entsteht wie eine Ausarbeitung in einer fremden Sprache, wie zur Zeit, als ganz Deutschland lateinisch schrieb und einen Germanismus für den verpöntesten Fehler hielt. Da kann nichts Gesundes herauskommen, nicht einmal etwas Lebendiges. Von einer Nachahmung der alten Deutschen kann nicht die Rede sein, aber von einer Abstammung und Verwandtschaft, wie sich die Sprache im Faust zu den Reimen des Hans Sachs verhält. Ich rechne mir's zum Verdienst, das zu wissen, und bin zufrieden, wenn ich beitragen kann, daß da fortgearbeitet wird, wo was Echtes wachsen kann. Bei euch Poeten ist das ganz anders, auch bei den Musikern; Ihr habt eine fertige Sprache, bei uns erwartet sie, wenn nicht ihre Erschaffung, doch vor allem ihre Anerkennung."

In ähnlicher Anschauung, dabei in gedrückter Seelenstimmung, äußert er sich auch im Jahre 1850: „Wenn meine Briefe an dich gerade melancholischer und verlegener sind, so schreib' es dem nichtsnutzigen Gefühle zu, daß ich von gar keinen Erfolgen erzählen kann und mich dir gegenüber schäme, eine so geringe Figur zu spielen."

Moriz Schwind eine geringe Figur! Aber es erging ihm, wie seinerzeit unserm Schubert, den erst nur ein kleiner Freundeskreis hoch hielt, das große Publikum aber lange vernachlässigte. — Für Schwind war aber die Zeit der Anerkennung eben herangerückt. Seine Handzeichnungen und Bilder fingen endlich an, Aufsehen zu erregen und verschafften ihm bedeutende Aufträge, wie auch einen Ruf als Professor nach München. Sogar in Wien dachte man an das Landeskind! Aus München schrieb er mir darüber: „Wegen meiner Berufung hat man sich Mühe gegeben, das weiß ich, aber es scheint eben nicht zu gehen. Es muß einer noch einen Stumpfen Haarzopf im Leibe haben, sonst können sie ihn nicht brauchen. Übrigens hätte ich für die bisher besetzten Stellen mich bedankt. Eine Akademie ist ein Unsinn, wie er sich nicht schöner ausdenken läßt, und ich habe hier, wo es wenigstens sehr geringe Zeit kostet, schon vollauf genug daran. Wenn nicht eine sehr fördernde Stellung für einen Maler geschaffen wird, wenn man keine Kunstwerke von mir

will, und zwar das Beste und Kühnste was ich machen kann, so sitze ich hier besser."

Schwind hatte mir im Jahre 1852 sein noch halb unfertiges Aschenbrödel durch van der Nüll zur Einsicht geschickt. Da schreibt er nun: „Item die Zeichnung ist schon lange wieder da und es ist deren Ausführung schon hübsch vorgerückt. Wegen der Malerei mache dir keine Sorgen. Das Beethovensche Bild war schon komplizierter als das neue und hat dich doch befriedigt. Was eine Masse Bilder sind in einem gemalten Saal, und sind sie harmonisch behandelt, so unterstützt eins das andere. Aber es hat seine Schwierigkeiten. Was soll ich tun? Ich habe zwei historische Stoffe da liegen, einzelne Bilder, aber dafür brauche ich fast Lebensgröße und was tue ich mit der „Pletschen" (sic!), wenn sie mir niemand abkauft. Für Zeichnungen habe ich Entwürfe auf Jahre — da es keine Albumblätter sind, kann sie niemand brauchen, sowie mir für die Zeichnung zu dem Beethovenschen Bilde, die alles entzückt hat, kein Mensch auch nur fünf Groschen geboten hat. Die einen sagten, es ist nicht gemalt, die andern — man kann das nicht malen. Da mußte ich froh sein, daß der König von Griechenland es um einen wahren Bettel doch wenigstens wollte, und ich doch Gelegenheit fand, zu zeigen, daß man zwar nicht, aber ich es malen kann. Der Beifall war hinreichend und da machte ich mich hinter die

Aschenbrödel, die mir schon lang am Herzen liegt.“ —

Unterm 2. April 1854 schreibt mir der Freund aus München: „Jetzt hängst Du an einem romantischen Stoff, desto besser. Ich höre jetzt so viel von Romantik, daß ich nicht mehr genau weiß, was die Leute darunter verstehen. Für mich ist die romantische Welt die, wo man seine Feinde niederhaut, für seine Freunde ins Feuer geht und einer verehrten Frau die Füße küßt. Dazu ein Hintergrund von gesunder und lebendiger Natur statt unserm Kanzleitisch. Viel anders wird's bei dir auch nicht sein. Also nur zu. —

Ich hänge mit einer wahren Wut an dem Leben der heiligen Elisabeth. Das ist eine Zeit! Es ist alles konzipiert, aber an die Ausführung ist erst nächstes Jahr zu denken. Den Sommer über will ich sehen, was in Eisenach und Marburg noch Brauchbares zu finden ist. Die Aschenbrödel habe ich an einen Privaten verkauft, aber nicht wohlfeiler, sondern teurer als sie der König Ludwig bekommen hätte.“ (Der König hatte lange mit ihm darüber herum gemäkelt und wollte, wie Schwind in einem früheren Briefe sagte, „so viel geben, als für den nächsten belgischen Fetzen, von dem es zweifelhaft ist, ob es eine Landschaft oder ein Ofentürl ist.“ — Der Künstler verlangte aber eine namhafte Summe. „Da werden Sie keinen Käufer bekommen,

Liebster, Bester!" meinte der König. So zerschlug sich die Sache.)

„Kifuen und Raunzilander!" (Alexander Baumann und Dessauer), „Eine Oper schreibend! Mich soll's freuen, wenn sie noch was anders davon haben, als das Vergnügen des Schaffens, aber ich traue ihnen das Maß von Frechheit und Armseligkeit nicht zu, das nötig scheint, um jetzt Glück zu machen. — — Es ist in der Malerei auch so und wird bei den Poeten nicht viel anders sein. — — Was sagst du denn zu dem Dichterhof, der hier angelegt wird? Geibel habe ich kennen gelernt, das ist kein übler Mann, aber nach der ganzen Kompagnie habe ich kein Verlangen. Es muß allerhand Leute geben, das ist richtig, aber die so zusammen gehören, sollten beisammen sein. Mich interessiert die ganze hiesige Wirtschaft, Lachner ausgenommen, nicht um einen Kreuzer. Zum Überfluß wirft sich der ganze Bildungseifer auf Chemie!" (Unter Anführung Liebigs.) „Ich gelte für einen gemeinen Kerl, weil ich mich erklärt habe, ich ging erst in die Vorlesungen, wenn der homunculus gemacht wird. Dingelstedt scheint mit einiger Ungnade behaftet" — usw.

In einem Briefe vom November 1860 heißt es: „Ich weiß, das viele Arbeiten ist ein Laster, aber gleichwohl muß ich Gott danken, daß ich noch soviel Eifer in meinen alten Knochen habe, daß ich nicht nachlassen kann, bis ich ein angefangenes Stück

zu Ende gebracht habe. So hing ich diesen ganzen Sommer vom halben Juni bis jetzt an einer 11 Fuß hoch und breiten Darstellung der heil. drei Könige. Ich ließ meinen Hühnerhof" (Frau und Kinder) „aufs Land gehen und blieb allein in der Stadt, weil ich das große Ding nicht mitnehmen konnte. Genug, jetzt ist es überstanden, bis auf die letzte Feile, zu der man wieder ganz frisch und ausgerüstet sein muß. Du wirst dich vielleicht wundern, mich an Kirchenbildern arbeitend zu denken, der Teufel mag aber alleweil das Nämliche machen, und unser einem kann es auch einmal vergönnt sein, das Nobelste in die Hand zu nehmen, was es gibt. Ich habe mich ganz restauriert daran, einmal alle malerischen Mittel zu kommandieren, und es scheint, nach dem Beifall, den die Sache findet, ziemlich zu gelingen. Es steht in der Malerei ganz anders als in den übrigen Künsten. Das Publikum ist durch die bisherige Handhabung unserer Kunst gewöhnt, einem Bilde gegenüber eine feierliche Langweile zu empfinden, die sich in einen noch langweiligeren Hang zu kritisieren ausgießt. Den Gegensatz bildet nur eine kleine Ausweichung ins Lüsterne oder Gemeine, das sich hinter das Malenkönnen versteckt. Kommt einmal etwas, das den Beschauer irgend innerlich anregt, wie ein Erlebnis, muß einer ein wenig lachen oder weinen oder schwärmen, so hält er das ganze für ein Dilettantenwerk. Das habe ich hundert-

mal erfahren. So macht es denn auch Freude zu zeigen, daß ich von der Kunst gerade soviel verstehe und noch mehr, als die andern „Gispeln" (!) auch. Du hast recht, die Barbarei ist im Anzug, aufhalten kann ich sie nicht, aber habe ich mich so lange Jahre nicht irre machen lassen, so kann sie mir jetzt vollends gestohlen werden. Es handelt sich in der Malerei noch um so vieles, was die andern Künste hinter sich haben, daß ich lebhaft wünsche, noch 20 Jahre arbeiten zu können, um das wenige nicht schuldig zu bleiben, um Leben und Licht in die Sache bringen zu helfen. Ob es viel oder wenig ist, kümmert mich gar nicht, ob man mich hoch oder niedrig stellt, noch viel weniger, ich denke meinen Graben so gut auszufüllen als ein anderer. Ich halte mich sorgfältig auf (an) die Kenntnis der neuen Literatur; in musicalibus ist nicht viel zu holen, und staune, wie weit das mit der Malerei auseinander liegt. Alles, was ich lese, ist aus unserer Zeit, aus unserer Bildungsstufe entstanden, und wenn weiter gar nichts, so ist es doch in deutscher Sprache geschrieben. Bei uns geht die Hälfte darauf aus, ein Dasein von 300 Jahren zu affektieren, die andere befleißigt sich einer holdseligen Lümmelhaftigkeit, die gar keine Notiz nimmt von der Höhe der Bildung, auf der wir leben, und entnationalisiert sind sie alle. Dazu gerechnet ein ziemlich langweiliges Leben, fast ohne alle Anregung, da kann man sich, wenn

man nur etwas leistet, schon seines Fleißes rühmen." —

Im Jahre 1865, gelegentlich der Aufführung meines Schauspieles: „Die Bauern von Weinsberg" schrieb mir der Freund: „Wenn das Volk noch so hingerissen ist und merkt am Ende, daß von Dingen die Rede ist, die sie angehn, zu denen sie sich bekennen sollen, so haben sie keine Courage. Das wird noch lange dauern, bis das anders wird, wahrscheinlich viel länger, als es noch dauern wird, daß gute Sachen gemacht werden. —

Für Mittelmäßigkeiten lassen wir unser Leben. Für so ein Volk etwas Gutes schreiben, sich Mühe geben, sich seinem dummen Urteil aussetzen, dazu gehört eine Güte des Herzens und ein Wohlwollen, für das allein kaum ein Lohn genug ist. Daß die ganze Nation um so viel mehr wert ist, wenn sie sich mit einer Meisterschaft prahlen kann, davon wollen wir gar nicht reden. Ich weiß es zu schätzen und das habe ich dir mit meinen ungeschickten Worten sagen wollen. Vivat et proficiat!" —

„Bei uns geht es ganz närrisch zu" — heißt es in einem Briefe aus München von demselben Jahre 1865 — „Tantum abest ut es mit Wagner aus sei, ut potius auf Allerhöchsten Befehl zur Aufführung des Oratoriums Elisabeth von Liszt Ferencz geschritten werden soll. Ich habe bisher immer geglaubt, es sei

die Zärtlichkeit für das Mittelmäßige, woran unsere Zeit leide; es scheint aber bereits das Stadium des Fanatismus für das Lumpige eingetreten zu sein. Gewisse Blätter fangen bereits an zu agitieren für einen solennen Empfang Wagners, und zwar die höchst liberalen."

— — — — — — — — — — —

Im Jahre 1865 hatte er im Wiener Opernhause zu malen begonnen. Nach München zurückgekehrt, schrieb er mir:

„Unser Aufenthalt in Wien ist fortwährend der Gegenstand unserer Unterhaltung. Frau und Tochter freuen sich gewaltig. Ich wollte, man gäbe mir irgend einige Gulden des Jahrs, so bliebe ich gleich unten. Es geschehen hier der Dummheiten so außerordentlich große, daß es kaum mehr anzuschauen ist. Du wirst es nicht glauben, aber der Kern des Handels ist der, daß den Ständen eine Erhöhung der Zivilliste zugemutet werden soll, damit den Wagnerschen Forderungen Genüge geleistet werden könne. Und gar keine kleinen!" —

Wenn wir in Kunstanschauung meist völlig übereinstimmten, so waren wir nicht immer einig über Politik und Religion. In dieser Richtung zog ich gelegentlich mit einem Gedicht: „An einen Romantiker" polemisch auf den Freund los. Er nahm das mit Humor auf, und der politische Unsinn, unter welchem

wir alle litten, brachte ihn zuletzt meinen Ansichten näher. Nur in seinen religiösen Überzeugungen ließ er nicht mit sich handeln, und als ich ihm über den traurigen Seelenzustand einer Freundin schrieb, die uns beiden sehr nahe stand, und im Schmerz, zugleich im Unmut, ich mich vielleicht skeptischer ausdrückte als es mir im Innern lag, da antwortete er mir am 6. März 1866 mit Entschiedenheit: „Was du vom Aufhören des Individuums sagst, das ginge mir gerade ab. Es ist mir mein Lebtag nicht eingefallen, daran zu zweifeln.“ (Nämlich an der Fortdauer der Individualität.) „Wie oder wo, das macht mir keine Sorgen. Sollten wir wirklich unsern alten Schubert nicht mehr sehen und so viele Freunde, und sollten keine guten Tage bereitet sein für so viele, die ihr ganzes Leben in Qual und Krankheit zubringen? Für die arme J . . . ., die immer krank und jetzt noch so was aushalten muß! Das wäre hart.“

Es ist auch hart. Wie das Leben überhaupt.

Am 30. März desselben Jahres kommt er abermals auf dasselbe Thema: „Wegen des Jenseits sag' ich wie das schöne Terzett von Haydn:

> Ja, Vetter, ja, ich fall' euch bei,
> Daß Lieb' und Freundschaft Torheit sei,
> Es ist mir aber wohl dabei.

Kant! Spinoza! die drehen sich im Grabe um, wenn ich mich daran machte, ihre Schriften zu lesen.

Höre ich auf zu sein, so bin ich auch nicht in der Lage, mich über getäuschte Hoffnungen zu beschweren; fahre ich aber fort zu sein, so ist dem einen recht, was dem andern billig ist, und es trifft dich auch und du wirst hoffentlich nichts dagegen haben, mit einem alten metaphysischen Kameraden zusammen zu treffen. Vorderhand wollen wir von Herzen wünschen, daß unsere liebe Freundin wieder in die Höhe kommt, sei's auch nur so weit, daß man ihr zeigen kann, daß wir in bösen Stunden ebenso an ihr hängen als in guten." (Kann sich die edle und reine Seele eines alten Mannes zugleich einfacher, natürlicher und kindlicher ausdrücken?)

Am 30. April 1868, gelegentlich der Wiener Verhandlungen über die konfessionellen Gesetze und das Konkordat heißt es: „Es scheint angezeigt, dir zu gratulieren, denn die Ereignisse in Kammer und Herrenhaus scheinen der Art zu sein, daß dir ein großer Gefallen damit geschieht. Illumination, Grillparzer als Senator! Vivat hoch! Lauter schöne Sachen. Jetzt wollen wir nur wünschen, daß alles auch nachhält und zu was Gutem führt." (Jawohl!) „Hier gibt es Menschen, die sehen übers Jahr die Guillotine aufgerichtet, so fest sitzt die Überzeugung, daß man alles aus Paris beziehen muß. Hol's der Teufel! — Ich bin schon seit vier Wochen nach Wien unterwegs, kann mich aber immer nicht aus den Armen einer schändlichen Grippe

loswinden, die mich beim Schopf hat. Aus Husten und Schnupfen wollte ich mir nichts machen, aber ein allgemeines Elend ließ mich den ganzen Tag schlafen. — Die Konzerte brachten wieder einen Marsch von Schubert, instrumentiert — par Liszt. Aus dem Trio ein Adagio gemacht, im Marsch Takte eingesetzt, kurz ... müßte er doch einsehen, daß er an Schubert zu verbessern durchaus nicht berufen ist." —

Der Freund wurde nach und nach etwas gebrechlich. „Meine Arbeiten gehen so ziemlich" — schreibt er im Mai 1866 — „ich spüre aber das große Alter. Von dem großen Zeichnen, wo man so viel stehen muß und den Arm so weit von sich halten, tun mir die Knochen weh." — „Wir zwei sind jetzt bald die letzten" — heißt es im April 1867 — „und du hast recht, fortzuarbeiten und festzuhalten, was zu halten ist. — Meine Arbeiten sind in Ordnung, nur hänge ich noch an einigen nackten Genien, die in der Luft herumflattern, was mir bei diesem Hundewetter gar nicht von Herzen geht. Für den ersten Mai ist vorderhand meine Abreise festgesetzt, also dauert's nicht mehr lang, daß ich mich wieder beim Lever einfinde — aber wie! Jedenfalls als dein alter unveränderter Freund."

Den Sommer 1867 über arbeitete er im Opernhause mit großem Fleiße, aber auch mit Anstrengung und Beschwerde. Im September verheiratete er seine mittlere Tochter Marie — „was aber nicht so lustig

ist, als selbst Hochzeit halten!“ schreibt der Vater mit Humor. — „Die Schererei mit Staat und Kirche bringt einen fast um, denn diese, wie es scheint, ehefeindlichen Gewalten verlangen immer noch etwas Geschriebenes, wenn man glaubt, fertig zu sein. — Für mich beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Das spür' ich sehr deutlich an Schmerzen in der Hüfte, die nicht gering sind und dem nervus ischiaticus (hitschihatschicus) zugeschrieben werden. Gehen kann ich ganz gut, aber sitzen, aufstehen und dergleichen machen mich jauchzen und von Strumpf anziehen ist gar keine Rede. Wenn ich das nicht anbringe, so wird nicht viel mehr zu arbeiten sein.“

Das Jahr darauf, als seine Tochter Marie (Bauernfeind) ein hartes Kindbett auszustehen hatte, schreibt er: „Die gute Fr . . . ., wenn sie keine rechte Lust hat zu heiraten, möchte sie's doch ja lieber bleiben lassen. Das Ding dauert sehr lang, hat gar keine Ferien, auch nicht eine Stunde, und hat im besten Falle noch immer seine Haken. Die armen Weiber! Wir haben mit unserer Marie was probiert!“

Unterm 12. Dezember 1868: „Mit der Melusine bin ich so ziemlich im Gang. Es gab noch viel zu denken daran — es ist alles geordnet und eingeteilt und die paar Stücke, die ich aufgezeichnet habe, klappen gut. Wird daraus, was will, es wird mich angenehm beschäftigen. Bilder gibt's genug auf der Welt, was

tut's, wenn eins mißrät? Eine Schubertiade ist auch fertig geworden, aber ich habe sie an die Wand gestellt, vielleicht wird sie im Liegen gut, wie die Holzäpfel. Die Sammlung von Gelegenheitsgedichten ist jetzt über Nr. 30. Sonst noch allerhand kleine Sachen. — Gratuliere dir, daß du der gestrigen Vorstellung nicht hast anwohnen müssen."

(Er hatte mir nämlich zu Eingang des Briefes die Aufführung meines Schauspiels „Aus der Gesellschaft" auf dem Münchner Hoftheater nicht eben im besten Lichte abgeschildert.) —

Das Bild eines bis dahin wenig bekannten Malers hatte in Wien Aufsehen gemacht und schien jedenfalls ein bedeutendes Talent anzukündigen, wenn sich auch gegen Vorwurf wie Ausführung so manches einwenden ließ. Ich fragte den Freund um sein Urteil. Da kam ich aber übel an! Unterm 8. März 1869 schreibt er mir: „Ist nur noch zu sagen, daß ich über die Sorge, ob mir noch was Rechtes gelingt oder nicht, glücklich weg bin. Erstens weiß man überhaupt nicht, ob einem was gelingt oder nicht, und zweitens kann ich doch nicht herumsitzen und nichts tun. Ich bin glücklicherweise aus allen den Narrenpossen von Ausstellen und Schachern und dem ganzen Publikumtrödel heraus, also bin ich froh, daß mir hin und wieder was einfällt, und wem's nicht recht ist, der soll was anderes anschauen, es gibt Sachen genug. Ist dir nie der bilderkaufende

Graf B*** vorgekommen? Der ist das Bild des Publikums — dieser verzuckerten Dr—kruste, die über dem Volke liegt. Geschniegelt, das ekelhafte Aussehen eines schönen Mannes, lispelnd, über alles hinaus — kurz einer, die nicht zwei Gedanken hintereinander denken, und der eine scheint auch mehr wie eine Blähung im Gehirn zu sein. Um auf besagten Hammel zu kommen, hab' ich das vielgerühmte gar nicht geseh'n. Ich meine, wenn du von einem Autor drei, vier Bücher gelesen hast, an denen du gar nichts Anziehendes findest, läßt du auch das fünfte liegen. Diese Narrheiten des Publikums habe ich schon so oft durchgemacht, daß es mir zum Sterben langweilig. Die Deutschen müssen immer so einen haben, an dem sie sich erholen von dem Ärger, den ihnen alles Tüchtige macht. So war der Clauren ein Liebling, der große Liszt, der liebe Proch, lauter so Graffelwerk, ich weiß kein anderes Wort — das in ein paar Jahren kein Hund mehr beschnüffeln mag. Ich habe schon so viel Malenkönnen erlebt, daß es ein Graus ist — und alles Erwerbsmäßige in Grund und Boden verachten gelernt. Mir liegt gar nichts dran, wenn's auf einem Bild nicht ganz anständig hergeht, von dem (was) Correggio oder die Antiken gemacht haben, gar nicht zu reden — der Vögelmarkt von Kaulbach macht mir das größte Vergnügen, das Ding ist witzig, graziös, reich, mit Geschmack behandelt — aber was ich von

***** kenne, ist verwirrt, gedankenlos, affektiert und mit ungesunden kleinen, geilen Farbeneffekten aufgestutzt ... Die Menschen müssen gar keine schön gemalten Bilder ihr Lebtag gesehen haben, daß diese porzellanen Weibspersonen gar soviel Wirkung machen. Wie gesagt, es ist schon bis zum Ekel oft dagewesen. Guten Sachen passiert es nicht, so ein ekelhaftes Konzertentzücken hervorzurufen."

In einem Briefe vom 4. April 1869 kommt er beiläufig wieder auf dasselbe Thema zurück, nachdem er eines meiner Lustspiele gelobt, dessen Darstellung er in München beigewohnt. Er bekam nicht übel Lust, eine Szene mit der Liebhaberin zu zeichnen. — „Die könnte weiter nicht reizend aussehen! Mich zuckt's schon lang, das einmal zu versuchen — fürchte mich aber auch, denn ich bin wohl zu plump dazu. Genug, ich habe mich vortrefflich befunden. Man lebt so in der Gesindestube und Vorzimmer seiner Seele dahin — was kann da lieblicher sein als einmal wieder in jene himmlischen Prunkzimmer zu kommen, wo das Feinmenschliche erst zur Sprache kommt, und das auf die ausgesuchteste Weise und mit aller Wärme. Laß dich von jemand loben, der's besser versteht. Ich sage nur, das ist Kunst und macht mich glücklich, während alles Konzertante mich langweilt, ja anekelt. Daher ich mich auch nicht anstrenge, von dergleichen Herren, sei's Wagner, sei's Liszt, sei's M*****, noch ein fünftes

Werk kennen zu lernen, wenn mich schon viere angewidert haben. Die Regionen, wo es gleichgiltig ist, ob einer ein denkender Mensch oder ein verwirrter eitler Eselskopf ist, ziehen mich gar nicht an. Aber dem Publico ist wohl dabei, und die Zärtlichkeit für das Mittelmäßige, ja Garstige, setzt sich wieder um so viel fester, das könnte einen auch ärgern. Das hindert aber nicht, daß fortgearbeitet wird, also schadet's nicht.

Des tät'gen Mann's Behagen sei Parteilichkeit! —

In deinem Köcher wird sich schon noch was vorfinden, da ist mir gar nicht bang, und wenn nicht, so meine ich, du hast genug gemacht und lang genug ausgehalten, soll's ein anderer probieren. — Bei mir fehlt es nicht an Stoffen, aber die Arbeitslust wird eines schönen Tages ausgehen — bei dem gänzlichen Mangel an Anregung. Der Leopoldorden langt da nicht, obwohl etwas Höfliches immer angenehmer ist, als etwas Grobes. Einmal hab' ich ihn angehängt, bei der letzten Neujahrscour, aber zugleich geschworen, daß mich keine sechs Gäule mehr hineinbringen. Früher war doch eine schöne Königin da, und die Hofdamen haben einen ausgelacht, aber unter lauter Männern ist die Dummheit nicht auszuhalten. —

Die Geschichte mit unserer Kunstausstellung war einzig. Es zweifelt kein Mensch mehr daran, daß man den Glaspalast für Wagnerische Zwecke verwenden wollte."

— — — — — — — — — — —

In einem Briefe vom 23. April desselben Jahres heißt es: „Das Epigramm von Grillparzer ist köstlich — aber als nächster Nachbar von Possenhofen wird mir etwas übel dabei. Kann aber bezeugen und beschwören, daß ich nicht in der geringsten Beziehung zu dem dortigen Hofe stehe.

Ersten Mai soll Kaulbach zurückkommen, da bin ich meiner Stellvertretung“ (als Professor oder Direktor?) „ledig und kann bald abkommen. Gott sei's geklagt, ich bin der Älteste, und da ich an der Akademie gar nichts tue, will ich diesen Supplentendienst wenigstens nicht unterbrechen. Auf baldiges Wiedersehen“ ꝛc.

---

Schwind kam noch im Mai 1869 nach Wien. Zum letztenmal. Er war noch geistig frisch und voll Ideen wie immer, allein seine körperliche Gebrechlichkeit hatte zugenommen und eine Art von Doppelsehen sich eingestellt, das ihm am Arbeiten hinderlich war. Demungeachtet entwarf er noch im nächsten Jahre Zeichnungen für das projektierte Grillparzer-Album, schickte mir die Entwürfe, schrieb mir auch ausführlich darüber. Er hatte auch in Vorhinein an das Jahr 1872 gedacht, an mein siebzigstes Geburtsfest, für welches er die eingangs erwähnte Handzeichnung vorbereitet hatte, die erst nach dem Verluste des Freundes in meinen Besitz kam. Seit lange hatte ich mir vorgenommen, ihn in

seiner Häuslichkeit am Starnberger See zu besuchen. Im Sommer 71 gedachte ich endlich meinen Entschluß auszuführen — welchen der unselige 8. Februar unmöglich machte. Wie bereute ich mein Zögern! Die beiden Alten sollten nicht wieder zusammen kommen. —

Der Sommer 1876 beraubte mich auch meiner zwei lieben alten Freunde: Auersperg (Anastasius Grün) und Dessauer. Das ist, wenn man selber alt wird. Der neue Verlust ruft zugleich die Erinnerung an den früheren wach. Wie viel muß man verlieren, bevor man sich selber verliert! —

Keine Kunst ist's, alt zu werden,
Es ist Kunst, es zu ertragen!

Wien, im Oktober 1877.

## 11. Meister Favilla (1877).

Zur Erinnerung an Josef Dessauer.

„Maître Favilla." Das ist ein alter, grundehrlicher, nur seiner Kunst lebender Musiker, der in dem gleichnamigen Schauspiele von George Sand die Hauptrolle spielt. Die ebenso gemütreiche als geniale Frau liebte es, einen ihr werten Freund und Tonkünstler mit dem Namen „Favilla" zu bezeichnen. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Dichterin in ihrem Phantasiegebilde gewisse Ähnlichkeiten mit dem trefflichen Manne und Freunde zu entdecken geglaubt oder ob sie wohl gar einer ihrer poetischen Lieblingsgestalten charakteristische Züge aus dem Wesen und Sein des Mannes und Künstlers selber halb unwillkürlich beigemischt hatte.

Es gibt tiefe, sinnige und innige Naturen, die mit einem speziellen Talente für eine der Künste begabt, sich auch andern Kunstrichtungen nicht verschließen, in dem Schönen überhaupt, ihrem eigentlichen Elemente, sich einzig wohlbefinden. Ein Musiker, zugleich gebildeter Genießer und Kenner der Malerei wie der Plastik, selbst ein nicht ungeübter Zeichner, poetischer Produk-

tion durchaus nicht fremd, mit dem reinsten Geschmack für jede der Künste und sich das beste, was ihrer jede hervorgebracht, mit Enthusiasmus aneignend und zu den höheren Genien eines Mozart, Raphael, Goethe als den Verwirklichern der Idee, die selber in ihm waltete, ja ihn schier verzehrte, mit Liebe und Begeisterung emporblickend, seines eigenen Ichs dabei vergessend — so war mein Freund Dessauer, mit welchem ich an die vierzig Jahre treu zusammen verlebt und dessen schöne, reine, ich möchte sagen jungfräuliche Seele zu erkennen und zu schätzen ich hinreichend Gelegenheit fand.

Josef Dessauer, in Prag geboren, aus gutem Hause, ein Kind wohlhabender Eltern, zeigte schon als Knabe bedeutende Kunstanlagen. Der Schüler Tomascheks war als Jüngling für jene Zeit ein vollendeter Klaviervirtuose. Der junge Mann brachte später mit seiner geliebten Schwester Therese ein paar Jahre in Italien zu. Sein reger Sinn für tönende und bildende Kunst fand da reiche Nahrung. Mit dem jungen Bellini knüpfte sich ihm dort ein inniges Freundschaftsband, welches durch den frühzeitigen Tod des Schöpfers der „Norma“ leider bald zerrissen werden sollte. — Dessauers erster Aufenthalt in Paris förderte ihn ersichtlich. Sein Klavierspielen wie seine Romanzen machten Glück, der hübsche, junge Kompositeur war bald in der Gesellschaft beliebt, wozu seine feinen

Manieren und sein gutes Französisch nicht wenig beitrugen. Schon damals hatte er alle deutschen, italienischen und französischen Musikmeister, die alten wie die neuen, im Kopfe, im Herzen und in den Händen. In Stegreifwiedergabe ganzer Opern und Symphonien auf dem Klavier war er ein Unikum und ist es bis in sein Alter verblieben. Man brauchte ihm nur ein klassisches oder modernes Musikstück zu nennen, und „Don Juan“ oder die „Hugenotten“, die „Eroica“, Schubertsche Lieder, Chopins Phantasien, Rossinis „Barbiere“, Verdis „Rigoletto“, nach Begehren der Zuhörer, das alles rauschte über die Tasten, volltönend, wie improvisiert. Man konnte dabei die Fertigkeit des Vortragenden wie seinen guten Geschmack, seine Kenntnisse nicht minder wie sein Gedächtnis bewundern; es war die Erinnerung des Herzens an das so tief empfundene Schöne, das er sich mit aller Wärme angeeignet. Bei diesem beständigen innern wie äußern Verkehr mit allen Meistern der Kunst, bei dieser Allgegenwart des Geschaffenen, das sich ihm im Geiste stets darbot und das er gewissermaßen nachzuschaffen vermochte, ward der geistreiche Interpret und Improvisator eigentlich zum selbständigen Künstler.

Dessauer war ein Liebling der Frauenwelt, in der Jugendzeit wie im Alter. Abgesehen von seiner Liebenswürdigkeit und seiner humoristischen Laune sprach noch der Umstand zu seinen Gunsten, daß man

immer für ihn „zu sorgen“, sich mit ihm „zu beschäftigen“ hatte — eine Mühe, welche die lieben Frauen gern übernehmen, wie Leonore gelegentlich des launischen Tasso bemerkt. Unser lieber Freund kränkelte jezuweilen und ließ sich nicht ungern bemitleiden, pflegen und hätscheln, wozu sich denn auch die erbarmungsreichen Frauenherzen stets bereitwillig erwiesen, während wir rauhes Männervolk den häufig Klagenden mit dem Spitznamen „Raunzeander“ beteiligten.

Dessauer kam mehrmals nach Paris und stand in nahem Verkehr mit den Zelebritäten aller Künste, zumeist mit den Kompositeuren, wie Rossini, Cherubini, Auber, Halévy, Chopin. Dieser brachte ihn zu seiner Freundin George Sand. Das weibliche Oberhaupt der Romantik nahm bald großen Anteil an dem edlen Wesen des poetischen Klavierspielers und Romanciers, welcher in ihr die große Schriftstellerin bewunderte, die einfache und natürliche Frau hoch hielt. Dieses Freundschaftsverhältnis währte bis zum Ableben der Dichterin. Der Freund starb ihr bald darauf nach. Getrennt voneinander hatten sie korrespondiert. Noch vor Jahr und Tag, als Dessauer beinahe völlig erblindet war, las ich ihm die eingelangten herzlichen Worte der Freundin vor. Einige Jahre vorher hatte er sie noch in ihrem Nohant besucht und nach der Heimkehr nicht genug von ihr selbst wie von ihren Kindern und Enkeln erzählen können. Daß der geniale,

aber zeitweilig boshafte Heine dieses reinste Verhältnis zwischen Mann und Frau gelegentlich zu verdächtigen suchte, hat beiden nicht geschadet. Derlei Verleumdungen konnten überhaupt keinen Glauben finden einem Manne gegenüber, der nichts weniger als ein Frauenjäger war, in dessen weicher und zarter Natur es vielmehr lag, gerade das ewig Weibliche in ideeller Auffassung zu verehren. Seine langjährigen Freundschaften mit hochberühmten und gefeierten Frauen, wie Mrs. Kemble, Viardot-Garcia, Unger-Sabatier und anderen weiblichen Zelebritäten mögen das bezeugen und bestätigen.

Am besten aber, wir lassen eine der benannten Damen selbst sprechen, und zwar diejenige, welche nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern in ganz Europa mit vollem Rechte als die erste Frau des Jahrhunderts gilt. In ihren Briefen bezeichnet George Sand unsern Freund als „Favilla“, abwechselnd auch als Crischni, mit Beziehung auf ein indisches Gedicht, welches Dessauer ihr vorgesungen hatte. Die in den nachfolgenden Briefen benannten Personen erklären sich von selbst als Angehörige und Freunde. Der hohe Idealismus, welcher die bedeutende Frau noch in ihrem hohen Alter jugendlich durchglühte, sowie ihre innige und schwesterliche Neigung für den Freund sind die Hauptmomente einer ziemlich umfangreichen Korrespondenz, aus welcher hier einige Bruchstücke folgen. Jede Zeile

spricht von Geist und der bon sens fehlt auch nicht in den politischen Bemerkungen der Französin.

## I.

Guter Chrischni, ich möchte, daß Sie einen Brief von mir in Ischl finden, nachdem Sie mich nicht in den Stand gesetzt, Ihnen nach Paris zu antworten. Ja, es sind glückliche Tage, in denen ich Sie so ganz als Sie selbst wieder fand, kaum gealtert, unverändert, noch so naiv, so zärtlich, so liebenswürdig. Während ihrer ganzen Reise müssen Ihnen die Ohren geklungen haben, denn hier ist keine Stunde vergangen, wo man nicht sagte: „Guter Chrischni, teurer, ehrenhafter Mann, reizender Freund, würdiger Maëstro, großer Künstler" usw. usw. Jeder sagt es und allezeit, im Solo wie im Duett, zu Dreien wie zu Vieren, alle, alle sagen: „Es lebe Dessauer, der wahre Favilla!" Des Abends legte spiritus familiaris geheimnisvolle Briefe auf den Tisch und man fühlte, man genoß die musikalischen Einfälle, welche man zu hören meint, wenn man diese Briefe liest, und man lachte und fühlte sich gerührt — man spürt eben immer Sie. Und sind Sie denn nicht immer hier? Leben wir denn nur in unserm Körper? Bewohnen wir nicht Mond und Sonne und alle Sterne, sobald unser Gedankenflug uns dahinträgt? Beschäftigt man sich auf den Sternen nicht mit uns, wie wir uns mit ihnen be=

schäftigen? Mit uns, die wir sie einst zu finden träumen? Sie? Wen? Sie sagen von uns dasselbe, und ohne uns zu kennen, lieben sie uns. Und übrigens, kennen sie uns denn nicht? Wo ist zur Stunde unser teurer, großer Delacroix? Aber, wo sind Sie selbst, eben wo ich Ihnen schreibe, auf welchem Wege, in welchem Vehikel, in welcher Laune? Abwesenheit und Tod weichen nicht viel voneinander ab; man verläßt einander nicht, man verliert einander aus dem Gesichte, aber man weiß wohl, daß man einander — gleichviel wo — wiederfinden wird. Darum sage ich nie „Lebewohl“ in dem Sinne von „Gott trennt uns“, sondern in dem Sinne von „Auf Wiedersehen in Gott, in dieser Welt oder in einer andern“. Schreitet man nicht voran, solange man leben will und an Ideale glaubt? Soll das Ideal nur für dieses Leben von einem oder zwei Tagen auf der Erde gut sein? Glauben Sie das nicht. Wir nehmen mit uns, was wir erworben haben, wir nehmen es mit uns, um es in der Ewigkeit zu vermehren. Was liegt daran, wenn wir in einer oder zwei unserer Existenzen nicht genugsam ermutigt wurden, wenn wir nur in uns und in andern das heilige Feuer wach erhalten haben. Unterschätzen Sie nicht die Stunden, in welchen Sie mit Ihrer Seele die der großen Meister Ihren Freunden gaben; all das ist unter den Meistern, unter Ihnen und uns ein Austausch des Besten und Höchsten, was

das gemeinsame Sanktuarium enthält. Schreiben Sie uns, teurer Freund, sagen Sie uns, wie Sie gereist sind, wie Sie die Schwester gefunden haben, die Nichte, die Berge, das „Salzland“ und die Künstler aus den Bergen. Unsere ganze Familie umarmt Sie! Moriz, den Delacroix' Tod sehr angegriffen hat, besonders weil dieser heimging, ohne von einer Familie umgeben zu sein, Lina, die Ihnen ihr Püppchen zum Küssen reicht, Manceau, der Sie verehrt (er als der „Brutalste“ ist der Liebevollste von allen), Madame Lambert, die nicht aufhört, von Ihnen zu sprechen, ihr Gatte, der Sie mit zartsinniger Sympathie „retrospektiv“ studiert, Marie Lambert, die um ein nichts weint, aber voll Liebe ist. Calamatta, der nichts mehr gegen Delacroix sagt, ihn als Menschen bedauert, ohne ihn als Maler je begriffen zu haben... da sind sie alle, doch da kommt noch die große Marie, eine vornehme Natur unter ihrer weißen Haube, und alle lieben Sie und rufen Ihnen zu: „Kehren Sie wieder!“

George Sand.

Kehren Sie wieder mit schönen Liedern von Ihnen für mich. 15. August 1863.

II.

Nohant, 5. Juli 1866. Mein Favilla hat also an meinem 62. Geburtstage an mich gedacht. Ich bin davon sehr gerührt, trefflicher Freund. Sie sagen nichts

von Ihrer Gesundheit, Ihr Herz nimmt alles in sich auf und ist von den Gefahren zerrissen, welche dem Vaterlande drohen. Wir begreifen das, wir, die italienisch aber durchaus nicht preußisch gesinnt sind. Welch furchtbarer Streit ist aus der kleinen Holsteinschen Verwickelung hervorgegangen! Und wo ist das Ende abzusehen! Kann Ihr Vaterland, selbst wenn es niedergeschmettert würde, von der Weltkarte gestrichen werden, auf der es einen so großen Platz einnimmt? Halten Sie es für ein Unglück, daß es Venedig verloren hat? War ihm Italien nicht Ruin und Gefahr, eine Kugel am Fuße angeschmiedet, wie Algier es für Frankreich ist? Man assimiliert niemals so stark ausgeprägte Nationalitäten. Eher begreift man noch die obwohl sehr schwere Assimilation der slavischen Länder. Aber was ist da zu machen? Der Augenblick scheint gekommen, wo die Eroberungen zu einer Landplage werden. Wird Frankreich sich hineinmischen? Für wen? Mit wem? Man sieht, wie Frankreich Italien unterstützt, aber als Preußens Helfer kann man es nicht denken. Und niemand weiß hier, ob Frankreich irgend jemandem helfen wird. Das Staatsoberhaupt ist um so undurchdringlicher, als es, wie man wissen will, in seinen Plänen von der Hand in den Mund lebt, und man Projekte nicht erraten kann, die nicht existieren. Ich sage Ihnen eben, was man spricht. Ich lebe hier ferne von alledem und erfahre nichts aus erster Hand.

Ich sehe meine Enkelin heranwachsen, welche schön und sanft ist und sich soviel als möglich über den schrecklichen Tod ihres Bruders tröstet. Meine Kinder sind so glücklich, als sie es nach diesem Schmerz sein können, und ich, die ihren armen Freund verloren hat, stärke mich bei ihnen. Wir „erfreuen uns" eines schrecklichen Sommers: sündflutliche Stürme, erdrückende Hitze und jäher Frost, dazu die armen Soldaten, armen Verwundeten, armen Gefallenen aller Nationen, die ein entsetzliches Schauspiel bieten, so daß man nicht einmal in dem ruhigen Winkel, in dem man lebt, sich über etwas zu freuen wagt. Sie machen melancholische und von herzzerreißenden Träumen erfüllte Musik, dessen bin ich sicher. Kommen Sie zu uns, die wir Sie lieben und alle Leiden beklagen. Ich habe „Don Juan" an der Pariser Oper zu Tode schinden gehört; man hat ihn vom théâtre lyrique hinweg dorthin eskamotiert, um einiger brillanter Individualitäten und einer schönen Inszenierung willen. All das wog den „Don Juan" auf dem Klavier vorgetragen von Chrischni nicht auf; dieser „Don Juan" war der echte und gute. Werde ich ihn wiedersehen? Es ist dies mein Traum, den Sie mir nicht rauben dürfen. Alle Welt hier umarmt und liebt Sie.

G. S.

III.

Wie schön ist es von dir, mein Chrischni, diesen 5. Juli nicht zu vergessen, der, obwohl er die Zahl

meiner Jahre vermehrt, mir so lieb ist, als ob er mir welche abnähme, weil er mir die süßen Erinnerungen an meine fernen Freunde erneuert. Freilich werden wir uns wiedersehen. Man ist mit siebzig Jahren nicht älter als mit dreißig, wenn man sich Verstand, Herz und Willen bewahrt hat. Du hast nichts von alledem verloren; die einzige Schwäche, über welche du dich beklagst, ist eine Abnahme des Gesichtes. Das hindert dich nicht, die Natur zu sehen und mir die winzigen Blümchen der Linaria Pellissierana zum Strauße zu sammeln, und das herrliche Schauspiel deines Sees und deiner Berge zu würdigen. Ja, dein Vaterland ist schön und ich beneide dich um so mehr um selbes, als es gegen geistliche Intoleranz und geistlichen Ehrgeiz einen Kampf unterhält, der Frankreich demütigt. Was den Niedergang der Kunst bei euch zulande wie bei uns anbelangt, so ist dem wohl so, doch es ist nur eine augenblickliche Verfinsterung. Die Sterne erbleichen zu Zeit in ihrem Glanz, warum sollte es dem Menschen nicht auch so ergehen? Lassen wir nie die Hoffnung sinken, mein Freund, alles, was scheinbar verlischt, erneuert im Geheimen seine Leuchtkraft, und wir selbst sind heute und immerdar Leben und Tod, Schlaf und Erwachen. Unser normaler Zustand zeigt so deutlich unsere unendliche Zukunft. Ich zähle heute 64 „Frühlinge“. Noch habe ich das Gewicht der Jahre nicht gefühlt. Ich bin so gut zu Fuß, arbeite so viel

und schlafe so gut als je. Allerdings ist mein Auge auch schwach geworden, aber ich trage seit so langer Zeit Brillen, daß sich's eben nur um die Nummer handelt. Wenn ich einmal nicht mehr tätig sein kann, so verliere ich hoffentlich auch die Lust dazu. Und übrigens, man entsetzt sich über das hohe Alter, als wäre man so sicher, es zu erreichen. Man denkt nicht daran, daß einem ein Ziegel vom Dache auf den Kopf fallen kann. Es bleibt immer das beste, sich bereit zu halten und die alten Jahre besser zu genießen, als man die jungen genossen hat. Mit zwanzig Jahren verliert man so viel Zeit und verschwendet so viel Leben! Unsere Wintertage zählen doppelt; so gleicht sich das aus. Was nicht vorübergeht und nicht wechselt, ist die Freundschaft. Im Gegenteile, sie nimmt zu, je mehr sie von ihrer Dauer zehrt. Wir sprechen hier oft von dir. Meine Kinder lieben dich mit Ehrfurcht, unsere Enkelinnen sind allerliebst, Aurora spricht wie eine Erwachsene. Sie ist außerordentlich vernünftig und gut. Du wirst sie sehen. Du wirst uns wiederkommen. Du wirst uns wieder mit deinem Klavierspiele entzücken. Wir lieben dich, teurer Maëstro, wir lieben dich sehr, und auch du willst uns immer wieder umarmen, aber nie zum letzten Male. Dieses Wort hat keinen Sinn....

G. Sand.

IV.

Geliebter, teurer Favilla, deine Schrift ist herrlich, du siehst, aber du leidest noch, da es, wie du sagst, mit deinen Augen schlecht geht. Hoffen wir, daß die Heilung bald kommen wird. Dein kleines Bouquet befindet sich in meinem Zimmer unter Glas und Rahmen neben seinen Vorgängern. Ich freue mich immer, eines ankommen zu sehen; es ist ein Zeichen der blühenden Jugend deines Herzens, und an jedem 5. Juli fragen meine Kinder mich, ob ich Blumen aus Ischl bekommen habe. Alle Welt hier liebt dich und drückt dir zärtlich die Hand. Die feuchte Temperatur macht uns alle ein wenig unwohl, aber ich hoffe, wir sind am Ende dieser Sündflut angelangt, die unsern südlichen Provinzen so viel Unheil zugefügt hat. Herrscht in euren Bergen ebenfalls dieser strömende Regen? Turgenjew sagt mir, du machest zuweilen reizende Verse. Ist das wahr? Wie unwissend bin ich, daß ich kein Wort deutsch verstehe! Ich würde so gern deine Sachen lesen. Schreibe mir, wenn du es vermagst, ohne dich anzustrengen und glaube an die unveränderte Zärtlichkeit deiner alten Schwester.

Nohant, 16. Juli 1875, 71 Jahre. G. Sand.

Die „alte Schwester", welche im Jahre 1875 einundsiebzig „printemps" zählte, schrieb dem alten Freund und Bruder noch mehrmals, den letzten Zettel

kurz vor ihrem im Juni 1876 erfolgten Scheiden. Das Verhältnis zwischen den beiden geht aus den mitgeteilten Briefen genugsam hervor, nicht minder die Wertschätzung und Achtung, welche die Frau vor dem Charakter, vor dem Geiste und Gemüte, wie vor den Talenten ihres Freundes hegt.

Ich selbst lernte Dessauer bereits in den zwanziger Jahren kennen. Bei Frau v. Chezy trafen wir das erstemal zusammen. Ich mit Moriz Schwind und anderen jungen Freunden benahmen uns in dem gastlichen Hause ziemlich ungeniert, wohl auch etwas ungezogen — und so machten wir denn unsere Klossen über die modische Kleidung wie über die eleganten Formen des feinen Weltmanns, der uns nur um einige Jahre voraus war. Bald darauf verlor ich ihn aus den Augen, doch bereits zu Anfang der dreißiger Jahre hatten wir uns einander genähert, um uns nicht wieder zu verlieren.

Eine Oper des Freundes „Lidwinna“ (Text von Ebert) — eine Art weiblicher Faustiade — hatte in Prag Glück gemacht. Allein diese wilde Romantik sagte der Natur des Komponisten nicht zu, welche vorzugsweise auf das Zarte und Innige gerichtet war. Wiederholt hatte er mich um einen Operntext angegangen. Im Jahre 1837 schrieb ich für ihn den „Besuch in St. Cyr“, eine Spieloper, die am 23. Oktober 1839 mit den Damen Lutzer und Hasselt zur Aufführung

gelangte. Das Werk ist voll hübscher, musikalischer Gedanken und dem Stoffe wie der Lokalität angemessen von feiner und geschmackvoller Durchführung, etwa in der Art und Weise Aubers. Die Oper gefiel in Wien und machte besonderes Glück in Prag und Dresden. Das Wiener Publikum, an den Saus und Braus der damaligen italienischen Oper gewöhnt, hatte aber etwas dicke Ohren. Nach der Vorstellung lebhaftes Souper mit den Freunden. Über eine reizende Romanze, die fast unbeachtet geblieben war, sagte Lenau zu Dessauer: „Bruder, daraus blickt dein schwärmerisches kastanienbraunes Auge hervor. Aber der Troß hat keine Ohren für deine Augen."

Dessauer schrieb noch zwei Opern. „Paquita" mit der Zerr hatte eingeschlagen, die Wiederholungen mußten aber unterbrochen werden, da die Sängerin einem Rufe nach London zu folgen verpflichtet war. Dort beging sie das Staatsverbrechen, in einem Konzerte für die damaligen ungarischen Flüchtlinge mitzuwirken. Das war vollkommen genügend, ihr die bureaukratische Ungnade zuzuziehen; der Oberstkämmerer verbannte die Künstlerin für ewige Zeiten von der Hofoper und die arme Paquita fiel als Opfer der damals geltenden „Rechtsverwirkungstheorie". — Eine zweite Oper, „Dominga", erhielt nur einen succès d'estime. Späterhin, unter des tüchtigen Eckert Direktion suchte ich den Freund zu veranlassen, seinen „Besuch" wieder zur

Aufführung zu bringen, indem ich mich antrug, die Spielprosa in zeitgemäße Rezitative umzuwandeln — er ging aber nicht darauf ein.

Dessauers Romanzen und Legenden, wie seine Lieder: „Der Schwan", „Die Lockung", „Nach Sevilla", „Ouvrez" usw. sind allgemein bekannt und beliebt, auch außerhalb Österreich. Die Malibran und die Viardot, auch später die Artôt, sangen diese reizenden Dinge mit Vorliebe. In alter Zeit hatte Dessauer unserm Schubert eines seiner ernsten Lieder vorgesungen, mit jener voix de compositeur, welche beiden gemeinschaftlich war. Schubert lobte die Komposition. Die deutschen Dichter schließen meist mit Tod und Grab. — „Ob das Lied nicht gar zu traurig, zu melancholisch wäre", — meinte Dessauer. Schubert erwiderte ihm: „Kennen Sie eine lustige Musik?" — Der gute Franz hat freilich den Offenbach nicht erlebt! Der gütige Himmel hatte ihn aber auch vor dem „großen Richard" gnädigst bewahrt.

Viele der Lieder und Romanzen Dessauers dürfen sich den Schubertschen und Schumannschen Schöpfungen kühn an die Seite stellen, allein — habent sua fata libelli! Der Kompositeur, nach kurzem Weltverkehr, lebte still und zurückgezogen nur seinen Freunden und der Kunst. Wer aus der Welt scheidet, darf nicht verlangen, daß die Welt ihn aufsuche — oder das Journal oder die Reklame.

Dessauers Geist, ja auch sein Humor, waren trotz zunehmender Kränklichkeit frisch und lebendig geblieben und sein Klavierspielen entzückte uns vor wie nach. Man durfte nur begehren: Händel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Meyerbeer, Rossini, Bellini — flugs fing es zu rauschen an! Auch „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ wurden in das Repertoire aufgenommen. Allein der Alte komponierte nicht mehr, als etwa bei häuslich festlichen Gelegenheiten, wie bei der silbernen Hochzeit der Todescos oder zur Feier meines siebzigsten Geburtstages, wo er eine Komödie in Versen schrieb, die Musik dazu komponierte und als strenger Regisseur den jungen Leuten ihre Rollen einlernte.

Es wird kaum einen Künstler geben, welcher für die Schönheiten der Natur unempfänglich wäre. So brachte auch unser Dessauer jeden Frühling und Sommer bis tief in den Spätherbst im Gebirge zu, ohne gerade ein eifriger Bergebesteiger zu sein. Aussee war jahrelang sein Lieblingsaufenthalt, späterhin, im Alter, wählte er Ischl. Unter den Ausseer Bauern und Salzarbeitern fanden sich ein paar junge Bursche, welche die sogenannte „Schwegelpfeife“ bliesen; der musikalische Freund nahm sich ihrer an, suchte sie in ihrer Kunst zu vervollkommnen, komponierte ihnen sogar passende Weisen, sorgte auch sonst für die braven Leute und brachte sie gelegentlich nach Wien. Die Naturmenschen wie ihre naiven Kunstleistungen fanden Beifall im

Salon und bald fehlte es nicht an Gönnern, wie Graf Hans Wilczek, welcher die Bursche alljährlich wochenlang bei sich beherbergte und sie nicht ohne reichlichen Lohn entließ. „Vater Dessauer“, der so viel für sie getan, ihnen auch sonst einige Bildung beigebracht und sich den Ausseern überhaupt als ein wohltätiger Prospero erwiesen, wurde natürlich in ganz Aussee hoch gehalten. Ein bildhübscher junger Bauerssohn, namens Albin Schramel, hatte jene Flötenbläser mit seiner Gitarre begleitet. Der junge Mann war mit Verstand und Einsicht begabt und fühlte es in sich, im Leben weiter zu gelangen, wozu ihm Dessauer zumeist behilflich war. Er empfahl ihn wohlwollenden Freunden und Freundinnen und man vereinigte sich in der Bemühung, den jungen Mann am Grundelsee als Wirt zu installieren und ihm die erste Hauseinrichtung zu besorgen. Albin ist nun seit einer Reihe von Jahren mit Weib und Kindern dort seßhaft und Gebirgsreisenden und Touristen eine wohl bekannte Persönlichkeit. Seine Wirtschaft blüht und gedeiht und seine Dankbarkeit für den Gründer seines Glücks wird gewiß nie aus seinem guten Herzen schwinden.

Ein schweres Doppelübel verbitterte des armen Dessauer letzte Jahre. Er mußte sich einer Augenoperation unterziehen, die nicht glücklich ausfiel und ihm bald darauf die Außenwelt beinahe völlig verschloß; zu gleicher Zeit warf ihn eine Unterleibskrank-

heit, die sich bald als unheilbar erwies, auf das Krankenlager, von welchem er sich in den letzten Jahren nur selten mehr erhob. Wir waren beide seit langer Zeit gewohnt, den Sommer in Ischl miteinander zuzubringen; noch im Jahre 1875 konnt' ich den Halbblinden ab und zu in der „Au“ spazieren führen, wo wir der dreiviertelblinden guten Schwester Therese begegneten. Im Sommer 1876 war er für die Ischlerreise zu schwach. Man quartierte ihn in Mödling ein — bald für immer!

Dessauer schrieb in den letzten Jahren kleine Dramen und Lustspiele, auch eine Masse von Sonetten und anderen Gedichten. Wenn ich den Leidenden in seinem Dunkelzimmer besuchte, hatte er wohl eben unter den gräßlichsten Schmerzen irgend ein Epigramm oder einen Schwank ersonnen, den er auf rastriertes Papier mit der Bleifeder mühsam niederschrieb. So frei war sein Geist geblieben, so unerschöpflich sein Humor, den er in früheren Zeiten auch durch artige Handzeichnungen betätigt hatte. Charakteristisch und mit Vorliebe zeichnete er Katzen, hüllte aber die niedlichen Tiere häufig in weibliche Kleidung und brachte sie in menschliche Verhältnisse, wobei es auch an treffenden Knittelversen nicht fehlte. Derlei ging ihm leicht von der Hand. So schrieb er einen ganzen Katzenroman: „Zwischen Himmel und Erde“ in Heinescher Manier, versah auch das Opus mit geistreichen Illustrationen. Unser Moriz

Schwind, der ein Auge hatte für das Natürliche in der Kunst, lobte die Zeichnungen nicht minder als die Verse. — Im ersten Kapitel „Auf dem Dache" treffen die Liebenden zusammen: die weiße holdselige Kratzine und der Katerjüngling Krabause. Der Vater, der alte Kater Schnauranze hat aber die Tochter dem Kloster zu „Maria Schnauz" geweiht. Da tobt der Liebende:

Und zierte der Schleier das Haupt dir,
Ich kratzt' ihn herab dir vom Haar,
Ich würde zum wütenden Raubtier,
Zum lybischen Löwen gar!
Und miautest du früh auf dem Chore,
Ich brummte dazu im Sekund,
Und engagierte vom Tore
Zum Terzett uns den Kettenhund.
Und schlichst du mit seligem Blicke
Altarwärts, im Haare den Kranz,
Ich zöge dich flugs zurücke
Bei deinem jungfräulichen Schwanz.

In einer Art humoristischem Lehrgedicht: „Der komprimierte Gott", geht der Dichter alle Religionen und Gott-Metamorphosen durch. So heißt es über den abscheulichen Tierdienst:

Scheußliche Drachen mit Teufelsfratzen,
Menschen mit Köpfen von Hunden und Katzen,
Störche, Molche und giftige Schlangen,
Käfer mit Hörnern und kneifenden Zangen,

Löwen und Affen, Kühe und Stiere,
Kurzum, der sämtliche Troß der Tiere
Teilte sich Jahrtausende lang
In den heiligen Gottesrang.

Nun kommen die griechischen Götter aufs Tapet:

Jupiter und Amphitrite,
Juno, Mars und Aphrodite,
Phöbus mit der gold'nen Leier,
Alles ging auf Abenteuer,
Ja, Diana war im Dunkeln
Selbst nicht abgeneigt dem Munkeln!
Kam erst Bacchus angefahren,
Wild umtost von trunk'nen Scharen,
Nymphen, Faunen und Mänaden,
Panthern, Luchsen, weinbeladen,
Alles tobend, kreischend, schreiend,
Zügelloser Lust sich weihend,
Ward, was immer draus entstand,
Doch ein heilig Fest genannt.

Auch die Schöpfungsgeschichte und der jüdische Deismus wird abgeschildert, mit seinem eifernden Jehova, welchem der liebende Christengott ein Ende macht, in dessen Namen sich aber die verschiedenen philosophisch-religiösen Sekten bis zum heutigen Tage auf das bitterste bekämpfen und darüber Gott selber beinahe verlieren. So gelangen wir in die neueste „Kraft- und Stoffzeit“, wo schließlich der liebe Gott in den Urkeim und -schleim zusammengepreßt übrig

bleibt. — Wie aber ward die Welt geschaffen? Wie tritt sie in die Erscheinung?

Aus schlammigem Urstoff, „Moneren“ genannt,
Auf der Schöpfung unterster Stelle
Durch neue Prozesse ein Ding entstand,
Die bildungsbeflissene Zelle,
Materie mit bildender Kraft!
Fürwahr ein großer Treffer!
Wer aber gab ihr die Eigenschaft?
Da liegt der Has' im Pfeffer!
Das ist's, wo euch wie uns verläßt
Der ganze Weisheitsplunder!
Es bleibt ein X, es bleibt ein Rest,
Welträtsel oder Wunder!
Und wenn Ihr Gott auch ignoriert,
Ihr habt ihn nur so komprimiert.
Ob Ihr ihn jemals ganz vertreibt?
Kein Kopf wird das entscheiden!
Und wenn uns Gott im Herzen bleibt,
Ihr müßt's nun eben leiden.

---

Hier folgen noch einige Sonette, deren der Freund während seines langwierigen Krankenlagers eine Unzahl niedergeschrieben.

Seelenbilanz.

Kein Kaufmann kann so streng die Bücher führen,
Als ich die Schuldenbücher meiner Seele;
Denn sicher ist's, daß ich die Arme quäle
Mit ew'gem Prüfen und mit Kontrollieren.

Ich mag am Kapitale nichts verlieren,
Und doch die eig'nen Schulden nicht verhehlen;
Gar herrlich wär's, könnt' nach genauem Zählen
Ein Sümmchen ich zu meinem Hab' addieren.

Doch glaub' ich fast, es dürfte wen'ge geben,
Die viel Ersparnisse gemacht im Leben,
Geringer noch die Zahl, die reich gestorben.

Wenn ich ins Hauptbuch nun mein Konto trage,
So findet sich's, daß ich, trotz Müh' und Plage,
Zwar nichts verloren — doch auch nichts erworben.

8. März 1865.

## In der Genesung.

Ich hatte kaum den alten Feind bezwungen,
Doch kam er schlau, mit Doppelkraft mir wieder,
Bohrt mir sein Marterwerkzeug in die Glieder
Und preßt vor Schmerz zusammen mir die Lungen.

Und neuerdings hab' ich mit ihm gerungen,
Wie der Alcide rang einst mit der Hyder,
Und sieh', auch ich warf meinen Gegner nieder
Und freute mich, daß mir der Sieg gelungen.

Doch lange wird die Freude wohl nicht dauern,
Denn listig ist der Feind, geübt im Lauern,
Ein Knecht im Dienst des Tod's, ein gut bezahlter.

Und will ich ihn mit einem Namen nennen,
So muß ich leider Gottes mir bekennen:
„Der Feind, der dich besiegt, er heißt: das Alter."

Im Bette, 14. Februar 1871.

## Alter und neuer Frühling.

Wie wußt' ich einst den Frühling zu begrüßen,
Mit seinen tausend frischen, schönen Dingen,
Mit seinen Schwalben, seinen Schmetterlingen,
Ja selbst mit seinen groben Regengüssen!

Sah an den Hecken ich die Veilchen sprießen,
Am Fliederbusch die duftigen Knospen springen,
Hört' ich im Buchenwald die Finken singen,
Wie hätt' ich da nicht jubilieren müssen?

Doch jetzt, wenn alle schon vom Frühling schwärmen,
Erlischt bei mir das Feuer kaum im Ofen,
Bevor mich nicht Frau Sonne kann erwärmen.

Und fährt ein Rheuma gar mir in die Glieder,
Ruf' ich mit Béranger, dem Philosophen:
„Verwünschter Lenz, kehrst du denn immer wieder?"*)

26. Februar 1871.

## Laßt mich allein!

Laßt mich allein! Bin ich ja doch schon lange
Von dieser bunten Welt im Geist geschieden;
Laßt mich allein! Vielleicht find' ich den Frieden,
Nach dem ich, ach, so sehnsuchtsvoll verlange!

Ihr werft mir vor, daß ich nun Grillen fange,
Seitdem der Menschen Umgang ich gemieden;
Glaubt es nur immerhin! Ich bin's zufrieden!
Laßt mich nur leben nach dem eig'nen Drange.

---

*) Maudit printemps, reviendras-tu toujours?

Kann ich den Menschen nicht mehr angehören,
Der bunten Welt nicht mehr mit off'nen Sinnen,
Dann soll auch nichts das Gleichgewicht mir stören.

Und da nur Einsamkeit es macht gewinnen,
So werd' ich nie mich um ein Dasein grämen,
Das mir nichts geben kann, doch auch nichts nehmen.

Wien, 10. Februar 1873.

---

Man sieht, die Gedankenwelt war dem Musiker durchaus nicht fremd. Auch mit der Lehre Darwins hatte er sich vertraut gemacht, ohne die Extravaganzen der Nachbeter des großen Entdeckers zu teilen. In artistisch-ästhetischen Dingen hatte Dessauer ein gesundes und unparteiisches Urteil, doch hielt ihn sein feiner und ausgebildeter Geschmack zurück, einer gewissen hypergenialen, ja dämonischen Kunstrichtung beizustimmen, die es darauf anlegt, einen gedankenlosen Korybantentroß durch Getöse und äußern Flitter mit Beihilfe der Reklame anzulocken, zu betäuben und zu verdummen. Die echte Kunst war immer einfach und natürlich. Das gilt von Homer bis auf Goethe und Mozart.

Homeride zu sein, auch als der letzte, ist schön.

Genug über meinen unvergeßlichen Freund! Der Mensch, wie der Künstler bedarf meiner nicht, um in der

Erinnerung aller gut und schön Denkenden fortzuleben. Die unsterbliche Feder der großen und edlen George Sand hat ihrem „Meister Favilla" ein dauerndes Denkmal gesetzt.

## 12. Anastasius Grün (1850).

Kein Volk hat so maßlos viel Lyrik zutage gefördert und ist im Besitze so mannigfaltiger lyrischer Individualitäten als das deutsche; bei keinem ist der Inhalt, sind die Ideen der Zeit so begierig von den Dichtern — und zwar von den Lyrikern — aufgenommen worden. An dem Leitfaden ihrer Gesänge ließe sich eine Geschichte des deutschen Volkes, deutscher Zustände schreiben. Wenn die schwäbischen Minnesänger Rittertum, Religion und Minne in ihren Liedern verherrlichten, so verwehten diese duftigen Blüten später vor dem scharfen, kalten Verstandeshauch der Reformation; die Poesie verließ ihre luftige, himmlische Heimat und wurde gezwungen, an den Kämpfen der Gegenwart, an den Kirchen- und Welthändeln teil zu nehmen; allein die neue realistische Grundlage war kein Hindernis, vielmehr die Veranlassung, das Genie des unvergleichlichen, ja einzigen Hans Sachs hervorzurufen, ein Mitglied der hausbackenen Meistersängerzunft, doch unzünftig wie alles Bedeutende. Die harte Schule des dreißigjährigen Krieges reifte die ernsten und männ-

lichen Charaktere eines Opitz und Angelus Silesius, während sich anderseits selbst in dem poetischen Schwulst und Bombast eines Hofmannswaldau und Lohenstein der Trieb und die Sehnsucht einer zerrissenen Zeit abspiegeln, für die Dichtkunst wieder einen neuen idealen Boden zu gewinnen. Als späterhin Gottsched, der wunderliche Diktator der deutschen Literatur seiner Zeit, die schlesische Dichterschule verwarf, und mit seinen Leipziger Anhängern den bessern Geschmack von jenseits des Rheins herüber zu holen sich bestrebte, es aber nicht weiter brachte als zu einer reineren Form ohne eigentlichen Inhalt, da setzten ihm die Bewunderer Miltons, die Schweizer, den reicheren Stoff, den tieferen Gehalt entgegen, und ein erbitterter Kampf erhob sich, ob man die Franzosen oder die Engländer nachahmen solle, welcher damit endete, daß ein Genie aufstand, welches seinen eigenen Weg ging: Klopstock. Zum ersten Male nach langer Pause wieder eine rein deutsche Regung in den Oden und Bardieten! Aber neben diesem abstrakten Patriotismus des Teutonentums fand die Poesie in den Taten des großen Preußenkönigs und dieser in Kleist und Gleim seine Verherrlicher. Ein schmiegsamer Geist, gleich bereit „Hermann den Cherusker“ wie die Lieder des „preußischen Grenadiers“ zu bewundern, im übrigen seiner Natur nach mehr eklektisch als patriotisch, Wieland, ein Kenner der alten klassischen Literatur wie der romantischen Ritterzeit,

dabei die moderne französische Richtung in keiner Weise hintansetzend, wußte diese Hauptelemente der Bildung in sich zu vereinigen und in höchst anmutigen Schöpfungen geltend zu machen. Wenn ich noch den sittlich-religiösen Gellert und den zart-elegischen Hölty hervorhebe und Bürger, den derben und tüchtigen Vertreter der Volksanschauungsweisen und -empfindungen, so werden diejenigen, welche einigermaßen mit deutschen Literatur- und Lebenszuständen vertraut sind, nicht anstehen, meiner Behauptung beizupflichten, daß die so verschiedene Lyrik jener Männer beiläufig demjenigen entspreche, was damals — ich will nicht sagen in der deutschen Nation — doch in den mannigfaltigen Kreisen deutscher Gesellschaft als Trieb, als Keim, als Blüte gärte, sich gestaltete, der Frucht entgegenreifte. Denn was man auch dagegen einwenden mag: diese schöne Mannigfaltigkeit war bis dahin ein Vorzug der deutschen Literatur, den sie freilich auf Kosten der nationalen Einheit teuer genug erkaufen mußte. Die politische Bildung und Zentralisation nivelliert nicht nur die Bürger, sondern auch die Künstler, indem sie das Individuelle, im Leben wie im Stil, mehr und mehr verschwinden macht. —

Noch hatte die deutsche Lyrik ihren Höhepunkt nicht erreicht, als ihr durch Herders „Stimmen der Völker“ und durch Lessings Kritik die Humanitätsidee als ihr eigentliches Bereich angewiesen ward, welche

in Goethe und Schiller ihren reinsten Ausdruck fand. Schiller war durch den sittlichen Charakter und den Idealismus seiner Poesie der Lieblingsdichter aller Deutschen geworden, die sich in dem Gefühle, etwas so Erhabenes zu besitzen und in Geist und Gemüt anzuerkennen, selbst besser und edler erschienen. Goethes realer Individualismus wurzelte dagegen im Sinne der Alten, in der Mutter Erde, das Menschliche zur höchsten Würde erhebend, das Göttliche als ein geheimnisvoll Unbekanntes aus bescheidener Entfernung demütig verehrend. Man kann sagen, daß Schiller und Goethe wie im Leben, so in der Kunst und ihrer Einwirkung auf das Publikum sich gegenseitig ergänzten; denn wie der ideale Dichter die Gemüter begeisterte und entflammte, so löste der reale seine Aufgabe, Geist und Natur in ihren Rechten zu bewahren, und was damals vor allem Not tat: die sogenannten Gebildeten zu bilden.

Je mehr wir uns in dieser kurzen Übersicht der neuern Zeit nähern, desto rascher wechseln die Gestalten, desto schneller sieht man die lyrischen Talente, die poetischen Weltanschauungen sich ausleben — die Zeit der Epigonen hat begonnen. Fest und unerschüttert, voll Mark und Charakter, ragt nur noch der ernste, echt deutsche und tief gemütvolle Uhland bis in unsere Tage herein; sein dichterischer Lorbeer ist noch frisch und grün und keine Partei wagt es, ihn dem greisenden Sänger von der Stirne zu reißen.

Welche inneren Erlebnisse, welche geistigen Errungenschaften hatte die deutsche Lyrik von den Minnesängern bis auf Goethe, von der melancholischen Scholastik bis zur heiteren Naturwissenschaft auf ihren goldenen Saiten an- und nachgeklungen! Da geschah es, zur Zeit des Völkerkampfes, daß endlich auch eine nationelle Tat der Gesänge ernster Inhalt ward, allein des modernen deutsch-österreichischen Tyrtäus Theodor Körners „Schwert“ wie „Lyra“ sind längst — vergessen.

Deutschland hatte den Frieden, aber die Poesie keinen Stoff; das Ungenügen an der Zeit und ihren Zuständen warf sich in Tieck und den Gebrüdern Schlegel auf Mystik und Mittelalter zurück, ohne nach kurzer Reaktion eine mehr als vorübergehende Wirkung zu erzielen. Die Verzweiflung jagte den spröden Dichtergeist Platen nach Hellas und in den Orient, welchen ein nicht minder großer Meister der Form, Rückert, mit mehr Behagen ausbeutete; der Mangel an Leben zu Hause und Lord Byrons Beispiel rief in Deutschland eine ganze Literatur von „Griechenliedern“ hervor. Aber inzwischen hatte ein keckes Genie die moderne Zerrissenheit tief empfunden und sie selbst zum Vorwurf der Poesie auserwählt. Heines „Reisebilder“ und „Buch der Lieder“ elektrisierten die ganze Welt. Dies poetische Gebräu von Weltschmerz, Selbst-Persiflage, echten Natur- und Herzenslauten, sowie

von wahrem aristophanischen Witz war es, dessen die Zeit bedurfte. Heine ganz allein ist die „junge Poesie", das „junge Deutschland"; die übrigen, die sich so nannten, sind im Grunde weniger Poesie als Kritik; darum schrieben und schreiben sie auch noch in Prosa. Eine ungeheure Aufregung, ein rasches Aufflackern neuer Ideen, ein gewaltiges Durcheinanderwogen disparater Ansichten und Richtungen, der Kampf der Parteien war in die Welt gekommen — auch das ruhige und besonnene Österreich konnte sich länger nicht enthalten, an dem geistigen Wettkampfe poetisch teilzunehmen. In Zedlitz, Ebert, Dräxler-Manfred u. a. hatte die Lyrik in diesem von der Natur gesegneten Lande längst ihre würdigen Vertreter gefunden, auch hielt Grillparzer, durch und durch Dramatiker, bisweilen lyrische Monologe — allein die moderne Poesie und die neue Richtung machte sich in Österreich erst Bahn durch Nikolaus Lenau und Anastasius Grün und manches junge frische Talent hat seitdem zu der Fahne dieser Männer geschworen.

Aber diese moderne Poesie, diese neue Richtung, sind sie nicht an und für sich gefährlich, schädlich verwerflich? — Nichts ist verwerflich, was Leben hat, und nur das Tote, das Geistlose ist gefährlich, weil es ertötet. Man hat der neueren Poesie vorgeworfen, daß sie „politisch" sei — warum tadelt man die Minnesänger nicht wegen ihrer kirchlichen und Liebesmystik,

Hans Sachs wegen seiner derben Verstandesnatürlichkeit, Herder wegen seiner Humanitätsrichtung, Schiller wegen seines Idealismus? Doch ja! Auch alle diese, wie jede Richtung, die einmal im Leben wurzelte, hat ihre Tadler gefunden — an den Lebenlosen, den Pedanten, die allem feind sind was wirklich lebt, was eine Existenz besitzt und verteidigt. Wenn etwas abgetan, wenn es erst eingeschachtelt und eingesargt ist, wenn's nicht mehr lebt, dann ist es klassisch geworden und gibt zugleich Muster und Grenze an, worüber man nicht hinaus soll. Vortreffliche Kunsttheorie, nach welcher unsere armen Lyriker noch immer nichts als Liebe, Mondschein und Wein zu besingen oder die Mäcene zu verherrlichen verdammt wären! Es ist die Theorie der Feigheit, des Vertrocknens, des heranschleichenden Alters, welches einen tiefen Widerwillen empfindet vor dem Aufbrechen der frisch hervorkeimenden Blüten und Knospen. Alles hat seine Zeit — das gilt für die Jungen wie für die Alten. Ein Junger, der wahrhaft lebendig ist, lauscht dem Pulse der Zeit und gibt ihr, was sie bedarf; so hat Goethe zu seiner Zeit getan und jeder wahre Dichter; — ein Alter, der weise ist, sucht sich neben der Jugend lebendig zu erhalten, indem er ihr neues Tun begreifen lernt, ihr Gutes teilnehmend fördert, ihre Ungeduld zügelt, ihre Übertriebenheiten milde erträgt — so hat Sokrates zu seiner Zeit getan und jeder wahre Weise. Wessen das

Herz voll ist, davon fließt der Mund über. Die neue Lyrik hat es nicht verschwiegen, was in so vielen Gemütern sich regt; sie hat das Gären der Zeit, ihr Lieben und Hassen, ihr Hoffen und Zagen freimütig ausgesprochen. Als Koryphäen dieser neuen Lyrik erscheinen unsere beiden österreichischen Dichter: der edle und tiefsinnige, im Leben so unglückliche Nikolaus Lenau, der aus innerstem Herzensbedürfnis das religiöse Moment in seine Dichtungen verwebte — und der elegisch-humoristische, immer lebensfrische Anastasius Grün, welcher als erster Anreger und Vertreter der politischen Richtung der modernen Poesie zu gelten pflegt. Eine originelle und innige Naturanschauung ist beider Vorzug; jedoch nimmt Lenau seine Bilder mit Vorliebe von der Nachtseite der Natur, während Anastasius Grün sich gerne dem hellen, sonnigen Tag und seinen freundlichen Erscheinungen zuwendet, wie man ihm denn auch die Fülle der Rosen, deren er sich zum poetischen Gebrauche bedient, sowie seinem düsteren Freunde Lenau die häufig wiederkehrenden Geier und anderes unheimliche Gevögel nicht selten zum Vorwurf machte. Ohne die Parallele zwischen den beiden Mitstrebenden weiter auszuführen, wollen wir uns jetzt ausschließlich mit demjenigen von ihnen beschäftigen, dessen Namen diese Skizze an der Stirne trägt.

Ein Dichter legt sein inneres Leben in seinen Werken nieder und ein deutscher Dichter erlebt nur wenig von außen.

Anton Alexander Maria Graf von Auersperg ist am 11. April 1806 zu Laibach geboren und erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, größtenteils auf dem Schlosse Thurn am Hart, wo ein Ex-Franziskaner sein Hofmeister war. Im Sommer des Jahres 1813 faßte der Vater unseres Dichters den raschen Entschluß, den Knaben zu seiner weiteren Fortbildung dem Theresianum in Wien anzuvertrauen. Was ihn dazu bewog, war der Vorschlag des damaligen französischen Generalgouverneurs von Illyrien, Marmont, den jungen Menschen in eine Erziehungsanstalt nach Paris mitzunehmen, und die patriotische Besorgnis, dieser Antrag, zwar auf gute Art abgelehnt, könnte sich in der Folge dennoch verwirklichen. Anton Alexander ward von den Pädagogen der Ritterakademie schon nach zwei Jahren für unverbesserlich erklärt — warum? weiß er selbst nicht zu sagen. Vielleicht, weil sich die Keime eines freien Menschen- und Dichtergeistes in ihm lebhafter zu rühren begannen, als es eine Erziehungsanstalt für Adelige damals billigen mochte oder durfte.

Nach zwei Jahren trat Anton Alexander aus dem Theresianum in die Ingenieursakademie über, aus welcher ihn das im Jahre 1818 erfolgte Ableben seines

Vaters wieder abrief, da die Obervormundschaftsbehörde die Fortdauer militärischer Erziehung für ihn als einzigen Sohn nicht passend fand. Ein Privaterziehungsinstitut, welches nun den werdenden Jüngling aufnahm, sagte ihm, bei dem düster-zelotischen Geiste, der darin herrschte, wenig zu; der Widerspruch zwischen dem äußeren Verhalten, zu welchem es gezwungen war, und dem Triebe, der sich von Innen regte, das Mißverhältnis von Schein und Sein, woran wir alle leiden, verfehlte nicht, das junge Dichtergemüt mit Bitterkeit zu erfüllen, und gibt vielleicht zu mancher seiner spätern Dichtungen die Aufklärung. Indessen war er, was man in Österreich einen „guten Studenten" nennt, und trat leichteren Herzens aus der Anstalt aus, als er eingetreten war, und in die philosophischen Studien über. Diese und die Rechtsstudien, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Grätz, hörte er an der Wiener Universität. In die letzten Studienjahre fallen seine ersten poetischen Versuche, welche unter dem vollen Namen des Verfassers in Gräffers „Philomele" und in der „Theaterzeitung" mitgeteilt wurden. Im Jahre 1830 erschienen die „Blätter der Liebe" von Anastasius Grün, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erwecken, späterhin von dem Dichter selbst als unfertig und unreif zum Teil verworfen. Höheren Anteil, wenn auch anfangs kein großes Publikum, fand „Der letzte Ritter". Dieser Romanzenkranz läßt bereits das

ganze Wesen Auerspergs ahnen. Nicht bloß das nationale Element im allgemeinen, sondern der reale historisch-politische Boden ist es, in welchem das Talent unseres Dichters wurzelt, aus welchem es seine poetische Nahrung zieht. Frühzeitig von den lebensfrischen und naiven Erzeugnissen der altdeutschen Dichtkunst angezogen, selbst an ihren Wunderlichkeiten, an ihrem Barocken und Abenteuerlichen Behagen findend, mit dem deutschen Sagen- und Legendenkreise innig vertraut, hatten Studien und Lebensweise an dem Dichter dasjenige nur weiter ausgebildet, wozu Anlage und Charakter hinneigten. In der ganzen Anschauungs- und Behandlungsweise, in dem Derbwirklichen, aus welchem sich die Fäden der Poesie spinnen, in der Macht des Gemütes, das sie verwebt, in der mäßig beigemischten humoristischen, ja zum Teil satirischen Färbung, selbst bis auf die Wahl des Metrums, das weniger kritisch zurechtgelegt, als durch Naturtrieb herausgewachsen scheint, stellt sich „Der letzte Ritter“ gewissermaßen als eine moderne Fortbildung und Fortsetzung der Weise der Minnesänger dar. Dies ist das Feld, auf welchem Anastasius Grün den Dichterlorbeer zuerst angestrebt, auf welchem er ihn im reichsten Maße erringen wird. Allein — habent sua fata libelli! Der erste Anlauf war gemacht und zeigte von frischem, kühnem Mut; nur läßt das Publikum nicht so leicht in sich hinein Bresche schießen — dazu bedurfte es eines andern, keckeren Angriffes.

Im Jahre 1831 verließ Auersperg seinen Aufenthalt in Wien, um die Verwaltung der ihm erblich zugefallenen Herrschaft Thurn am Hart zu übernehmen. Im Laufe desselben Jahres erschienen gewisse lyrische Blätter, unvorbereitet, namenlos, voll Wärme, vaterländischer Begeisterung, voll edlen Zornes gegen das Verkehrte, mit Maß satirische Pfeile schleudernd, deren keiner sein Ziel verfehlte. Die Wirkung, die Aufregung war groß; in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" war das goldene Dichterwort gefallen, welches der Lüge, der Heuchelei, der politischen Verknöcherung das Todesurteil sprach — die edlen, gedrückten Herzen flammten auf und beschlossen seine Vollziehung. Die Märztage vollführten die wirkliche Tat, die in den „Spaziergängen" poetisch begonnen war. Man erriet bald ihren Verfasser. Der Name Anastasius Grün lief von Mund zu Mund. Das Glück des Dichters war gemacht, aber ihm — die Menge ist tyrannisch! — zugleich der Weg vorgezeichnet, auf welchem man ihm für alle Zukunft begegnen wolle. Die Devise hieß nun einmal „politischer Dichter", und des Autors lang erwartete neuere Dichtungen, die nach vier Jahren (im Jahre 1835) unter dem Titel „Schutt" erschienen, galten nach Stoff und Darstellung für ein Zeichen, daß er die ihm übertragene Sendung angenommen und den mit dem „letzten Ritter" zuerst eingeschlagenen Weg gänzlich verlassen habe. Doch auch für diesen

zeigte sich nun ein wärmerer Anteil; war es doch gleichfalls ein Werk des Lieblingsdichters!

Indessen lebte der gefeierte Dichter still, friedlich und einsam auf seinem Erbschlosse, pflanzte, säte, administrierte und sprach krainerisch mit seinen Bauern, die weder wußten, daß ihr Grundherr ein Poet, noch was überhaupt ein Poet, am allerwenigsten, was ein politischer und Tendenz-Schriftsteller sei. Um ein so einförmiges Leben aufzufrischen und den Zusammenhang mit den Freunden in Wien zu erhalten, wurden mehrmals im Jahre einige Wochen dort zugebracht, auch Reisen unternommen durch Nord- und Süddeutschland, durch ganz Italien, auch Frankreich, Belgien und England.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! — Diese Wahrheit hatte sich dem Siedler auf Thurn am Hart, dem Sänger der „Blätter der Liebe“ schon seit Jahren aufgedrängt. Eine Neigung war längst in ihm erwacht, die er nach seiner Weise im innersten Herzen barg und im Zweifel, ob sie auch erwidert werde, weder seinen besten Freunden noch — ihrem Gegenstande verriet.

Doch — sind's Rosen, so werden sie blühen! Zuletzt kam denn auch der Moment, wo das Geheimnis hervorbrach und eine Heirat aus gegenseitiger Neigung war des Rätsels Lösung. Am 11. Juli 1839 beglückte Maria Gräfin von Attems den Dichter mit ihrer Hand, dessen Muse schon früher für einige Zeit ver

stummt war und nun in einem hartnäckigen Schweigen verharren zu wollen schien. Das konnte weder das Publikum begreifen, noch diejenigen, welche die Literatur „zu machen“ pflegen und die sehr wohl wissen, wie notwendig es ist, sich immerfort aufs neue aufzutischen. Sie hatten vergessen, daß dem Dichter das glückliche Los zugefallen war, auf eigenem Grund und Boden, im Arm der Liebe, fern vom literarischen Markte, frei und ungehindert sich selbst zu leben, der Natur, der heitern Tätigkeit und unter rauschenden Bäumen und duftigen Blumen den Eingebungen seines Innern lauschen zu dürfen, ohne sie zur Ostermesse auf Bestellung gewaltsam heraufpumpen zu müssen. Das hatten die Herren vergessen oder vielmehr: sie hatten es nicht vergessen, noch auch waren sie geneigt, dem Dichter seine beneidete Unabhängigkeit so ruhig hingehen zu lassen. „Anastasius Grün schweigt beinahe sechs Jahre lang, er hat eine Gräfin geheiratet, er ist zuletzt selbst ein Graf, er tyrannisiert seine Bauern, er sucht den Kammerherrnschlüssel — kein Zweifel, er ist abtrünnig geworden!“ so hieß es in den deutschen Klatschblättern und Klatschgedichten. — A. Grün mit dem Kammerherrnschlüssel wäre allerdings eine Anomalie; aber zum Glück hat er niemals daran gedacht, sich diese harmlose Zierde zu verschaffen. Die selige Zensur hat übrigens durchaus nicht gestattet, den Dichter gegen diese Anschuldigung zu verteidigen. Man

kann daraus ersehen, in welchen Kreisen die Verdächtigung seiner Person damals den willkommensten Anklang fand. Beiläufig in die Zeit jener Kammerherrn-Legende fiel die Herausgabe der „Nibelungen im Frack". Der gereizte Dichter hatte darin den literarischen Kläffern zugerufen:

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sond'rer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n;
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein!

Das war genug, um sich aufs neue die Kammerdiener der Freiheit und der Literatur an den Hals zu hetzen. — Die „Nibelungen" machten übrigens im großen Publikum wenig Glück. Man vermißte darin die frühere Glut und Begeisterung, sowie die gewohnte politische Phrase; das Ganze bloß als Humor, als reine Satire auf die „Marotte" aufzufassen, wollte nicht genügen, die echt poetischen Partien, wie die Elfenszenen, wurden übersehen, selbst Sprache und Behandlung des Metrums für hart und manieriert erklärt.

So manches zugegeben, was hier getadelt worden, wird derjenige, der den poetischen Lebensgang unseres Dichters aufmerksamer begleitet hat, in den „Nibelungen" zunächst eine Wiederkehr auf die mit dem „letzten Ritter" verlassenen Pfade unschwer entdecken.

Dort wie hier ward der Poesie eine reale Unterlage auserwählt; nur war diese bei den „Nibelungen“ vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Trat der gereifte Dichter minder harmlos und unbefangen, mit mehr Maß und Vorsicht, ernster und satirischer auf, so konnte man an der ganzen Behandlung gewahren, daß er sich des Zuwachses seiner Kraft und seines reinen Wollens bewußt, aber auch über die kleine Verstimmung seines Publikums durchaus nicht im Irrtum und dadurch zum Teil etwas unsicher geworden war. Und doch, wie leicht ließe sich die Menge wieder umstimmen! Allein der echte Dichter will vor allem sich selbst befriedigen — gelingt ihm das, so gibt sich das Weitere von selbst. In den „Nibelungen“ war es nicht völlig gelungen; sie sind ein Übergangswerk und als solches für den Autor wichtiger als für den Leser. Jeder Schriftsteller, welcher seine Stoffe organisch aus sich heraus bildet, sie nicht aus toten Atomen von außen zusammensetzt, bezeichnet mit einem neuen Werke eine neue Lebensphase; allein die Idee ist häufig widerspenstig und will den Stoff nicht immer reich und warm durchdringen, und so geschieht es denn bisweilen, daß der erste Guß gerade da mißlingt, wo etwas recht Bedeutendes zutage gefördert werden sollte. Selbst der gesündeste Organismus hat bisweilen partielle Krankheiten notwendig, um wieder sein volles Wachstum zu gewinnen. Der Bildungsprozeß ist ein ähnlicher wie der des

Lebens; sich bilden in Leben und Kunst heißt: auf die uranfänglichen Zustände seines Wesens zurückgelangen und dasjenige mit Bewußtsein und Freiheit gestalten, was zuerst als Trieb und Keim in der Seele lag.

Die neueste Zeit hatte unsern Dichter, wie so viele andere, aus seiner ländlichen, häuslichen und poetischen Ruhe gerissen. Einer Art Ahnung folgend, verließ er Graz im vorigen Frühjahr und traf am Morgen des 13. März 1848 in Wien ein. Zeuge des großen Befreiungsschauspiels, begleitete er den Verfasser dieser Skizze am 15. März in einem höchst kritischen Momente nach der Hofburg. Die Szenen, deren Teilnehmer und Mitwirkende sie dort waren, sollen dem künftigen Geschichtsschreiber der Wiener Revolution nicht verloren gehen.

A. Grün war es, welcher das Patent mit der Zusage der Konstitution bereits am 16. März dem gärenden Graz überbrachte, wohin es im ämtlichen Wege erst — vier Tage später gelangte.

Im April saß er in Frankfurt im Fünfzigerausschuß und teilte dessen Begeisterung und Erhebung, dessen süße Hoffnungen und — holden Irrtümer. — Bald darauf ins Frankfurter Volksparlament gewählt, stimmte er dort in einigen Hauptfragen mit dem linken Zentrum, kehrte aber bereits im August zu seinem stillen Landaufenthalte zurück. Professoren sind das Sitzen gewohnt — sei's auf dem Katheder oder in

einem Parlamente; poetische Naturen lieben sich das Freie, das Luftige und bekommen zuletzt eine Scheu vor Kammerreden und Paragraphen, besonders wenn diese zu keinem Ziele führen oder darüber hinaus schießen. Der mehr als zur Hälfte slawische Bezirk, welcher den Dichter gewählt, schien nicht besonders erbaut von seiner entschiedenen Deutschheit. Da er seine Gesinnung nicht mehr für den wahren Ausdruck seiner Mandanten halten durfte, so erleichterte ihm dieser Umstand den Entschluß seines Rücktritts zu einer Zeit, wo der „Reichsverweser“ und die heraldische Bestimmung der „Reichsflagge“ als Ergebnisse dreimonatlicher Beratung an das Licht traten. Wir können es kaum bedauern, daß er den Moment abzuwarten versäumte, in welchem der preußische Kaiserembryo neugebadet dem Dahlmannschen Tintenfaß entstieg.

A. Grün blieb gewiß nicht gleichgiltig bei der politischen Neugestaltung seiner Nation — er fühlt sich aber nicht der Mann der Tat, um den verworren begonnenen Neubau zu leiten und zu führen. Zudem – Handlanger sind genug, aber der Meister fehlt. Wir hoffen übrigens, der Dichter ziehe sich hauptsächlich darum zurück, weil er eben – ein Dichter ist.

Vielleicht überrascht er uns aus seiner Einsamkeit bald mit einem neuen Werke, das den Stempel der neuen Zeit an der Stirne trägt. Jede Zeit bedarf der

Gesänge. Thebens Mauern entstanden durch die ermunternden Klänge einer Lyra; dessen erinnere sich unser Freund und fasse den Mut — er hat die Kraft — unser moderner Amphion zu werden, welcher den ermattenden Werkleuten des neuen Staatsbaues Mut und Vertrauen einflöße mit den frischen, frohen Tönen einer gottbeseelten Leier.

# Anmerkungen.



Unser Text schließt sich den Vorlagen an, mit treuer Bewahrung des Wortlautes, aber ohne Bedenken, die verlotterte Orthographie der Originaldrucke durch die übliche zu ersetzen, offenbare Druckfehler stillschweigend zu verbessern. Nur in wenigen Fällen, die sich selbst rechtfertigen, hat sich die Notwendigkeit ergeben, die Abweichungen vom Original hier anzuführen und zu begründen. Sonst beschränken sich die Anmerkungen auf den Nachweis der Quellen und auf sachliche Erläuterungen. Diese wollen ohne überflüssige Gelehrsamkeit dem modernen Leser diejenigen historischen und literarischen Kenntnisse vermitteln, die der Verfasser bei seinen Zeitgenossen unbedenklich voraussetzen konnte.

---

**1.** Denkwürdigkeiten der Österreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformazionen bis auf die Gegenwart von Dr. Adolph Wiesner. Stuttgart, Verlag von Adolph Krabbe, 1847, S. 409 bis 422: Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich. [Am Schluß:]

Folgen die Unterschriften:

Grillparzer. — A. v. Ettingshausen. — Bauernfeld. — A. Baumgartner. — Feuchtersleben. — Otto Prechtler. — K. L. v. Littrow. — A. Schrötter. — Johann Ladislaus Pyrker. — Freiherr v. Münch, Hofrat. — Dr. Moriz v. Stubenrauch. — Jenull, Hofrat. — Dr. L. Neumann. — Josef Bergmann, k. k. Rat. — Dr. Ferdinand Gobbi. — Dr. Franz Romeo Seligmann. — Julius Krone. — Professor Hye. — Kudler, Regierungsrat. — Max Löwenthal. — J. F. Castelli. — Ludwig August Frankl. — Johann Springer. — Josef Wertheimer. — Theodor Georg v. Karajan. — Anton Gf. v. Auersperg. —

Sommaruga junior. — Wilhelm Marsano. — Friedrich Fürst Schwarzenberg. — Dr. Ignaz Wildner, Edler v. Maithstein (um so mehr einverstanden, als in Ungarn bereits eine viel größere Druckfreiheit besteht, als hier angestrebt wird). — Dr. Adolf Schmidl. — J. F. Schlager. — Friedrich Kaiser. — Josef Rank. — Hermann Rollett. — Dr. v. Frank. — J. N. Vogl. — Franz Stelzhamer. — Dr. Johann Herz. — Josef Bar. Zedlitz. — Stephan Endlicher. — Hammer-Purgstall. — J. E. Löbisch. — Dr. Moritz Heyßler. — Adolf Wiesner. — Dr. Beer. — Dessáry. — E. M. Selinger. — Dr. Siegfried Becher. — Ph. Rothkögel, Professor. — Dr. Josef Neumann, k. k. Professor. — Josef Beskiba, k. k. Professor. — Dr. L. C. Schulz von Straßnitzki, k. k. Professor der Mathematik. — Dr. Fleischmann. — Pannasch, Oberstleutnant. — Franz Gräffer. — Josef Siegmund Ebersberg, fürstbischöflicher Rat, Redakteur des Wiener Zuschauers 2c. — M. G. Saphir. — Siegmund Kolisch. — Baron Lannoy. — Adalbert Stifter. — Franz Stöber, k. k. Professor der Akademie der bildenden Künste. — Gottfried Preyer, k. k. Vize-Hofkapellmeister, Direktor des Konservatoriums der Musik und Professor der Kompositionslehre. — Heinrich Proch, k. k. Hofoperntheater-Kapellmeister. — Dr. August Schmidt, Redakteur der allgemeinen Wiener Musikzeitung. — Carl Hugo (Dr. Bernstein). — Friedrich Witthauer. — Franz Fitzinger. — Ferdinand Graf von Colloredo-Mansfeld. — Franz v. Holbein. — Johann Gf. Barth v. Barthenheim. — Friedrich Ritter v. Bartsch, Kustos der k. k. Hofbibliothek. — Ludwig Selliers von Moranville, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. — Albrecht Krafft, k. k. Skriptor. — Josef Dessauer. — Gustav Barth. — Karl Hock. — Dr. Johann Mikolasch. — Dr. Schuh, Professor der Chirurgie. — Dr. E. Melly. — Dr. Rokitansky, k. k. Professor. — Dr. Skoda. — Carl Freiherr von Pratobevera zu Wiesborn, jubilierter Vize-Präsident des k. k. niederösterreichischen Appellationsgerichtes. — Adolf Freiherr von Pratobevera, Appellationsrat. — Dr. Theobald Rizy, Hof- und Gerichtsadvokat. — Josef Fischhof, Professor am Konservatorium der Musik. — Karl Ad. Kaltenbrunner. — Josef Kriehuber. — Ludwig Mielichhofer. — Direktor von Schreibers. — Vinzenz Kollar. — Dr. Eduard Fenzl. —

Paul Partsch. — Düring. — Leopold Fitzinger. — Josef Jak. Heckel. — Franz X. Fritsch. — Dr. Löbner.

— —

Schon in Bauernfelds anonym erschienenen „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“ (1842) sind die Gedanken der „Denkschrift“ weitläufiger und in polemischerem Tone ausgesprochen. Am 20. Februar 1845 fand bei Hammer-Purgstall eine Schriftstellerversammlung statt, in der Bauernfeld seinen Entwurf einer Petition vorlas. Zur endgiltigen Redaktion wurde ein Komitee eingesetzt: Endlicher, Jenull, Stubenrauch, Hye, Bauernfeld. In einer zweiten Zusammenkunft am 11. März las Bauernfeld die Denkschrift vor. Nach Unterzeichnung der Petition wurde sie von Bauernfeld dem Minister Grafen Kolowrat und auf dessen Rat von einem engeren Komitee (Jenull, Endlicher, Bauernfeld) den Erzherzogen Ludwig und Franz Karl überreicht. Fürst Metternich war der einzige, der die Abordnung nicht empfing; „er wisse nicht, was in Österreich ein Komitee bedeuten solle“. Der Erfolg der Petition war ein sehr geringer. — Vgl. Allgem. Ztg. 1845, Nr. 90, 94, 102, 114, 115, 121, 150; Bauernfeld, Aus Alt- und Neu-Wien (= Gesammelte Schriften, 12. Bd., Wien 1873) S. 214 ff.; Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft V, 107, 202, 209; Presse 1862, Nr. 135 (Ludwig August Frankl); Jahrbuch XIV, 224 (Glossy); daselbst auch die Petition der Buchhändler vom 12. August 1845. Die Petition der Redaktionen: Allgem. Ztg. 1845, Nr. 136. — Zu dem Kampf der österreichischen Schriftsteller gegen die Zensur vgl. Grillparzer, Werke[5] XIV, 118 ff., XX, 192 f.

2, 24 J. L. E. Graf v. Barth-Barthenheim, System der österreichischen administrativen Polizei Wien 1829. I, 91 ff. passim. 25 Chrysostomus Fauller, Gesetze, Verordnungen und Vorschriften für die Polizei-Verwaltung im Kaiserthume Österreich. Wien 1827. I, 186 ff. 26 Johann Kanka, Handbuch der österreichischen Gesetze über schwere Polizeiübertretungen. Prag 1823. I, 183—189. — Jetzt liest man diese Zensurvorschrift am bequemsten in Wiesners Denkwürdigkeiten, S. 213—219.

S. 20 Die Zensoren verwendeten bei Beurteilung der Manuskripte folgende Ausdrücke: admittitur = zuzulassen; admittitur omissis omittendis (correctis corrigendis) = zuzulassen nach Weglassung (Änderung) des Gestrichenen (Geänderten); non admittitur = nicht zuzulassen; typum non meretur = nicht zuzulassen wegen seichten oder sinnlosen Inhalts. Die Revisionsämter bedienten sich außerdem noch des Ausdruckes toleratur = der Druck wird bewilligt, Journalanzeigen und offener Verkauf verboten. (Vgl. Wiesner, S. 315 f.)

**2.** Schreiben eines Privilegirten aus Österreich. Zur Beleuchtung der merkwürdigen Broschüre: Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien 1847. Leipzig, Verlag von Friedr. Wilh. Grunow, 1847. 12°, 37 S. — 2. Auflage 1847.

Gegen die „Denkschrift" der Schriftsteller wendete sich eine Broschüre des Direktors des geheimen Hausarchivs Clemens Hügel (1792—1849, Bruder des berühmten Reisenden und Gartenfreundes Karl Alexander), die — im Juli 1845 geschrieben — erst Ende 1847 erschien. Sie machte nicht geringes Aufsehen (vgl. Grenzboten 1847, IV, 175, 222, 490; Grillparzer, Werke II, 131 und besonders XIV, 123) und reizte Bauernfeld dazu, „brühwarm" dagegen zu schreiben. Er bestimmte diese Erwiderung zunächst offenbar für die „Grenzboten", sie wurde aber schließlich in der Offizin dieses Blattes selbständig gedruckt. Die Broschüre, die Grillparzer dem Publizisten Franz Schuselka zuschreiben wollte (Jahrbuch V, 137, 215), machte Aufsehen (Grenzboten 1847, IV, 490) und erlebte in kurzem zwei Auflagen. Hügel zog seine Broschüre — offenbar über höhere Weisung — aus dem Handel. — Vgl. Aus Alt- und Neu-Wien S. 217 f. Grillparzer, Werke XX, 193 f.

Zum besseren Verständnis der Bauernfeldschen Gegenschrift folge hier ein Neudruck der überaus seltenen Broschüre Hügels:

Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien 1847. Bei P. Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler. 8°, 22 S. Was wächst, macht keinen Lärm.

Einige Betrachtungen über die Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit, nebst einigen Andeutungen über die Stellung derjenigen, die solche zu verlangen, und derjenigen, die solche zu gewähren geneigt sind.

„Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst" — war das friedliche und deshalb unerhörte, den einen Narrheit, den anderen Ärgernis scheinende Feldgeschrei, unter welchem vor 18 Jahrhunderten die Weltverbesserung und Menschenbefreiung begonnen wurde. — Diejenigen, welche solches zuerst mit wahrer Hingebung und innigem Verständnis zur Welteroberung geführt hat, welche zuerst die von der ganzen damaligen Welt verspottete neue Kriegsmanier und Taktik annahmen: „Liebt die, die euch hassen, und tut denen wohl, die euch verfolgen" — waren schlichte Männer des Volkes, die Schüler dessen, der kein Eigen, keine gelehrte Bildung, keine Würde, ja keinen Platz hatte, um sein Haupt hinzulegen, der nichts besaß als den Leib und das Wort, das Gemeinerbe aller, die vom Weibe geboren, — den Ersten, um ihn für die Feinde im Martertode zu opfern, das Letzte, um durch dasselbe für seine Freunde den Sieg über das Übel und die Lüge zu erstreiten. Er sagte: „Ich bin nicht gekommen, um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen" — und „wer den Meisten dient, wird der Erste sein". — Das war seine Disziplin und Heeresordnung, und er allein hat die große, die heilbringende Revolution, die vollkommene Umwälzung der alten Ordnung der Dinge hervorgebracht, in der nur das Blut der Seinigen floß, aller derer, die sich beladen fühlten, und durch welche alles, was die Philosophie je träumte und wünschte, erfüllt wurde: Aufhebung der Sklaverei, Fürsorge für die Armen und Schwachen, Erhebung des Weibes und Freiheit des menschlichen Geistes.

Das Recht hat die alte Welt weder gesucht noch gekannt, sondern das Vorrecht, und in ihm hat die Kraft des Körpers und des Geistes in Ungerechtigkeit das Regiment in Familie, Stamm, Nation, Staat und Religion geführt. Aus der Gleichstellung von Mann und Weib in der Ehe, aus der Gleichstellung von Reich und Arm an Geist und Vermögen in der

Kirche, aus dem Christentume ist die Christenheit hervorgegangen, und die Zivilisation der neuen Welt, mit der wir uns so breit machen, ist die herrenlose Verlassenschaft, die unter den Händen der neuen Barbaren und Heiden unbenützt und unverstanden zugrunde geht.

Das Vorrecht, welches sonst der Mann der Waffen besaß, spricht jetzt der Mann der Rede und der Schrift an, und mit schnöderem Hohne, als sonst der Kriegsgerüstete und Streitfertige das schwächere Gesindel nach Gelüste ausbeutete und mißbrauchte, will jetzt der Wortgerüstete, Schreibfertige mittelst der Presse seine Herrschaft dem Lesevolk fühlbar machen, denn statt der Leibeigenschaft soll sie die Geisteigenschaft einführen, und alles soll lesen, aber beileibe nicht durch das Christentum frei denken lernen, damit alles zur täglichen Robot gehalten werden könne.

In ganz Europa geht das Verlangen nach Preßfreiheit wie eine ansteckende Krankheit herum. Groß und Klein, Jung und Alt, Arm und Reich schreit nach der Preßfreiheit; wer ist aber dabei interessiert, wenn es nicht der neue Privilegierte ist — der Literat, der von der Presse leben, durch die Presse zu allem gelangen will, — aber ohne Hindernis und Gefahr, was Preßfreiheit heißt. — Seine Meinungen und Ansichten durch die Presse veröffentlichen, soll ein angebornes Recht eines jeden sein, und da nur eine geringe Minderzahl bei diesem Privilegium interessiert sein kann, so hat man mit einem beispiellosen Erfolg die allerverschiedensten Freiheiten, die in der folgenden Stufenfolge wirklich alle interessieren: die Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit allein durch die letztere repräsentieren lassen wollen, und agitiert mit großer Schlauheit durch die Massen für das, was für die Massen nie eine Freiheit oder Gewinn, sondern nur Last und Knechtschaft sein kann.

Mit der Gedankenfreiheit hat keine menschliche und weltliche Autorität etwas zu schaffen. Nur der geäußerte Gedanke gehört dieser Welt und steht vor ihrem Gericht, das Wort bezeichnet sie höchstens als Torheit, und die juridische Zurechnung bedarf der Tat, die sie als Tatbestand, als Corpus delicti fordert. Der nichtgeäußerte Gedanke gehört der höheren, der unsichtbaren Welt und Weltordnung an, die ein Unsichtbarer, Allwissender,

Persönlicher regiert, dessen Gerechtigkeit sein „schuldig“ nicht über den Tatbestand, sondern die Ihm allein bekannte Intention ausspricht, und der im Verbrechen nur die Sünde, aber auch die Sünde ohne Verbrechen sieht. Für die Welt und die Menschen ist der Gedanke des Nebenmenschen Geheimnis, also zollfrei, unentdeckbare Contrebande wird nicht bestraft. Für Gott ist der Gedanke Tatsache, also Schuld, und die allergrößte Schuld, weil sie sich allein zwischen Gott und den Menschen stellt, in der vollen Sonnenhelle seiner Allwissenheit und des Menschengewissens begangen wird, denn wenn der Mensch allein ist, so stehen der persönliche Mensch — das Kind Gottes, das Christus wieder erweckt und durch die Taufe benannt hat, und der persönliche Gott Vater und Schöpfer, den Christus dem Menschen wieder gebracht und durch seinen Tod versöhnt hat, Angesicht zu Angesicht einander gegenüber, wie in der Urzeit, wo kein Gesetz war, als der Wille Gottes, der Frieden der Welt.

Den Leuten weis machen, man befehde ihre, d. h. eines jeden Gedankenfreiheit, wenn man, recht großmütig gerechnet dem Zehnten aus ihnen für ihre [so!] Reden, dem Hundertsten aus ihnen für sein Geschriebenes, dem Tausendsten aus ihnen für sein Gedrucktes gewisse Schranken im Interesse des Dauernden oder des Vorübergehenden, der Schicklichkeit oder der Notwendigkeit vorzeichnet oder ihn gewissen Förmlichkeiten, oder als anerkannte rührige Minoritäten einer nötigen Aufsicht unterwirft, heißt doch wahrlich unverschämt auf den Stumpfsinn und die Hammelnatur des großen Haufens rechnen und sündigen.

Von dem Menschen Gedankenfreiheit fordern, dazu gehört, daß man entweder nie gelernt oder vergessen hat, was der Mensch und was sein Gedanke sei, daß man das Bewußtsein unseres höchsten Adels, unserer wahren Freiheit in trostloser Befangenheit eingebüßt hat und leider wird die Jugend so belehrt, das Volk so gebildet, daß sie, wie von Gedankenfreiheit die Rede ist, das Haupt nicht mutig emporheben und den Blick zu Gott hinaufrichten, sondern entweder in der Menge freche Blicke gegen die Autoritäten dieser Welt wenden oder vereinzelt scheue nach allen Richtungen wegen der Polizei spähen lassen.

Es steht geschrieben: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" — die erste, unerläßigste Gesellschaft für den Menschen ist aber, daß über seiner Persönlichkeit jene Gottes stehe und ihm zu Hilfe komme. Mit seinen Gedanken allein stehend, zweifelt und verzweifelt der Mensch — erst wenn ihm sein Gewissen den Allwissenden zeigt, findet er die Regel, deren er bedarf, den Halt, der ihm fehlt. Der Nebenmensch kann uns nur nach unseren Worten richten, helfen, beistehen, als klug oder als Narren erkennen; die Scheu, jeden Gedanken, jede Meinung, jede momentane Ansicht laut zu verkünden, ist die Schranke, die dem Auge der Welt die Torheit oder Narrheit des einzelnen verhüllt. Die Scheu, jedem Gedanken, jeder Meinung, jeder momentanen Ansicht nachzugeben und Entwickelung zu gönnen, weil wir nicht allein sind, wenn wir denken, weil ein Allwissender in unserem Gewissen lebt, ist die Abwehr gegen die Sünde, die ja vor Gott Torheit ist, wie sie es für die Ewigkeit bleibt.

Zollfrei sind die Gedanken, aber nicht gottesfrei. Gedankenfreiheit von der weltlichen Autorität fordern, ist eine insultierende Dummheit, Gedankenfreiheit von Gott fordern, aber eine Blasphemie. — So wird aber leider die Sache nicht verstanden, wenn man im vornehmen Dünkel sich von den ersten Bedingnissen des menschlichen Daseins nicht mehr Rechenschaft zu geben vermag. Der Mensch kann nicht ganz gottlos werden, ebensowenig, als ganz gewissenlos; es gibt aber eine gewisse Liederlichkeit, in deren Folge man weder Gott noch sein Gewissen zur rechten Zeit zu finden und zu brauchen weiß, und wo dann beide, wenn es nicht mehr Zeit ist, in unserer Hilflosigkeit und Erbärmlichkeit plötzlich in voller Macht erscheinen und mit uns zu Gericht gehen.

Die Gedankenfreiheit scheint uns nach dem Vorstehenden allein auf dem Felde der Verhältnisse des Individuums zu stehen, und jede kollektive, öffentliche Besprechung der Beziehungen zwischen der Persönlichkeit des Menschen und Gottes das fruchtloseste Beginnen, in welches sich der menschliche Geist oder die Gesellschaft nur immer verirren könnte. — Daß jede weltliche Autorität sich aber in allen Fragen der Gedankenfreiheit als inkompetent erklären müsse und jede solche Frage abzuweisen

ist, scheint evident zu sein. Da, wo kein Kläger auftreten, kein Corpus delicti vorliegen, kein Tribunal erkennen kann, ist ein Verfahren oder Urteil der menschlichen Justiz unmöglich.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Frage, zur Redefreiheit. — Wie der gedachte Gedanke nur vor dem Allwissenden zu Gericht gebracht werden kann, so steht der gesprochene Gedanke, das Wort, die Rede, vor dem Urteil dessen, an welchen es gerichtet wird, oder dessen, der es vernimmt. Der Gedanke läßt keine Spur zurück, außer in dem Gewissen dessen, der ihn hegte; für die Welt bleibt er so wenig vorhanden, als er ihr bewußt werden konnte. Das Wort hingegen kann im Gedächtnis dessen oder derer fortleben, die es vernommen haben, und sie können Zeugnis davon geben, der Testimonialbeweis des gesprochenen Wortes ist möglich. Ist der Sprechende, während er spricht, jenen, zu denen er spricht oder von denen er gehört wird, Rechenschaft von dem, was er sagt, behauptet, unterstellt, schuldig, muß er für sein Wort und [so!] Rede stehen, und zwingt ihn dieser Umstand zu gewissen Rücksichten, einer Selbstzensur, so läßt dennoch das gesprochene Wort kein Corpus delicti zurück. Verba volant. — Vom Zweigespräch hat man niemals unangenehme rechtliche Folgen zu fürchten, es kann nur gesellschaftliche haben, denn gegen den affirmierenden Zeugen, der gehört haben will, erhebt sich im Fall der Not die negierende Äußerung dessen, der gesprochen haben soll, und dann eröffnet sich das Feld der Auslegungen und Berichtigungen, die alles verwirren und vereiteln. Wird aber zu mehreren, wird an einem öffentlichen Orte gesprochen, so gestaltet sich in Hinsicht des Beweises, in Hinsicht auf die Kulpabilität nach allen rechtlichen Bestimmungen die Sache ganz anders. Niemanden [so!] ist noch beigefallen, für sich selbst im Zwiegespräch vollkommene Redefreiheit zu verlangen, die persönlichen Rücksichten spielen hier eine große, nützliche Rolle, und selbst die leidenschaftlichsten Leute gewinnen, wenn sie nicht eine geteilte, verbreitete oder allgemeine Leidenschaftlichkeit trägt und fortreißt, bald eine schützende Mäßigung in Form der Rede und den Ausdrücken. Da im allgemeinen dieses der Fall ist und zudem die Gabe der Rede in dem Maße, als die Zahl der Zuhörer und die Bedeutung des Ortes, wo gesprochen wird, zunimmt, abnimmt,

so ist die Redefreiheit nie so sehr in Anspruch genommen worden, und ist auch nach den Momenten großer Aufregung bald in ein geregeltes Bette zurückgekehrt, weil sie die Selbstzensur der Redenden und der Zuhörer gewissermaßen bedingt.

Schließlich sind alle Vergehen, die durch die Redefreiheit stattfinden, aus den vorstehenden Gründen zu denjenigen zu rechnen, wo der Schuldige eigentlich nur in flagranti zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden kann, und in dem Maße, als die Stellung des Redenden eine höhere oder ausgezeichnete ist, nimmt in der Regel seine Behutsamkeit zu, sich durch Mäßigung oder Formgerechtigkeit vor jeder möglichen Ahndung sicherzustellen.

Sowie der menschliche Gedanke sich nicht im Worte flüchtig und verflüchtigend äußert, sondern in der Schrift verkörpert wird und Bestand erhält, liefert diese das Corpus delicti, — litera scripta manet, falls der Gedanke ein Verschulden enthielte, und die eigene Schrift weist auf den Schuldigen, wenn nicht nachzuweisen ist, daß der Gedanke ein fremder, die Hand ein nicht mitschuldiges Instrument war. Bei der Schrift als Corpus delicti tritt ein sehr verschiedenartiger und gefährlicher Anlaß zur Auslegung des Geschriebenen ein und Richelieu sagte, daß jeder, von dem man vier Zeilen eigenhändiger Schrift habhaft werden könnte, für ihn galgenreif sei, wenn er darauf ausginge, sich seiner zu entledigen. In Hinsicht auf das Geschriebene ist deshalb auch zu allen Zeiten der politischen Bewegung eine große Behutsamkeit und strenge Selbstzensur eingetreten, und die unbedingte Schreibfreiheit hat zu keiner Zeit, zumal aber in bewegten Zeiten, wenig oder gar keine öffentlichen Postulanten und Agitanten gefunden. Mit dem Geschriebenen vorsichtig umgehen und es weder dem nächsten Besten noch dem Markt anzuvertrauen, gehört zu der allergemeinsten [so!], weitverbreitetsten Klugheit der Mehrzahl und jedes fremde Vervielfältigen des Geschriebenen erscheint allgemein als Mitschuld.

Wird aber der Gedanke statt durch die Rede oder Schrift außer dem Augenblicke durch den Druck festgehalten und vervielfältigt, erlangt er dadurch eine weder durch Rede noch

Schrift mögliche Verbreitung und gesteigerte Wirkung an vielen Orten, eine Art Ubiquität, so treten ganz neue Verhältnisse und Rücksichten ein. Vor allem liegt nicht ein einzelnes, sondern seiner Natur nach von vielen anderen zeugendes Corpus delicti vor und eine offenkundige Komplizität desjenigen, der die Presse hergab, die ihrer Natur und der europäischen Gesetzgebung nach ein mit Öffentlichkeit getriebenes Gewerbe sein muß, das jedem seiner Erzeugnisse seinen Entstehungsort aufdrücken muß und das nach eben jener Gesetzgebung nie anders als mit eigener Bewilligung nach vorhergegebenen Garantien unter sächlicher Haftung ihres nötigen Apparats gleichsam als Faustpfand oder Kaution nur an solchen Orten betrieben werden darf, wo polizeiliche Aufsicht und richterliche Autorität schützend, regelnd und strafend bei der Hand und gegenwärtig ist. Hieher gehört das Verbot der Privat- und Winkelpressen, der Name des Verlegers und Druckers auf jedem Gedruckten und Buche, die besondere Befugnis, die jedem Drucker und Buchhändler verliehen werden muß, das Vogelfreierklären alles Gedruckten ohne Angabe des Druckortes.

In der neueren Zeit ist zu der Buchdruckerei zur Vervielfältigung und Verbreitung der menschlichen Gedanken noch das Zeitungswesen gekommen, jenes stets bereite, tagtäglich zu Gebot stehende Instrument, den in Rede, Schrift und Buch in einem engen, aber sich stets und stufenmäßig erweiternden Kreis gebannten menschlichen Gedanken in die Welt hinauszuschleudern und ihm durch die vorrechtliche Verbreitung, durch die Post eine Schnelligkeit der Bewegung und eine Ubiquität, eine wesentliche und ans Fabelhafte grenzende Veränderung und Entwicklung zu verleihen. Durch den Druck geht aber mit dem ausgesprochenen und geschriebenen Gedanken noch eine andere wesentliche Veränderung vor; erstens wird er von dem, der ihm die Existenz als Buch gibt, adoptiert und auf seine Rechnung und Verantwortlichkeit in die Welt gesetzt; zweitens wird er als Buch das Eigentum dessen, der es kauft, der mit dessen Kauf das jus utendi und abutendi erlangt hat und solches, die Erfahrung lehrt es, im weitesten Sinne geltend macht; drittens werden die Gedanken des Schreibenden durch den Druck für denjenigen, der drucken ließ, eine Ware und als solche, nach dem gesunden

Menschenverstand, der auf Erfahrungsregeln begründeten Gesetzgebung über den Verkehr unterworfen.

Mit den hochtrabenden lügenhaften Worten: ein Buch ist ein Geistesprodukt, eine Zeitung ist ein Organ des öffentlichen Geistes, hat man die Welt lange genug schon geäfft und am Narrenseile herumgezogen und gegängelt, indem man von der großen, öffentlichen Stimme der gar nicht Beteiligten oder vielmehr von den Zins- und Steuerpflichtigen der Presse Vorrechte, Privilegien für die neuen Bevorrechteten, die Literaten und Buchhändler, als ein Gemeinrecht ansprechen und fordern ließ. — Das Recht, seine Ansichten, Meinungen, Urteile durch die Presse zu veröffentlichen, kann nicht als ein faktisches Gemeinrecht, sondern nur als Privilegium angesehen werden. Diese Veröffentlichung zum Gewerbe machen, ohne irgend besondere Garantien zu geben und Verpflichtungen zu übernehmen, wäre ein neues Privilegium und Vorrecht; einen Apparat zu haben, der tagtäglich Ansichten, Meinungen, Urteile, Mißstimmungen, Verleumdungen Einzelner mit der Myriadenstimme und in der Myriadenbildung der Zeitung in die Welt schleudert und dem Einzelnen damit imponiert, wie man ihn damit betäubt und verwirrt, ohne von den größten Garantien, den bindendsten Regeln im gesellschaftlichen Geleise gehalten zu werden — wäre das schreiendste, das ungeheuerste Privilegium, was je erteilt worden wäre, was je auf dem Einzelnen und der Gesellschaft gelastet hätte, es wäre zudem die schreiendste Ungerechtigkeit gegen die Gesellschaft und gegen alle Gewerbe und allen Handel, die in ihrer natürlichen Entwicklung den mannigfaltigsten Einschränkungen im gemeinen bürgerlichen Interesse, dem ausgedehntesten Garantiengeben und Reglementsertragen insgesamt haben unterworfen werden müssen, und das zwar immer in dem richtigen und genauen Verhältnis der Bedeutung ihrer selbst und ihrer Produkte und der Gefährlichkeit in der Produktion und der Anwendung und Behandlung der Erzeugnisse. Will man dem gemeinen Recht die nützlichste Ausdehnung geben, will man die alten Privilegien beschränken, die nicht mehr zeitgemäßen wegräumen, so muß man, um konsequent zu sein, keine neuen, für die Zeit besonders drückenden und gefährlichen zugestehen und verleihen.

Reden wir deutsch und bündig: — Das materielle Buch ist in der Welt, wie sie jetzt ist und wie sich die Literatur ausspricht, kein Geistesprodukt mehr, welches einer besonderen Pflege bedürfte, es ist eine Ware; der Buchhändler ist kein Diener und Beförderer ernsten Wissens, er ist ein Kaufmann; der Buchdrucker ist nicht mehr ein untergeordneter Mitarbeiter am Aufbau der reinsten Wissenschaft, er ist ein Industrieller; die Zeitung ist nicht ein reines Organ der öffentlichen Stimme, sie ist eine Börse, auf der neben einer Minderzahl wirklicher Geschäfte eine Unzahl von Schwindelgeschäften und Betrügereien getrieben wird und wo alle schlechten Leidenschaften mit allen falschen Gerüchten in Bewegung gesetzt, die Dummheit, Faulheit, Feigheit und die Habsucht der Menge ausbeuten, nachdem sie solche nach Möglichkeit gesteigert haben; die Literaten endlich, haben sie doch das Wort für sich selbst gefunden und in Gang und Geltung gebracht, sind keine Gelehrten, keine Männer der Wissenschaft und der Überzeugung, sie sind Schriftindustrielle, in der Mehrzahl die geistigen Sklaven der Verleger und Zeitungseigentümer, die sie brauchen und ausbeuten, um ihr Publikum in Atem und gutem Humor zu erhalten und wieder auszubeuten — in der kleinen Minderzahl große Herren von der Feder, die die Welt zu leiten meinen, weil sie die schwachen Gemüter irre zu führen und den schwachen Regierungen zu imponieren verstehen.

Betrachtet man den ganzen Spuk mit unbefangenem Auge, läßt man in die künstlich bereiteten Nebelbilder und Schemen einen Sonnenstrahl richtiger religiöser oder staatlicher Erkenntnis fallen, so wird die ganze Macht der Presse als das erscheinen, was sie ist, als ein Popanz, der sich in dem erschlichenen Waffengerät und Panzer des Privilegiums, den man ihm gewährt hat, unerreichbar und unverwundbar dünkt, der aber von dem kleinen Geschütz der demokratischen Feuerwaffe des gemeinen Rechts bald in den Staub gelegt werden wird.

Ein Wort noch über die Zensur, — sie ist bald so alt als die Presse, sie war anfangs ebensowohl anempfehlende Gutheißung der Sachverständigen, als Erlaubnis zum Druck; als sie ganz allein ohne Unterschied der Werke rein polizeilich wurde,

hat sie im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, in der Scheu vor der lebendigen Kraft des Christentums, dessen Einfluß auf die Wissenschaften vielfach gehemmt, und war entweder zu blödsinnig, oder von dem Geschrei nach Aufklärung und Bildung zu sehr eingeschüchtert, um den gelehrten, systematischen, verdeckten Angriff der antisozialen und gottlosen Wissenschaft und Literatur zu erkennen und ihm entgegenzutreten, sie wollte immer in den Wegen des juste milieu zwischen den Gegensätzen wandeln, und während sie die natürlichen Konsequenzen der erhaltenden Lehre als Extreme bekämpfte, gab sie den natürlichen Konsequenzen der zerstörenden Lehre unwillkürlich und unbewußt die Mahnung, ihr Spiel nicht zu früh und offen an den Tag zu legen, ehe solche dasselbe mit einem Schlage zu gewinnen und zu demaskieren in der Verfassung wäre.

Die Zensur ist aber dem Staate notwendig wie die Polizei, nicht als eine richterliche, sondern als die diskretionäre Gewalt des Hausvaters; das Notwendigste bei jeder diskretionären Gewalt ist aber die diskrete, d. h. mäßige, einsichtsvolle, die Tatsachen und nicht die Gerüchte und Verdächtigungen berücksichtigende Anwendung derselben.

Welches aber die Entscheidungen der Zensur seien, so handelt es sich darum, daß solche nicht illusorisch seien, daß ihre Unwirksamkeit nicht die antisoziale Partei ermutige und daß die Vergeblichkeit der Amtshandlung eines Zweiges der Regierung nicht die der übrigen in Mißkredit bringe und das Volk an Mißachtung gewöhne. Es handelt sich nicht darum, alle schlechten oder verbotenen Bücher auszuschließen, sondern daß das Verbotene nicht das Anempfohlene, allgemein Verbreitete und Gelesene werde. Dieses ist nicht auf dem bisher eingeschlagenen Weg zu erreichen, der gerade zu diesem Resultat geführt hat. Der Hang nach dem Verbotenen ist einmal dem Menschen eigen, und nicht vom geistigen oder politischen Verbot, sondern allein von den materiellen Schwierigkeiten wird er im Zaum gehalten.

Solange man die Autoren, Literaten, Verleger 2c. im Auge behalten, sie bekriegen wird, ist kein Erfolg zu hoffen, der Streit bekömmt einen noblen Anstrich, die sogenannten Gebildeten, das Lesepublikum wird verfolgte Intelligenzen und Neben=

menschen sehen und Sympathien für sie haben, weil sie mit der Märtyrerkrone bei vielen Banketten erscheinen. An die Ware muß man sich halten, diese unter das allgemeine Zollgesetz stellen, der Buchhandel muß wie jeder andere nicht einer privilegierten, exzeptionellen, sondern der gemeinen Behandlung unterworfen, den regelmäßigen Gang dieses [so!] letzteren annehmen. Genaue Konsignationen, genaues Gewicht der Kolli, unter den gewöhnlichen Pönalbestimmungen, fest vorgezeichnete Instradierung, besondere Beaufsichtigung des Transitogutes wegen des Rücktrittes in die Monarchie, Anwendung der Bestimmungen über die aus dem Handel gesetzten oder ganz verbotenen Waren in Hinsicht auf die verbotenen Bücher, vielleicht Anwendung des Maximum der Strafen auf verbotene Ware, z. B. des Tabaks, auf die verbotenen Bücher, Überwachung der Handelslokale und Magazine nebst dortiger Lagerungsverpflichtung für die Buchhandlungen, endlich regelmäßige, schleunige und ämtliche Mitteilung der Listen der verbotenen Bücher an dieselben durch das Revisionsamt und Auftrag an dieselben, was ohnedem aus dem ihnen erteilten Befugnis hervorgeht, ihren Korrespondenten die öffentliche Weisung zu erteilen, sie nicht durch Zusendung von Büchern, die antireligiös, antisozial und antiösterreichisch sind, in Unkosten und Verlegenheit zu setzen.

Dieses System mit Kraft, Geschäftsbeförderung und Konsequenz in Ausübung gebracht, wird den Buchhandel Österreichs aus dem Abgrund des Handels mit verbotener Ware wieder zum ehrenhaften Geschäfte machen, es wird ihm keine Leser, keinen Absatz entziehen, das Lesen ist Bedürfnis, das „was“ steht in zweiter Linie, das „wieviel“ in der ersten, und Österreich ist jetzt zum ersten Büchermarkt in Deutschland geworden, vielleicht kann selbst der österreichische Selbstverlag durch Beschränkung der Schundliteratur gehoben werden, denn unsere Schriftsteller schreiben alle Bücher für und Bücher ohne Zensur; fehlt letzten die gewohnte Leichtigkeit, ihre Leser hier zu finden, so werden für diese Bücher mit Zensur geschrieben und hier gedruckt werden, wenn die Zensur für den Verlag im Inland die Manuskripte nicht mehr gutzuheißen, sondern nur mehr zulässig zu finden angewiesen wird und sich stets diesen wesentlichen Unterschied vor Augen hält.

Gestalten sich die Dinge so, dann wird kein österreichischer Buchhändler mehr wagen, vor seinem Nachbar, dem anderen Kaufmann, zu klagen, das gemeine Recht, die gleiche Behandlung stellt ihn in dieselbe Linie mit ihm, und der Bücherballen wird sich doch in eine Behandlung zu finden wissen, der alle anderen Warenballen unterzogen werden, die der gesamte übrige Handelsstand in überschwenglicher Mehrzahl empfängt und versendet.

So viel in kurzen Andeutungen über den Buchhandel und die Verleger. Wenden wir uns jetzt zu der Presse und zu den Zeitungen. Wir haben gesehen, daß die Schädlichkeit der freien Gedankenäußerung durch die Presse zugunsten einer geringen rührigen Minderzahl auf Unkosten der großen friedlichen Mehrzahl als ein Privilegium angesprochen wird; daß die eigentliche Gefährlichkeit und Schädlichkeit gerade in der vielfältigen Verbreitung und schleunigen Fortpflanzung der schädlichen Gedanken liegt, daß dieses nur durch die Presse und Zeitungen bedingt ist. Es handelt sich also, das Übel eben da, wo es erst schädlich wird, in seiner Verkörperung zu erfassen, und dazu gibt uns schon die Bezeichnung Preßvergehen den Schlüssel und die Möglichkeit. Die Presse ist es, die für das Preßvergehen einzustehen hat, sie muß der Gesellschaft und Regierung gegenüber zur immerwährenden Garantie und zum Faustpfand werden statt aller illusorischen Gewährleistungen und Kautionen. Überall nehmen die Gesetzgebungen, wo eine augenscheinliche Tat, die sich wiederholen kann, mittels irgend eines Apparates stattfindet, dessen Beschlagnahme oder Konfiskation in Anspruch; weshalb dieses Gemeinrecht, dessen Wirkung durch die Erfahrung als nützlich erwiesen ist, nicht auch hier in Anwendung bringen? Eine jede Druckerei haftet für die aus ihr hervorgegangenen Werke, insofern solche nicht zum voraus gebilligt oder sonst als unschädlich befunden werden. Alle absichtliche, böswillige Vergehen der Presse müssen mittels des Rückzuges der gegebenen Befugnis bestraft, alle zu fällenden Geldstrafen als privilegierte Schuld auf dem gesamten Apparate lasten, der deshalb als ein Freieigen von jeder vorher darauf liegenden Belastung frei erscheinen müßte.

Die Presse als ein ganz unintelligentes, willenloses Instrument ansehen, hieße dem Buchdrucker intellektuell und moralisch

zu nahe treten; aber in jeder Gesetzgebung finden sich Analoge der Beschlagnahme und Konfiskation der materiellen Behelfe, durch welche ein Vergehen oder ein Übel ins Leben getreten ist, Maßregeln, durch welche allein zwar indirekt, aber sicher der wahre Urheber erreicht und zurechtgewiesen werden kann.

Das gesellschaftliche Vergehen der Presse besteht nicht darin, daß sie die Gedanken des einzelnen reproduziert, sondern darin, daß sie solche vervielfältigt und als Ware in den Besitz und in die Hände jener bringt, die ohne Zurechnungsfähigkeit den Mißbrauch, vor welchem sich der Autor selbst wohl hütet, zu treiben veranlaßt [so!]. Die Presse muß also in und durch Einwirkung der Regierung auf die Druckerei geregelt und gezügelt werden, indem die materielle Kraft und Macht des Staates dem materiellen Behelf der ungeregelten Geistesfreiheit Herr und fühlbar wird.

Dasselbe hätte auch in Hinsicht der Zeitungen zu geschehen. Bei ihnen erscheinen zwei Momente: die Vervielfältigung durch das Gewerbe, welches den Privaten, dann die Verbreitung durch die Post, welche dem Staat angehört. Die Druckerei, welche als Faustpfand zu Gebote des Staates ist, wird eine nützliche Selbstzensur auf die periodische Presse ausüben; sollte trotzdem eine verdammliche Übertretung oder eine verderbliche Richtung in einer Zeitung auftauchen, so liegt es doch in dem vollen Befugnis des Staates, hierin eine einseitige Resiliation des geschlossenen Kontraktes zu finden, und sich selbst jeder Verbreitung und folglich Komplizität verderblicher und verdammlicher Manifestationen zu enthalten.

Eines, ja das wesentliche Lebenselement der Zeitung ist ihre Verbreitung und Austragung durch die Post; sie ist als Wucherpflanze auf der Staatsanstalt, der Post, entstanden, und lebt darauf fort; sollte sie nicht anders in ihrem Wachstum gehindert oder geregelt werden, als durch das Verderben des Stammes?

Wir führen hier zum Schlusse noch ein einziges Bedenken auf. Österreich zählt zu seinen lobenswertesten Eigentümlichkeiten, daß seine Justiz wohlfeil, für die Armen kostenlos ist, denen zudem von Staatswegen ein intelligenter, geprüfter, anerkannter Rechtsfreund gegeben werden muß; das ist eine

Konzeption [so!] und Begünstigung für die große Masse; sollte bei solcher Tendenz und Gewohnheit des geistigen Staatshaushaltes kein ähnlicher Schutz für die große Majorität der Geistesarmen oder Beschränkten gegen die Übergriffe von seiten der neuen Privilegien der Presse eintreten müssen, damit der eigentümliche Geist der Bevölkerung dieses großen von der Revolution noch nicht erfaßten historischen Reiches sich nicht ändern, und derselbe nicht dem revolutionären Geist erliege, der unter dem Panier der Geistesfreiheit gegen Gott, und der Preßfreiheit gegen die Regierung einherzieht?

Der wesentliche Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Staat, wie zwischen der alten und neuen Gesellschaft spricht sich in der Gesetzgebung aus: war das allgemeine Substrat in jenem die Sklaverei und das Vorrecht, so ist es in diesem die Freiheit und das gemeine Recht; die Aufgabe des Wiederaufblühens der mit dem Heidentume gefallenen alten Welt war nur durch die Übereinstimmung der neuen Gesellschaft und Gesetzgebung mit der neuen Lehre der persönlichen, individuellen Freiheit möglich — diese Aufgabe ist in dem Mittelalter gelöst worden durch die germanischen Nationen, in welchen das Gefühl für Freiheit und gemeines Recht ein lebendiges, volkstümliches war, und da in der Welt die Gleichheit nicht möglich ist und zum Umsturz führt, so wurde der neue christliche germanische Staat durch ein wohlverstandenes organisches, harmonisches System ähnlicher Rechte und korporativer Gestaltung, durch die der Schwächere und Ärmere dem Mächtigen und Reicheren gegenüber seine Stellung zu behaupten, sein Recht zu finden befähigt wurde, gegründet, in welchem das Privilegium möglich und unschädlich war, weil es nicht das heidnische der alleinigen größeren Gewalt, sondern zugleich der größeren Verpflichtung nach oben durch Treue, nach unten durch Sitte wurde.

Als man das heidnische Herrscherrecht und den heidnischen Staat in Europa und besonders in Frankreich durch Hof und Schule wieder in das Leben und die christliche Gesellschaft einführen wollte, entstand der unselige Kampf für und gegen das Privilegium, der in der Revolution endigen mußte, der wohlverstanden nicht um das Recht, sondern um das Vorrecht geführt wurde und sich in die praktische Formel auflösen läßt: „ote

toi, pour que je m'y mette". — Das ist aber das Kriegsgeschrei der Gesellschaft, die sich in inneren Kämpfen auflöst und der in Rom dem Kaiser und in Konstantinopel [so!] erschallte. Jedem sein Platz, jedem sein Recht, ist die Lösung des christlichen Staates.

Hat man das Glück, dem österreichischen Herrscherhause anzugehören und in dessen Reichen zu leben und zu dienen, so muß man aus deren Geschichte und besonders der neuesten sich doch die Lehre gezogen haben, daß deren Fürsten und Gesetze vor allem die Aufrechthaltung und Ausbildung der alten christlichen, germanischen Bildung des Staates und der Gesellschaft im Auge und in der Hand behalten haben; Recht und Ordnung, Sicherheit und Schutz für alle, besonders für die Schwachen und Kleinen gegen das Übergreifen der Privilegien und Privilegierten, in diesem Sinne hat sich die Verwaltung, hat sich die Gesetzgebung in dem letzten, für Europa revolutionären Jahrhundert, bei uns seit Maria Theresia fortbildend neugestaltet, und hat in Österreich jenes exzeptionelle, antirevolutionäre Gefühl bei den Massen und den unteren Klassen hervorgebracht, daß sie auch bevorrechtet sind, daß Administration, Gerichtshof und selbst das Audienzzimmer des Kaisers da sind, um jedem in seinem Recht, jedem in seiner Stellung ohne Gefährde und Bedrängung von mächtigeren Bevorzugten zu erhalten. — Jenes Gefühl ist die Popularität, der Schatz, mit dem das Haus Österreich seine Kriege geführt hat, und den Streit der Zeit ausfechten muß — ihn aber in einem törichten Spiel um die Popularität bei den neu Privilegierten des Gedankens, der Rede, Schrift und Presse auf die Gefahr des Verlustes als Einsatz geben, wäre ebenso töricht als es unwahrscheinlich ist, daß solches je geschehen könnte.

Wien, den 15. Juli 1845.

33, 6 1846, von Österreich unterstützter Aufstand der ruthenischen Bauern gegen die polnischen Insurgenten.

36, 17 Oktober—November 1847 wurde in der bayrischen Kammer über die Aufhebung der Zensur debattiert.

52, 8 Metternich, für dessen Politik Hügel neben Jarcke und Pilat publizistisch tätig war.

**3.** Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. 1. Band von Heinrich Reschauer. Illustriert von P. Katzler, F. Kriehuber und anderen. Wien 1872. Verlag von R. v. Waldheim. S. 143.

Der Gedanke einer Bürgerpetition, die der Opposition im niederösterreichischen Landtag Rückhalt geben sollte, wurde von Bauernfeld begeistert aufgenommen. Mit Alexander Bach einigte er sich am 5. März 1848 über den Gedankengang des Aufsatzes, den er am selben Tag verfaßte, am 6. im Verein mit Bach fertigstellte. Am 8. und 9. März versammelten sich zahlreiche Freunde in Bachs Wohnung zu politischen Besprechungen; sie beschlossen, für die Bauernfeldsche Petion in weitesten Kreisen Unterschriften zu sammeln. Am 11. März 1848 wurde sie dem ständischen Ausschuß übergeben. — Vgl. Reschauer S. 141 ff.; Aus Alt- und Neu-Wien S. 251; Jahrbuch V 140 f., 215 f.

**4.** Ostdeutsche Post. Wien 1849. Nr. 9, 30. Januar. Feuilleton: Studien von Bauernfeld. 1. 2. — Nr. 11, 1. Februar: 3. — Nr. 12, 2. Februar: 4. — Nr. 14, 4. Februar: 5. — Nr. 20, 11. Februar: 7. 8. — Nr. 25. 17. Februar: 9. — Nr. 31, 24. Februar: 10, 11. — Nr. 32, 25. Februar: 12.

Vgl. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft VI 87, 191; Nord und Süd II (1877) 391, 393 f. (Anastasius Grün).

63, 15 Louis Eugène Cavaignac warf 1848 den Juniaufstand in Paris mit eiserner Faust nieder und stellte als Präsident des Ministerrats die Ordnung wieder her.

68, 2 Anton Freiherr von Doblhoff von Juli—Oktober 1848 Minister des Innern.

70, 2 f. Alle vier Schriftsteller Anhänger Metternichs; Müller, Gentz, Hurter Angehörige des romantischen Konvertitenkreises in Wien.

71, 2 Sosier, die aus Horaz bekannten römischen Buchhändler; dann von großen Buchhändlern überhaupt.

84, 20 Die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche.

90, 15 Charles Fourier, der Erfinder eines dem Saint-Simonismus verwandten sozialistischen Systems, der Apostel der „Phalansterien“. Mit sozialistischen Schwärmereien verbindet

er einen mystischen, eudaimonistischen Glauben an eine wunderbare Entwicklung der Erde und ihrer Bewohner, die er sämtlich gegenwärtig als „éclosions contremoulées" betrachtet.

91, 24 van Aken, Besitzer einer berühmten Menagerie.

92, 14 f. In den Jahren 1848 und 1849 haben wie die genannten fast alle Wiener Zeitungen nach Opportunität ihren Titel und ihre Tendenz zwei-, dreimal geändert.

99, 9 Vgl. Jahrbuch VI 89.

101, 13 Guizot, den die Februarrevolution nach London vertrieben hatte, trat 1849 mit der Broschüre „De la démocratie en France" hervor.

102, 11 Jacques Laffitte, französischer Politiker; er verwendete als Minister (1830—31) sein ungeheures Vermögen zur Deckung des Defizits.

113, 17 6. Oktober, Erstürmung des Zeughauses, Ermordung des Kriegsministers Latour. 31. Oktober, Eroberung Wiens durch Windischgrätz.

**5.** Ostdeutsche Post. Wien 1849. Nr. 253, 11. November: Neue Studien von Bauernfeld. (Der Verfasser erklärt wiederholt, daß er keine Aufsätze drucken läßt, ohne seinen Namen beizusetzen.) Die Einkehr zu sich selbst. — Nr. 259, 18. November: Wo ist Gott nicht? — Nr. 265, 25. November: Das Theater, das Publikum und ich.

121, 1 Papst Pius IX. hatte sich am 25. November 1848 nach Gaëta geflüchtet und Rom den Demokraten überlassen, die am 5. Februar 1849 die „Römische Republik" proklamierten.

121, 6 Die Franzosen eroberten Rom nach rücksichtslosem Bombardement am 3. Juli 1849 und setzten den Papst wieder in seine Herrschaft ein.

121, 15 Montalembert, von den vierziger Jahren an in ultramontanem Sinne tätig.

121, 17 Bauernfeld meint wohl die am 14. März 1848 von der päpstlichen Regierung proklamierte Konstitution.

122, 7 Die durch das berühmte Sendschreiben Ronges gegen die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier angeregte deutschkatholische Bewegung hatte während des Revolutionsjahres sich auch nach Wien verpflanzt, ohne große Erfolge zu

erzielen. Die Konflikte innerhalb der verschiedenen Dissidenten-Gemeinden, hauptsächlich durch die sozialdemokratischen Tendenzen Ronges und seiner engeren Anhänger erzeugt, übertrugen sich auch nach Österreich, wo dem Streit und den Gemeinden durch eine Verordnung der Regierung ein rasches Ende gemacht wurde.

126, 1 „Der Wald bei Hermannstadt," romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen von der alten Burgschauspielerin Johanna Franul von Weissenthurn war eines der beliebtesten Repertoirestücke in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

126, 10 „Der Bräutigam aus Mexiko", Lustspiel in 5 Aufzügen von Clauren.

126, 15 „Die silberne Hochzeit", Schauspiel in 5 Akten von Kotzebue.

130, 23 Schmerl, eine komische Figur in dem Lustspiel „Großjährig" (1846).

131, 7 Der Belagerungszustand (vom 1. November 1848 an).

131, 8 Während des Revolutionsjahres hatte das Burgtheater, dem Beispiel des Theaters an der Wien folgend, diesen zweiten, zugleich seinen alten Titel wieder angenommen.

131, 20 Über dieses Verbot und die Intervention des Gouverneurs Baron Welden vgl. Aus Alt- und Neu-Wien S. 289 f.; Jahrbuch VI 87, 89, 192 f.

132, 14 ff. Das neue Schauspiel war „Franz von Sickingen". Zu diesem Verbot und zu den folgenden Erörterungen vgl. Aus Alt- und Neu-Wien S. 296 f.; Jahrbuch VI 90, besonders 194.

132, 19 Brief des Burgtheaterdirektors Holbein vom 14. September 1849; vgl. Jahrbuch VI 193.

136, 1 ff Anspielungen auf den Brief des Oberstkämmerers Grafen Lanckoronski vom 21. Oktober 1849; vgl. Jahrbuch VI 194.

**6.** Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde (Herausgeber und Redakteur J. P. Kaltenbaeck). Nr. 75, Sonnabend den 19. September 1835 S. 297—298. Nr. 76, Mittwoch den 23. September 1835 S. 301—303. Nr. 77, Sonnabend den 26. September 1835 S. 305—308. Nr. 78, Mittwoch den 30. September 1835 S. 309—312: Die schöne Literatur in Österreich. Historische Skizze von Bauernfeld.

Auch als Sonderdruck: Wien 1835. Gedruckt bei den Edlen v. Ghelenschen Erben. 8°, 32 S.

141, 18 Der Jesuit Denis, als Barde Sined der Vertreter Österreichs in der Ossian-Klopstockischen Dichtergruppe, deren Mittel er gar oft zu seichtester Hofpoesie verwendet.

142, 6 Blumauer, der Verfasser des bekannten „travestierten Aeneis" und zahlreicher poetischer und prosaischer Satiren im Sinne der Freimaurer.

142, 14 Karl Mastalier, im Streben nach Korrektheit und in seiner äußerlichen Abhängigkeit von Horaz dem Preußen Ramler zu vergleichen, gleich dem er an der zahmen Kriegspoesie der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts teilnimmt.

Johann B. v. Alringer, unselbständiger Schüler Wielands.

Josef Franz v. Ratschky, Organisator der österreichischen Literaten als Begründer des „Wienerischen Musenalmanachs".

142, 20 „Faustin oder das aufgeklärte philosophische Jahrhundert" (1783) von Johann Pezzl.

142, 28 Cornelius Hermann von Ayrenhoff, Verfasser des von Friedrich dem Großen gerühmten Lustspiels „Der Postzug", eigensinniger Verfechter des französischen Geschmacks gegen die jungen deutschen Dichter. Er griff Shakespeare besonders heftig an in seinem „Schreiben über Deutschlands Theaterwesen".

Josef Friedrich v. Retzer, Herausgeber von Denis' Nachlaß und von Ayrenhoffs Werken, dessen Freund und Gesinnungsgenosse.

143, 23 Josef v. Sonnenfels, der Vorkämpfer der Aufklärung in Österreich, suchte in ihrem Sinne durch seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne" (1768) das Theater zu reformieren; die Neugestaltung des Burgtheaters (1776) durch Josef II. geht vor allem auf sein Wirken zurück.

144, 3 Philipp Hafner, der Begründer des Wiener Lokalstücks, durch das er die extemporierte Hanswurstkomödie erfolgreich bekämpfte.

144, 8 Tobias Philipp Frh. v. Gebler verfaßte zahlreiche Lustspiele, meist nach dem Französischen.

Franz von Heufeld; sein Drama „Julie oder Wettstreit der Pflicht und Liebe" (nach Rousseaus „Nouvelle Héloïse")

in der „Hamburgischen Dramaturgie“ 8. und 9. Stück ausführlich und anerkennend besprochen.

144, 17 Johann Friedrich Heinrich Müller, Geschichte und Tagebuch der Wiener Schaubühne (Wien 1776), sehr wichtig für die Geschichte des Burgtheaters.

144, 20 Der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder war von 1781 bis 1785 Mitglied des Burgtheaters, dessen Stil er für Jahre hinaus entscheidend bestimmte. In Wien entstanden viele seiner dramatischen Arbeiten.

144, 25 Johann Friedrich Jünger, für das Lustspiel nicht ohne Begabung, von 1789—1794 Hoftheaterdichter.

144, 26 Der Schauspieler Gottlieb Stephanie der Jüngere dichtete mit Vorliebe Soldatenstücke; auch Singspiele für Dittersdorf und Mozart.

145, 10 Heinrich v. Collin, bekannter als durch seine klassizistisch steifen Römertragödien durch seine Balladen und vor allem durch die „Landwehrlieder“ (1809).

145, 25 Maximilian Korn, von 1802—1850 Burgschauspieler, innig befreundet mit Collin, dessen Balboa eine seiner besten Rollen war.

146, 1 Friedrich Wilhelm Ziegler, Schauspieler am Burgtheater, brachte neben einigen pathetischen Tragödien mit besonderem und nachhaltigem Erfolg bürgerliche Lustspiele auf die Bühne.

146, 8 Kotzebue war 1798 und 1799 beim Burgtheater angestellt; die echteste Frucht dieses Wiener Aufenthaltes sind „Die beiden Klingsberg“.

146, 10 Vor seinem Eintritt bei den Lützowern war Körner Hoftheaterdichter in Wien.

146, 14 „Cunegunde die Heilige“ (1815) und „Die Mutter der Makkabäer“ (1820) fallen in die Zeit von Werners Aufenthalt in Wien.

146, 20 Josef Schreyvogel führte sein „Sonntagsblatt“ (1807—1818) im Sinne der Aufklärung, zugleich als Schüler der Weimarer Klassiker; der Einfluß der von ihm bekämpften Romantik machte sich freilich auch auf ihn geltend, wenn er der spanischen Literatur eifrigste Tätigkeit widmete. Von 1802 bis 1804 und von 1814—1832 war er als Hoftheatersekretär der

eigentliche Leiter des Burgtheaters, das er zur ersten Bühne Deutschlands erhob.

148, 25 August Frh. v. Steigenteich schrieb außer anmutigen Lustspielen etwas frivole Romane nach französischem Muster.

149, 1 f. „Das Leben ein Traum" nach Calderon („La vida es sueño") „Donna Diana" nach Moreto („El desdén con el desdén").

153, 23 ff. Medea I. Aufzug. Werke⁵ V 149 f. Bauernfeld zitiert nicht ganz genau.

156, 2. „Incubus." Werke⁵ I 194.

157, 25 Der Titel des Schauspiels, das Bauernfeld hier nach seinem Inhalt benennt, lautet: „Kerker und Krone" (1833).

158, 1 Byron.

158, 4 „Ritter Harold's Pilgerfahrt" erschien in der Übersetzung von Zedlitz 1836 bei Cotta.

158, 8 Deinhardstein, überaus fruchtbarer, seichter Dramatiker, 1832—1841 Leiter des Burgtheaters.

158, 15 Johanna Franul v. Weissenthurn, über 50 Jahre Schauspielerin am Burgtheater, schrieb zahlreiche altmodische Schau- und Lustspiele.

158, 20 ff. Karl Johann Braun von Braunthal, ein nicht unbegabter, aber verlotterter Schriftsteller, bekannt durch seine Affäre mit Anastasius Grün. Während er aus Not armselige Humoresken und Reisebilder schrieb, wagte er sich an die höchsten Stoffe: Don Juan, Faust, Napoleon, Shakespeare.

Ignaz Franz Castelli, von unbegreiflicher Fruchtbarkeit. Unzählige Übersetzungen, Bearbeitungen, kleine Liederspiele und Komödien. Daneben vaterländische Kriegslieder (1809) und Dialektgedichte. Er liebte den Spaß um jeden Preis, die behagliche Zote.

Eduard Duller wanderte 1830 aus, schloß sich später den Deutschkatholiken an und entfaltete eine bewegte publizistische Tätigkeit. Er begann mit historischen Dramen und Novellen.

Karl Egon Ebert, Deutschböhme; bekannt durch sein Epos „Wlasta". Auch im Drama behandelte er tschechische Sagen.

Christoph Kuffner. Vielschreiber. Romane und Dramen.

Johann Graf Mailáth, der durch sein tragisches Ende bekannte Historiker und Übersetzer aus dem Ungarischen, trat in den dreißiger Jahren mit einigen Lustspielen nach dem Französischen hervor.

Wilhelm Marsano im kleinen Lustspiel glücklicher als in seinen romantischen Tragödien.

Anton Pannasch, historische Trauer- und Lustspiele. „Alboin“, Trauerspiel in 5 Akten, 1834 im Burgtheater aufgeführt.

Karoline Pichler, die bekannte Romanschriftstellerin, dichtete auch eine Anzahl von historischen Dramen.

August Hornbostel (O. Ernst Bohl), nicht unbegabt, vgl. Jahrbuch XIV 60 (Komorzynski).

Friedrich Treitschke dichtete vor allem Singspiele und Opern für die Hofoper, bearbeitete Josef Sonnleithners „Fidelio“.

Franz Carl Weidmann verfaßte zahlreiche topographische Werke, in jüngeren Jahren auch Dramen.

159, 7 Josef Alois Gleich schrieb außer wertlosen Romanen zahlreiche Zauber- und Märchenstücke.

Karl Meisl pflegte vor allem die Travestie und Parodie.

Adolf Bäuerle, der gesinnungslose Herausgeber der Theaterzeitung, in seinem traurigen Alter Begründer des Wiener Lokalromans, war in seiner Jugend der begabteste Vertreter der lokalen Posse, der er die Gestalt des „Staberl“ schuf.

161 Joh. Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau, klassizistischer Epiker. Später hat Bauernfeld weniger günstig über ihn geurteilt; vgl. oben S. 230, 10 ff.

162, 26 Karl Ferdinand Dräxler (Manfred) begann als Lyriker, betätigte sich später hauptsächlich als Bearbeiter französischer Dramen. Seit 1837 in Deutschland, zuletzt Dramaturg in Darmstadt.

162, 27 Ludwig August Frankls „Christoforo Colombo“ erschien 1836.

163, 1 Franz Hermann von Hermannsthal, lyrische Gedichte und Dramen

163, 2 Gottfried v. Leitner, begabter Balladen- und Liederdichter.

163, 3 Johann Mayrhofer endete durch Selbstmord den Konflikt zwischen seiner Gesinnung und seinem Zensorberuf.

Anton Passy, geistliche Lieder.

Franz Freiherr von Schlechta-Wssehrd, lyrische Gedichte und Dramen.

Mathias Leopold Schleifer, Kantaten und Oden älterer Richtung.

165, 8 Ludwig Halirsch, begabter junger Dichter; sein Nachlaß von J. G. Seidl herausgegeben.

165, 7 Josef v. Hammer-Purgstall, der von seinen Zeitgenossen maßlos überschätzte Orientalist.

166, 19 Anspielung auf die „Spaziergänge eines Wiener Poeten".

172, 22 ff. Die Kaltenbaecksche Zeitschrift bemühte sich redlich, bedeutende Mitarbeiter zu gewinnen; der Benediktiner Michael Enk von der Burg und Ernst v. Feuchtersleben zählten zu den fleißigsten.

173, 26 „Reise nach Österreich im Sommer 1831" von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1832. Menzel will „die Vorurteile zerstreuen, welche man im übrigen Deutschland noch so häufig gegen die Österreicher hegt".

**7.** Blätter für Literatur, Kunst und Kritik. (Zur Österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde [herausgegeben und redigiert von J. P. Kaltenbaeck]) Nr. 7, Sonnabend den 24. Januar 1835 S. 25—28: Kritik und Kritiker unserer Zeit. Von Bauernfeld.

Von allen Wiener Rezensenten mußte sich der widerwärtige Saphir durch die Polemik gegen die „falsche Kritik" am tiefsten getroffen fühlen. Er reagierte darauf (Theaterzeitung 1835, Nr. 25) in einem Aufsatz, der beginnt: „Ein recht mittelmäßiger Autor hat einmal gesagt: ‚Es war eine schöne Zeit, in der die Kritik noch nicht erfunden war!'" Gegen diesen anmaßenden Ton trat kein geringerer als Grillparzer für Bauernfeld in die Schranken. („Meine Ansicht." Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, Nr. 14; jetzt Werke [5] XVIII 145. Saphir erwiderte frech und klebrig wie immer (Theaterzeitung 1835, Nr. 37). — Vgl. Jahrbuch V 72, 174.

178, 16 Franz Horn, Romanschriftsteller und Literarhistoriker, hat Shakespeares Dramen in einem unendlich weitläufigen, temperamentlosen Werke in romantischem Sinne als Ausflüsse einer tiefer Absichten vollen Künstlernatur zu erklären versucht.

184, 3 „Die Waage. Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst.“ Herausgegeben von L. Börne. Frankfurt 1818. 1821.

**8.** Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater. Mit besonderer Rücksicht auf das Hofburgtheater in Wien. Von Bauernfeld. Wien 1849. Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler. 8° 38 S. Unterzeichnet: Bauernfeld.

Die Broschüre ist zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des Burgtheaters, im letzten Jahr der Direktion Holbein geschrieben. Im Dezember 1849 wurde Heinrich Laube berufen. — Im März hatte Bauernfeld ein Gespräch mit dem Minister Grafen Stadion: „Er riet mir zu neuem Urlaub von vier Monaten. Inzwischen wolle er für mich eine Stelle aussuchen. Ob ich nicht eines der Theater übernehmen wolle?“ Jahrbuch V 89, 192.

189, 27 „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole“ von Prosper Mérimée, eine Reihe kleiner romantischer Dramen nach spanischem Muster.

193, 22 Karl Seydelmann, Charakterdarsteller, zuletzt in Berlin.

206, 13 „Rochus Pumpernickel. Musikalisches Quodlibet“, berühmte Posse von Matthäus Stegmeyer.

207, 16 „Das Räuschchen“ von Christoph Bretzner, dem Textdichter von Mozarts „Entführung aus dem Serail“.

„Reue und Ersatz“ von Wilhelm Vogel (von 1823 bis 1834 Leiter des Theaters an der Wien).

209, 3 Auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV. wurden seit 1841 in Berlin „Antigone“ und „Ödipus auf Kolonos“ mit der Musik von Mendelssohn aufgeführt.

223, 7 Gurli, die Naive in Kotzebues Lustspiel „Die Indianer in England“.

**9.** Deutsche Zeitung Nr. 1863. Wien, Sonntag 11. März 1877: Kleine theatralische Studien. Von Bauernfeld. I. Der theatralische Kronos und das streitende Theater. — Nr. 1870. Wien, Sonntag 18. März 1877. II. Dramatische Liebespaare. — Nr. 1877. Wien, Sonntag 25. März 1877. III. Die theatralische Gattung.

Vgl. Jahrbuch VI, 181.

232, 16 Mademoiselle Mars (eigentlich Anne Françoise Boutet 1779—1847), berühmte Schauspielerin zur Zeit Napoleons I.

232, 18 Aimée Olympe Desclée (1836—1874), berühmte Schauspielerin während des zweiten Kaisertums.

234, 4 ff La baronne (1871) von Éd. Foussier und Charles Edmond; La comtesse de Somerive (gedruckt 1878) von Théod. Barrière und Mme. de Prébois; Les deux orphelines (1875) von Ad. Dennery und Cormon; Le sphinx (1874) von Octave Feuillet; L'étrangère von Alex. Dumas.

236, 22 Rabagas (1872), eine politische Komödie von Sardou.

237, 7 Vor allem der Streit um „Hernani".

243, 7 Eduard von Hartmann, Shakespeares Romeo und Julia, Leipzig 1874, wendet sich überhaupt gegen Shakespeare, den „vielfach überschätzten Briten".

249, 4 Die Meinung, daß unter der Prinzessin die Herzogin Louise zu verstehen sei, ist heute allgemein aufgegeben.

252, 6 Ichor, die Flüssigkeit, die statt des Blutes in den Adern der griechischen Götter fließt.

263, 7 „Der Veilchenfresser", Lustspiel in 4 Akten von G. v. Moser, noch heute auf dem Repertoire des Burgtheaters.

263, 15 „Arria und Messalina" (1874), „Nero" (1875), beide von Adolf Wilbrandt. Caligula in Halms „Fechter von Ravenna".

**10.** Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Paul Lindau. Dritter Band. Berlin 1877. S. 353 bis 370. Moriz Schwind zum Gedächtniß. Von Bauernfeld. Wien.

Die meisten von den in diesem Aufsatz mitgeteilten Briefe sind vollständiger, aber nicht immer genauer veröffentlicht: Jahrbuch VI 225 ff. (H. Holland, *J.*)

266, 18 Schwind-Ausstellung, Wien 1871.

267, 12 Slobinsky (= Slobi, s. oben 280, 15). Vgl Horner, Ed. Bauernfeld (Dichter und Darsteller. 5. Bd.) S. 143.

277, 26 Vgl. den Aufsatz „Meister Favilla".

280, 8 = Jahrbuch VI 232.

280, 15 = Jahrbuch VI 233; dort heißen die Freunde Slobin und Staus. Vgl. Horner S. 27.

280, 19 = VI 235.

280, 22 = VI 246.

281, 3 = VI 244.

281, 5 einige] uneinige *J.* — Der Mensch — zahlt] fehlt *J.*

281, 7 Das erste Kind Schwinds war ein Knabe (vgl. Jahrbuch VI 245); es muß sich also hier um das zweite Kind handeln.

281, 25 = VI 247.

283, 11 = VI 256.

283, 15 Germanismus] Germanikus *J.*

284, 3 = VI 259.

284, 4 nichtsnutzigen] nichtswürdigen *J.*

284, 17 = VI 261.

284, 20 im Leibe] am Leibe *J.*

285, 5 = VI 266.

285, 8 schon komplizierter] eher complicirter *J.*

286, 1 die — liegt] fehlt *J.*

286, 4 = VI 275.

286, 23 = VI 268.

287, 3 = VI 275 f. — Alexander Baumann, bekannt als Verfasser von „Versprechen hinter'm Herd".

287, 23 = VI 283.

288, 18 gegenüber] gegenüber vor allem *J.*

289, 1 denn] mir denn *J.*

289, 3 noch mehr] noch etwas mehr *J.*

289, 10 wenige] meinige *J.*

289, 15 auf die] auf der *J.*

289, 22 von] vor *J.*

290, 5 = VI 288.
290, 7 angehn] angesehen *J.*
290, 21 = VI 289.
290, 26 Ferencz] Ferenzl *J.*
291, 11 = VI 291.
291, 15 der] die *J.*
291, 16 große] groß *J.*
292, 8 = VI 292.
292, 17 J . . . . .] Jos. *J.* [= Josephine von Wertheimstein].
292, 21 = VI 297 (hier 25. Mai 1866 datiert).
292, 21 des Jenseits] dem Jenseits *J.*
292, 26 drehen] kehren *J.*
293, 6 metaphysischen] unphilosophischen *J.*
293, 14 Original: 1866. Die Aufhebung des Konkordats wurde im März 1868 beschlossen.
293, 16 = VI 293 (auch mit der Jahreszahl 1866).
294, 2 Schnupfen] Schneuzen *J.*
294, 6 Marsch Takte] Marsch-Takte *J.*
294, 10 = VI 296.
294, 11 große Alter] Alter *J.*
294, 14 = VI 298.
294, 16 = VI 299.
294, 27 = VI 299.
295, 5 = VI 300.
295, 16 = VI 301. — Fr. . . . .] Franzl aber *J.* [= Franziska von Wertheimstein].
295, 17 Sie's doch] sie's *J.*
295, 22 = VI 303.
296, 12 Hans Makart.
296, 18 = VI 304.
296, 25 hin und wieder] hin und her *J.*
297, 4 Mannes] Namens *J.*
297, 5 die] der *J.*
297, 6 wie eine] eine *J.*
297, 8 vielgerühmte] vielberühmte *J.*
298, 1 ******] Makart *J.*
298, 7 ekelhaftes] eselhaftes *J.*
298, 11 „Das Tagebuch.“

298, 13 = VI 307.

298, 14 zuckt's] juckt's *J.*

298, 18 Vorzimmer] im Vorzimmer *J.*

298, 20 himmlischen] heimlichen *J.*

298, 22 ausgesuchteste] ungesuchteste *J.* — mit aller] in aller *J*

298, 23 jemand] irgend jemand *J.*

298, 27 M*****] Makart *J.*

299, 26 wollte] sollte *J.*

300, 2 = VI 309.

**11.** Die Heimat. Illustriertes Familienblatt. II. Jahrg. 1877. II. Bd. Herausgeber und verantw. Redakteur: E. v. Vincenti. Verlags-Expedition der „Heimat", Wien, Seilerstätte 1. Nr. 27, S. 435—438, Nr. 28, S. 454—456: Meister Favilla. Zur Erinnerung an Josef Dessauer. Von Bauernfeld. (Separatdruck: Wien 1877.)

302, 3 „Maître Favilla", drame en 3 actes et en prose. 1855.

306, 1 Am raschesten unterrichtet man sich über die Affäre Heine-Dessauer aus dem Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl. Herausgegeben von Dr. Bruno von Frankl-Hochwart. Berlin 1897. S. 52 ff., 61 ff. Wie aus einem ungedruckten Briefe Anastasius Grüns hervorgeht, war Dessauer völlig unschuldig.

326, 3 ff. Bauernfeld teilt die Briefe der George Sand im Original mit und fügt die Übertragung bei mit den Worten: „Nachfolgende Übersetzung dieser Briefe dürfte vielen Lesern nicht unwillkommen sein." Ich lasse die Originale hier folgen:

I.

Bon Chrishni, je veux que vous trouviez une lettre de moi à Ischl, puisque vous ne m'avez pas mise à même de vous répondre à Paris. Oui, ce sont d'heureux jours que ceux où je vous ai retrouvé si semblable à vous-même, à peine vieilli, pas changé, toujours aussi naïf, aussi tendre et aussi aimable. Les oreilles ont dû vous sonner tout le tems de votre voyage, car on n'a pas passé une heure ici

sans dire: Bon Chrishni, cher brave homme, ami charmant, digne maestro, grand artiste etc. etc. Chacun et tous à la fois, duo, soli, trio, quatuor etc., tutti tutti! vive le bon Dessauer, le vrai Favilla! Et le soir, les lettres mysterieuses apportées sur la table par l'esprit familier, les phrases musicales qu'on croyait entendre en les lisant tout cela a été goûté, senti, et tout en riant, on était attendri, on vous sentait encore là. Et n'y êtes-vous pas toujours? Est-ce que nous ne vivons que dans notre corps? est-ce que nous n'habitons pas la lune et le soleil et toutes les étoiles, dès que notre pensée nous y transporte? est-ce qu'on ne s'y occupe pas de nous comme nous nous occupons d'eux. Nous qui rêvons toujours d'aller les y rejoindre? Eux? qui? ils disent la même chose de nous et sans nous connaître ils nous aiment. Et puis, ne nous connaissent-ils pas? Où est notre cher grand Delacroix à cette heure? Mais où êtes-vous vous-même à l'heure où je vous écris, sur quelle route, dans quel véhicule, dans quelle disposition d'esprit? L'absence et la mort ne diffèrent pas beaucoup, donc on ne se quitte pas, on se perd de vue, mais on sait bien, que n'importe où, on se retrouvera. Aussi je ne dis jamais adieu dans le sens de: Dieu nous sépare, mais dans le sens: à revoir en Dieu sur cette terre ou sur une autre. Est-ce que l'on ne fait pas des progrès tant qu'on veut vivre et tant qu'on croit à l'idéal? est-ce que l'idéal ne sert qu'à cette vie d'un jour ou deux sur la terre? ne croyez pas cela. Nous emportons avec nous ce que nous avons acquis, et nous l'emportons pour l'accroître dans l'éternité. Qu'importe que dans une ou deux de nos existences nous n'ayons pas été assez encouragés, si nous avons entretenu le feu sacré en nous et dans les autres? Ne comptez pas pour rien ces heures où vous donnez avec votre âme celle des grands maîtres à vos amis, tout cela c'est un échange entre eux, vous et nous de ce qu'il y a de meilleur et de plus élevé dans le sanctuaire commun. Ecrivez-nous, cher ami, dites-nous comment vous avez voyagé, comment vous avez retrouvé les sœurs, la nièce, les montagnes, le pays du sel et les montagnards artistes.

Toute la famille d'ici vous embrasse. Maurice, que la mort de Delacroix a beaucoup affecté, surtout par la pensée qu'il est mort sans famille autour de lui, Lina, qui vous présente son poupon à baiser, Manceau qui vous adore (lui comme le plus brutal est le plus aimant de tous), Mme Lambert qui ne cesse de parler de vous, son mari, qui vous étudie rétrospectivement avec une sympathie délicate, Marie Lambert qui pleure pour un rien, mais qui aime beaucoup, Calamatta, qui ne dit plus rien contre Delacroix et qui le regrette comme homme, sans l'avoir jamais compris comme peintre, voilà tout le monde . . non il y a la grande Marie, une nature d'élite sous sa blanche cornette et tous vous aiment et vous crient: Revenez.

George Sand.

Revenez avec de beaux lieders pour moi de vous.
15 Août 63.

II.

Nohant, 5 juillet 66.

Mon Favilla a donc pensé à moi pour mon anniversaire de la 62ième. J'en suis bien touchée, excellent ami. Vous ne dites rien de votre santé, votre cœur absorbe tout et il est navré des dangers de la patrie. Nous comprenons ça, nous qui sommes italiens, mais pas prussiens du tout. Quelle effroyable mêlée est sortie de ce petit démêlé du Holstein! et où est l'issue? Votre pays fût-il écrasé, peut-il être rayé de la carte du monde où il tient une si grande place? Trouvez-vous malheureux pour lui qu'il vienne à perdre la Vénétie? L'Italie n'a-t-elle pas toujours été une ruine et un danger, un boulet à son pied, comme maintenant l'Algérie au notre. On ne s'assimile jamais des nationalités aussi tranchées. On comprend mieux l'assimilation des pays slaves, quoique difficile encore. Mais que faire à tout cela? Le moment semble venu, où il faut que les conquêtes soient des fléaux. La France s'en mêlera-t-elle? pour qui, avec qui? On la voit bien soutenant l'Italie, on ne la conçoit pas aidant la Prusse. Et ici nul ne sait, si elle aidera

quelqu'un. Le chef de l'état est d'autant plus impénétrable, qu'il vit, dit-on, au jour le jour dans sa pensée, et qu'on ne peut deviner des projets, qui n'existent pas. Je vous dis ce qu'on dit. Je suis loin de tout ici et ne sais rien par moi-même. Je vois pousser ma petite fille qui est belle et douce et qui se console autant que possible de la cruelle mort de son frère. Mes enfants sont aussi heureux que possible après cette douleur, et moi qui ai perdu mon pauvre ami, je me réconforte auprès d'eux. Nous jouissons d'un été horrible, tempêtes diluviennes, chaud écrasant, froid tout à coup. Pauvres soldats, pauvres blessés, pauvres morts de toutes nations, quels qu'ils soient, c'est un spectacle désespérant, et on n'ose se réjouir de rien, même dans le coin tranquille où on vit. Vous faites de la musique triste, j'en suis sure et pleine de rêves déchirants. Venez à nous qui vous aimons et qui plaignons toutes les souffrances. J'ai entendu massacrer le Don Juan à l'opéra de Paris, du théatre lyrique on l'a escamoté au profit de quelques brillantes individualités et d'une belle mise en scène. Tout cela ne valait pas le Don Juan de Chrishni au piano, celui-là c'était le vrai et le bon. L'entendrai-je encore? c'est mon rêve, ne me l'ôtez pas.

Tout le monde ici vous embrasse et vous aime.

G. S.

III.

Nohant, 5 Juillet 68.

Comme c'est aimable à toi, mon Chrishni, de ne pas oublier ce 5 Juillet qui a beau m'ajouter des années, il me réjouit toujours comme s'il m'en ôtait puisqu'il me renouvelle le doux souvenir de mes amis éloignés. Si fait, va, nous nous reverrons. On n'est pas plus vieux à 70 ans qu'à 30, quand on a conservé l'intelligence, le cœur et la volonté. Tu n'as rien perdu de tout cela: la seule infirmité dont tu te plaignes, c'est l'affaiblissement de la vue. Cela ne t'empêche pas de voir la nature et de me ramasser de très petites fleurettes, la Linaria Pellissiérana; et d'apprécier le magnifique spectacle de ton lac et de tes montagnes.

Oui, c'est beau, ton pays et je te l'envie, d'autant plus qu'il soutient contre l'intolérance et l'ambition cléricale une lutte qui humilie la France. Quant au déclin de l'art chez toi et chez nous, oui c'est vrai, mais c'est une Eclipse. Les étoiles ont des défaillances de lumière, les hommes peuvent bien en avoir! Ne désespérons jamais, mon ami, tout ce qui s'éteint en apparence est un travail occulte de renouvellement — et nous-mêmes aujourd'hui et toujours vie et mort, sommeil et réveil. Notre état normal résume si bien notre avenir infini!

J'ai aujourd'hui 64 printemps. Je n'ai pas encore senti le poids des ans. Je marche autant, je travaille autant, je dors aussi bien. Ma vue est fatiguée aussi, je mets depuis si longtemps des lunettes, que c'est une question de Nro voilà tout. Quand je ne pourrai plus agir, j'espère que j'aurai perdu la volonté d'agir. Et puis, on s'effraie de l'âge avancé comme si on était sûr d'y arriver. On ne pense pas à la tuile qui peut tomber du toit. Le mieux est de se tenir toujours prêt et de jouir des vieilles années mieux qu'on n'a su jouir des jeunes. On perd tant de temps et on gaspille tant de la vie à 20 ans! Nos jours d'hiver comptent double; voilà notre compensation. Ce qui ne passe ni ne change c'est l'amitié. Elle augmente au contraire, plus qu'elle s'alimente de sa durée. Nous parlons bien souvent de toi, ici. Mes enfants t'aiment avec réligion, nos deux petites filles sont charmantes. Aurore parle comme une [grande] personne. Elle est extraordinairement intelligente et bonne. Tu la verras. Tu reviendras. Tu nous charmeras encore avec ton piano. Nous t'aimons, cher Maëstro, nous t'aimons bien, tu voudras nous embrasser encore et jamais pour la dernière fois. Ce mot n'a pas de sens. G. Sand.

IV.

Cher Favilla bien aimé, ton écriture est superbe, tu vois; mais tu souffres encore, puisque tu dis que tes yeux vont mal; espérons que la guérison viendra vite; ton petit bouquet est encadré dans ma chambre à côté de ses pré-

décesseurs. C'est toujours une joie pour moi de le voir arriver. C'est la marque de la jeunesse toujours florissante de ton cœur et mes enfants me demandent chaque année au 5 Juillet, si j'ai reçu les fleurs d'Ischl; tout mon monde t'aime et te serre la main avec tendresse. Le temps humide nous rend tous un peu malades, j'espère que nous touchons à la fin de ce déluge qui a fait tant de mal à nos pauvres provinces du midi. Avez-vous aussi ces pluies torrentielles dans vos montagnes? Tourguenef m'a dit que tu faisais des vers charmants et parfois très beaux, est-ce vrai? que je suis bête de ne pas savoir un mot d'allemand! Je te lirais avec tant de plaisir. Ecris-moi quand tu le peux sans te fatiguer et crois à l'inaltérable tendresse de ta vieille sœur

G. Sand.

Nohant, 6 Juillet 75, 71 ans.

308, 5 Eugène Delacroix starb 1863.

309, 4 „Salzland", das Salzkammergut.

309, 6 Moriz Dudevant (als Schriftsteller Maurice Sand), der Sohn von George Sand.

309, 8 Lina, eine Enkelin.

309, 9 Manceau, ein junger, kränklicher Künstler, den George Sand unterstützte.

309, 14 Luigi Calamatta, italienischer Kupferstecher, in Paris ausgebildet, lebte in Brüssel. Seine Tochter war die Frau von Maurice Sand.

316, 14 „Paquita", Oper in 3 Akten. Text von Otto Prechtler.

316, 25 „Dominga oder die Schmuggler in den Pyrenäen", komische Oper in 3 Akten. Text von Alexander Baumann.

**12.** Gedenke mein! Taschenbuch für 1848. Siebenzehnter Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Wien. Verlag von Pfautsch & Voß (Seitzergasse Nr. 423). S. XV—XXVI Anton Alex. Graf von Auersperg, genannt: Anastasius Grün. (Auszug aus einer biographischen Skizze.) Unterzeichnet: B. *(G.)*

Album österreichischer Dichter. Nikolaus Lenau. Anastasius Grün . . . . . Mit 12 Porträten. Wien 1850. Verlag von Pfautsch & Voß. S. 57—64. Anastasius Grün. Unterzeichnet: Bauernfeld. *(A.)*

Bauernfeld wurde vom Buchhändler Pfautsch darum ersucht, Auerspergs Biographie für das Taschenbuch „Gedenke mein!" zu schreiben. Er wandte sich an den befreundeten Dichter mit der Bitte um Unterstützung und Anast. Grün gab in einem Brief vom 22. April 1847 die nötigen Daten. Im Mai wurde die Skizze beendet. Die Zensur strich große Partien von Bauernfelds Biographie, die im Jahre 1850 in das „Album", das Pfautsch herausgab, hinübergenommen wurde. Die lange Einleitung blieb weg, dafür konnten nun die ehemals gestrichenen Stellen gebracht werden; der Schluß wurde entsprechend umgearbeitet.

Vgl. Jahrbuch V 134, 160, 214; Nord und Süd II (1877), 382 ff., 389.

328, 2 — 336, 3] fehlt *A.*

336, 17 Anton — 21 durfte] fehlt *G.*

337, 5 bei — 6 herrschte] fehlt *G.*

337, 25 zum Teil] fehlt *G.*

339, 5 voll — 17 Mund] die öffentliche Meinung schrieb die geheimnisvollen Blätter bald unserem Anastasius zu *G.*

341, 17 Anastasius — 342, 3 fand] fehlt *G.*

342, 3 die Zeit jener Kammerherrn-Legende] diese Zeit *G.*

342, 4 Der — 14 „Nibelungen"] Sie *G.*

343, 11 umstimmen!] folgt *G*: Gebt ihr das Verlangte, das Gewohnte, gebt ihr zum dritten, vierten Mal, was zum Ersten und Zweiten behagte und sie wird Euch auf's Neue wieder zujubeln. Immer dasselbe zu singen und zu sagen, ist ja zuletzt doch das ganze Geheimnis so mancher Schriftstellerei!

344, 5 Die neueste Zeit — 346, 7 Leier] Dies auf unsern Dichter angewendet ist mir um seine poetische Zukunft nicht bange. Wo so viel Produktionskraft und Gesinnung, da ist weder ein künstlerisches noch sittliches Erlahmen zu besorgen, und das politische Gewissen wird

durch die Zeit selbst wach erhalten, und wir wollen's hoffen, nach und nach zu höherem Bewußtsein gebracht. Sollte dennoch der kastalische Quell in Anastasius Grün versiegen — aber so manches deutet darauf hin, daß er eben in frischer Strömung begriffen ist — so begnügen wir uns mit den klaren Fluten, mit denen er uns bis jetzt erfrischt hat, und deren hell sprudelnde Gewalt vollkommen hinreicht, dem deutschen und österreichischen Vaterlande zur Ehre zu gereichen. G.



# Personenverzeichnis.

Beiläufig erwähnte Personen haben keine Aufnahme in dieses Register gefunden, bloß aufgezählte Namen nur dann, wenn ihre Zusammenstellung von Bedeutung ist.

# Corrigenda.

S. 2, Z. 23 lies: Barthenheim statt: Barthemhein
„ 115, „ 19 „ gelten, „ gelten;
„ 256, „ 19 „ hatte: „ hatte,
„ 280, „ 8 „ mäßigen „ mächtigen
„ 315, „ 12 „ Glossen „ Klossen
„ 351, „ 18 füge hinzu: Gutzkow, Gesammelte Werke, Frankfurt a. M. 1845, III 309.

